

Zum Briefwechsel bürgerlicher Wissenschaftler

1. Auflage

Akademie-Verlag Berlin 1976

Vorbemerkung

Nachdem wir im vorangehenden Band über den Briefwechsel von Engels und Marx geschrieben haben, beschäftigen uns in diesem einige Briefwechsel deutscher Gesellschaftswissenschaftler des 19. und 20. Jahrhunderts. Und wie wir aus dem Briefwechsel von Engels und Marx nur einige Themen haben auswählen können – eine umfassende Behandlung hätte sicher zehn Bände erfordert –, so haben wir aus den Briefwechseln bürgerlicher Gesellschaftswissenschaftler stets nur ein Thema behandelt und dieses Thema auch gleich in der Überschrift bekannt gegeben.

Dabei waren die Themen recht verschiedener Art. Bisweilen, in dem Briefwechsel Goethe-Carlyle, ging es uns vornehmlich um eine inhaltliche Leistung; bisweilen um eine philosophische Richtung und ein Verhältnis von Wissenschaften zueinander, wie in dem Briefwechsel Dilthey-Yorck von Wartenburg; bisweilen um die äußere Gestalt der wissenschaftlichen Kommunikation, in dem Briefwechsel Alexander von Humboldts mit Varnhagen von Ense; bisweilen um den Charakter von Zeitschriften, in dem Briefwechsel Niebuhr-Boeckh.

Dreimal jedoch handeln wir von der Haltung des Wissenschaftlers, von der politischen im Briefwechsel Jacob Grimm-Dahlmann und Droysen-Treitschke, von der wissenschaftlichen Haltung im Briefwechsel, den Meinecke mit Kaehler und Spranger führte. Dabei sind unter politischer Haltung nicht eine bestimmte politische Linie, sondern Charakter und Engagement zu verstehen, und unter wissenschaftlicher Haltung nicht ein Gegensatz zu unwissenschaftlicher Haltung, sondern Streben nach Wahrheit, Bereitschaft zur Aufgabe als falsch erkannter Ergebnisse, Selbstkritik u. ä.

Es ist nicht verwunderlich, daß Fragen der Haltung solche Aufmerksamkeit gewidmet wird. Spielen doch das politische Engagement wie politische Charakterstärke gerade heute, in einer Zeit stärksten Weltklassenkampfes, eine besondere Rolle. Und auch das Beispiel einer wissenschaftlichen Haltung ist in einer Epoche, in der mit dem Aufbau des Sozialismus eine enorme Entfaltung wissenschaftlicher Betätigung eingesetzt hat, von größter gesellschaftlicher Bedeutung.

Dieser wie der vorangehende Band zeigen die große Bedeutung, die Briefwechsel für die Geschichte der Gesellschaftswissenschaften haben – für die Geschichte im weitesten Sinne des Wortes, auch die Gegenwart miteinschließend.

Dabei darf man nicht nur an den Briefwechsel von Gesellschaftswissenschaftlern denken; auch der von Naturwissenschaftlern kann große Bedeutung für Gesellschaftswissenschaftler haben, wie auch solcher von Naturwissenschaftler und Gesellschaftswissenschaftler, ja, fast möchte man sagen, jeder Briefwechsel.

[8] Jeder Briefwechsel! Denken wir etwa an die Sammlung von Liebesbriefen, die zwischen Bernard Shaw und Stella Campbell, der Schauspielerin, gewechselt wurden. Man lese etwa den Brief Shaws vom 7. November 1901, in dem Mrs. Theodore Wright genannt wird, „die mit Karl Marx befreundet war“. Ich hatte nie von ihr gehört und sah im Briefwechsel von Engels und Marx nach, ohne sie erwähnt zu finden. Aber Engels nennt sie nach dem Tode von Marx und spricht von ihr als „Mutter Wright“. Aus dem Personenverzeichnis des 36. Bandes ergibt sich jedoch, daß die Institute für Marxismus-Leninismus in Moskau und Berlin nichts über sie wissen, nicht einmal ihren Vornamen – außer, was sich aus dem Zusammenhang des Briefes von Engels ergibt, daß sie eine englische Sozialistin und Mitglied der Social Democratic-Federation

war. Aus dem begeisterten Brief Shaws über eine Björnsonaufführung durch Stella Campbell erfahren wir nun wenigstens den Vornamen ihres Mannes und können weiter forschen.

Auch ein Brief Shaws vom 7. Februar 1913 ist von großem Interesse, und zwar für Literatur- und Sprachwissenschaftler. Er folgt dem Brief vom Tag zuvor, der beginnt: „Stella, Stella“, und nachdem Shaw dieses Wort 29 mal wiederholt hat, fährt er fort „was kann ich sonst noch sagen?“ kein sehr intelligenter Briefanfang und recht bedeutungslos für Gesellschaftswissenschaftler. Der Brief vom nächsten Tage aber beginnt schon etwas intelligenter: „Jetzt noch eine letzte Zeile, denn das ist meine letzte Nacht alleine. Ich wünschte, ich könnte Verse schreiben. Warum purzeln nicht ganz natürliche Reime in mein Haupt wie in das von Morris?“ William Morris war ein bedeutender Dichter, Kunsttheoretiker, Kunsthandwerker und Sozialist Englands, den auch Engels hoch schätzte. Über Morris schreibt Shaw weiter in diesem Brief: „Wenn Morris kritisch von Dingen, die er nicht recht mochte, Prosa sprach, fehlte ihm oft ein Wort, und er benutzte mich als Lexikon. Ich gab ihm das Wort, das er suchte, und er riß es mit Erleichterung an sich, obgleich er Verse aneinander reihen konnte, ohne dabei nachzudenken, und mich mit erstaunt zweifelndem Mißbehagen ansah, wenn ich ihm sagte, daß, wenn ich einen Reim brauchte, ich das Alphabet durchgehen müßte, Stella, bella, sella, della ...

Ganz große Schätze sind noch aus den vorhandenen Briefwechseln der Vergangenheit zu heben – ich sage ausdrücklich Vergangenheit, denn seit vielen Jahren schon werden kaum noch Briefe gewechselt, die mehr als kurze Mitteilungen enthalten. Die Kunst des Briefschreibens geht in der Hast der Gegenwart und durch die Kommunikationstechnik des Telefons verloren. Auch das wird die sozialistische Gesellschaft uns einmal wiederbringen, daß die Menschen sich inhaltvolle Briefe schreiben.

Die Briefe, die ich im folgenden behandle, sind zumeist etwas ausgedehnter eingeführt, mit kleinen Abschnitten über die Briefschreiber, die Bedeutung des für uns zentralen Themas, über Kontrasteigenschaften, die die Haltung des Wissenschaftlers besonders bemerkenswert machen, und manches andere. Ich hoffe, daß diese Abschnitte vom Leser als nützlich empfunden werden, zumal sie gelegentlich eine neue Interpretation bringen oder Kontraste geben, die bisher wenig beachtet worden sind.

112 Berlin-Weißensee *Jürgen Kuczynski*

Parkstraße 94

[9]

1. Kapitel: Der Briefwechsel zwischen Goethe und Th. Carlyle – Zum Problem der Weltliteratur

1. Zu Carlyle

Der Carlyle, den Engels so oft und billigend in seinem Werke über „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ zitiert, ist ein anderer, als der, mit dem Goethe korrespondierte und wieder ein anderer als der, mit dem sich Engels schon 1850 scharf auseinandersetzen mußte.

Der Carlyle der „Lage der arbeitenden Klasse“ konnte etwa über die Arbeitslosen, die hilflos der Suche nach Arbeit ausgesetzt waren, schreiben: „Der Pferdebesitzer muß, wenn die Sommerarbeit getan ist, seine Pferde durch den Winter füttern. Wenn er nun zu seinen Pferden sagen wollte: ‚Vierfüßler, ich habe keine Arbeit mehr für euch, aber es gibt eine Menge Arbeit in der Welt. Ihr wißt – oder muß ich euch erst volkswirtschaftliche Vorträge halten? –, daß die Dampfmaschine auf die Dauer immer mehr Arbeit schafft. In einem Teile der Erde werden Eisenbahnen gebaut, in einem anderen Kanäle, viel Arbeit wird verlangt. Zweifelt nicht daran, irgendwo in Europa, Asien, Afrika oder Amerika werdet ihr Arbeit finden, geht und sucht Arbeit, und möge es euch gut gehen!‘ Und sie wiehern mißtrauisch mit vorgeschobener Oberlippe, und das bedeutet, daß Europa, Asien, Afrika und Amerika ihnen etwas aus dem Wege liegen und daß sie nicht recht wissen, was für Arbeit verlangt wird. Sie können keine Arbeit finden. Sie galoppieren verzweifelt die Landstraßen entlang, die zur Rechten und zur Linken eingefriedigt sind, endlich fangen sie, vom Hunger gequält, an, über die Einfriedigung hinwegzuspringen und fremdes Eigentum zu verzehren – das übrige wissen wir !“¹

Engels hielt damals viel von Carlyle und war voller Hoffnung für seine Entwicklung. So schrieb er in einer Fußnote über ihn: „Er geht der sozialen Unordnung von allen englischen Bourgeois am tiefsten auf den Grund und fordert Organisation der Arbeit. Ich hoffe, daß Carlyle, der den rechten Weg gefunden hat, auch imstande sein wird, ihn zu verfolgen. Meine und vieler Deutschen beste Wünsche begleiten ihn!“ 1892 aber fügte er dieser Fußnote folgende Bemerkungen an: „Aber die Februarrevolution machte ihn zum vollendeten Reaktionär; der gerechte Zorn über die Philister schlug um in versauerte Philister-Verdrießlichkeit über die historische Woge, die ihn auf den Strand warf.“²

Schon vorher hatte sich Engels mit Carlyle beschäftigt und gibt folgenden Verweis dazu in der „Lage der arbeitenden Klasse“: „Carlyle gibt in seinem ‚Past and Present‘ [10] [Vergangenheit und Gegenwart] (London 1843) eine ausgezeichnet schöne Schilderung der englischen Bourgeoisie und ihrer ekelhaften Geldsucht, die ich in den ‚Deutsch-Französischen Jahrbüchern‘ teilweise übersetzt habe und auf die ich verweise.“³

Den Umschwung bei Carlyle spürt Engels schon unmittelbar nach der Revolution. In einer schönen und klugen Besprechung der „Latter-Day Pamphlets“ schreibt er in der „Neuen Rheinischen Zeitung. Politisch-Ökonomische Revue“ Anfang 1850⁴:

„Wir haben an der neuesten Schrift von Guizot (Heft II der ‚N. Rh. Z.‘) gesehn, wie die Kapazitäten der Bourgeoisie im Untergehn begriffen sind. In den vorliegenden zwei Broschüren von Carlyle erleben wir den Untergang des literarischen Genies an den akut gewordenen geschichtlichen Kämpfen, gegen die es seine verkannten, unmittelbaren, prophetischen Inspirationen geltend zu machen sucht.

¹ Th. Carlyle, Sozialpolitische Schriften, Bd. 1, Göttingen 1895, S. 18.

² Marx/Engels, Werke, Bd. 2, Berlin 1957, S. 502.

³ Ebendort, S. 486.

⁴ Ich meine, daß das Institut für Marxismus-Leninismus mit der berechtigten Vorsicht des Herausgebers die Autorenschaft des Artikels nur als „Wahrscheinlich“ Engels (und nicht Marx) zuschreibt. Mir scheint sowohl nach dem Stil wie auch nach der vorangehenden Beschäftigung von Engels mit Carlyle die Autorenschaft von Engels sicher.

Thomas Carlyle hat das Verdienst, literarisch gegen die Bourgeoisie aufgetreten zu sein zu einer Zeit, wo ihre Anschauungen, Geschmacksrichtungen und Ideen die ganze offizielle englische Literatur vollständig unterjochten, und in einer Weise, die mitunter sogar revolutionär ist. So in seiner französischen Revolutionsgeschichte, in seiner Apologie Cromwells, in dem Pamphlet über den Chartismus, in ‚Past and Present‘. Aber in allen diesen Schriften hängt die Kritik der Gegenwart eng zusammen mit einer seltsam unhistorischen Apotheose des Mittelalters, auch sonst häufig bei englischen Revolutionären, z. B. bei Cobbett und einem Teil der Chartisten. Während er in der Vergangenheit wenigstens die klassischen Epochen einer bestimmten Gesellschaftsphase bewundert, bringt ihn die Gegenwart zur Verzweiflung, graut ihm vor der Zukunft. Wo er die Revolution anerkannt oder gar apotheosiert, konzentriert sie sich ihm in ein einzelnes Individuum, einen Cromwell oder Danton. Ihnen widmet er denselben Heroenkultus, den er in seinen ‚Lectures on Heroes and Hero-Worship‘ als einzige Zuflucht aus der verzweiflungsschwangern Gegenwart, als neue Religion gepredigt hat.

Wie die Ideen, so der Stil Carlyles. Er ist eine direkte, gewaltsame Reaktion gegen den modern-bürgerlichen englischen Pecksniff-Stil, dessen gespreizte Schlawfrigkeit, vorsichtige Weitschweifigkeit und moralisch-sentimentale zerfahrene Langweiligkeit von den ursprünglichen Erfindern, den gebildeten Cockneys, auf die ganze englische Literatur übergegangen ist. Ihr gegenüber behandelte Carlyle die englische Sprache wie ein vollständig rohes Material, das er von Grund aus umzuschmelzen hatte. Veraltete Wendungen und Worte wurden wieder hervorgesucht und neue erfunden nach deutschem und speziell Jean Paulschem Muster. Der neue Stil war oft himmelstürmend und geschmacklos, aber häufig brillant und immer originell. Auch hierin zeigen die ‚Latter-Day Pamphlets‘ einen merkwürdigen Rückschritt.“⁵

Kein Wunder, daß der alte Carlyle vereinsamt. Denn wer ständig gegen die Gegen-[11]wart wettet, kann nicht auf Grund seiner „Heldenverehrung“ der Vergangenheit der herrschenden Klasse ans Herz wachsen.

Schulze-Gaevernitz endet seine Carlyle-Studie mit dem Tode dessen Frau im Jahre 1866. Danach, über die letzten 15 Jahre, kann er nur noch folgendes berichten:

„Carlyle war damals bereits über 70 Jahre alt, aber noch fast 15 Jahre überlebte er seine Frau. Seine litterarische Tätigkeit war beendet; er verbrachte seine Tage mit Lesen, Diktieren von Briefen und Erinnerungen sowie dem Ordnen seiner zahlreichen Papiere. Es war ein schönes, ernstes Greisenalter; immer mehr zog sich sein Geist auf Goethe, von dem er sagte, daß er sein ‚nächster Nachbar‘ sei, und das alte Testament zurück.

Nur einmal trat er noch an die Öffentlichkeit, und zwar in jenem Briefe an die ‚Times‘ während des Krieges 1871, in welchem er seinen Landsleuten darlegte, wie Frankreich zu Elsaß-Lothringen gekommen sei und wie Deutschland jetzt lediglich eine Rechnung, die man Jahrhunderte lang habe anwachsen lassen, zur Begleichung vorzeigte. Schon in seinem Leben Friedrichs hat er vorhergesagt, daß Preußen sich zum ersten Staate Deutschlands, vielleicht Europas emporentwickeln werde. Jetzt war seine Prophezeiung in der Erfüllung begriffen. So schrieb er in einem Briefe an Froude: ‚Von keinem so merkwürdigen Kriege habe ich je gelesen und ich erwarte, daß seine Resultate heilsamer, großartiger und hoffnungsvoller sein werden, als die von irgend welchen anderen Kriegen in meiner Zeit. – Seit alten Zeiten ist Deutschland die friedliebendste, frömmste und stärkste, von allen Nationen am meisten Respekt einflößende gewesen. Deutschland sollte Präsident von Europa sein und wird auch dem Anscheine nach wieder auf fünf Jahrhunderte mit dem Amte betraut werden.‘

Am 4. Februar 1881 beschloß Carlyle sein langes Leben – ein Leben unveränderlicher Wahrhaftigkeit und unausgesetzter Arbeit. Die höchsten Ehren, welche ihm Disraëli angeboten hatte, hatte er ausgeschlagen; die einzige Auszeichnung, die er annahm, war der Preußische Orden

⁵ Marx/Engels, Werke, Bd. 7, Berlin 1960, S. 255 f.

des von Friedrich dem Großen gestifteten Pour le Mérite. Carlyle wurde auf dem kleinen Dorfkirchhof zu Ecclefechan neben den Gräbern seiner Eltern beerdigt; eine Beisetzung in der Westminsterabtei hatte er nicht gewünscht. So ist der kleine Friedhof des abgelegenen schottischen Dorfes heute ein Wallfahrtsort für Besucher aus England und Deutschland, aus Amerika und Australien – mit Recht, denn keiner hat so viel wie er gethan zur Begründung einer alle germanischen Völker umfassenden Geistesgenossenschaft, eines Panteutonismus im edelsten Sinne des Wortes.“⁶

So sehr Carlyle über England und die Welt wettete – ein Land schien ihm am Ende das Land der Zukunft: Das Deutschland Friedrich des Großen und Bismarcks.

Damit schließt eine Beziehung zu Deutschland, die so ganz anders begonnen hatte.

Zwar hätte sich der Schotte Carlyle im Grabe umgedreht, wenn er damals nicht noch ganz frisch gelebt hätte, als Engels ihn einen „Deutsch-Engländer“ nannte.⁷ [12] Aber immer war die Beziehung von Carlyle zu Deutschland besonders eng gewesen. Und auch Engels erinnert an sie in dem schon zitierten Aufsatz von 1850, dessen erster Absatz lautet: „Thomas Carlyle ist der einzige englische Schriftsteller, auf den die deutsche Literatur einen direkten und sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Schon aus Höflichkeit darf der Deutsche seine Schriften nicht unbeachtet vorübergehen lassen.“⁸

Deutsche Literatur – vor allem die Schöne Literatur Deutschlands. Goethe kennt praktisch nur den damals (1827/32) bedeutendsten Vermittler und Übersetzer deutscher Schöner Literatur in Großbritannien. In „Meyers Großes Konversations-Lexikon“ (Ausgabe 1903) sind Carlyles Arbeiten zur deutschen Schönen Literatur in der Zeit seines Briefwechsels mit Goethe so zusammengefaßt: „Schon seit 1822 hatte er sich vornehmlich mit der neuem deutschen Literatur beschäftigt, und niemand hat mehr als C. dazu beigetragen, ihre Kenntnis den Engländern zu vermitteln. Im Zeitraum weniger Jahre brachte er eine Übersetzung von Goethes ‚Wilhelm Meister‘ (Edinb. 1825, 3 Bde.), eine Biographie Schillers (Lond. 1825) und eine Auswahl von Übersetzungen aus Goethe, Fouqué, Tieck, Musäus, Jean Paul, Hoffmann u. a. mit kritischen und biographischen Einleitungen u. d. T.: ‚German romances‘ (Edinb. 1827, 4 Bde.) sowie eine große Anzahl kleinerer Aufsätze über Werner, Novalis, den Briefwechsel Goethes mit Schiller, Heyne, das Nibelungenlied., die später mit andern in der Sammlung seiner ‚Critical and miscellaneous essays‘ (neue Ausg. 1893, 8 Bde.) vereinigt wurden. Durch den ‚Meister‘ war C. zu Goethe in Beziehungen getreten; ein Briefwechsel zwischen beiden ward angeknüpft, Goethe selbst leitete die 1830 in Frankfurt erschienene deutsche Übersetzung der Schiller-Biographie ein, und der englische Gelehrte blieb sein lebenslang ein begeisterter Verehrer des Weimarer Dichterkönigs.“⁹

Goethe schätzte Carlyle als Kritiker ganz außerordentlich. So berichtet Eckermann aus der Zeit, als der Briefwechsel einsetzte (nach zwei bedeutungslosen formellen Briefen 1824 beginnt der eigentliche Briefwechsel im April 1827) unter dem Datum des 15. Juli 1827:

„Goethe fuhr fort die englischen Zeitungen zu lesen, in welcher Beschäftigung ich ihn beim Hereintreten gefunden. Ich nahm einen Band von Carlyles Übersetzung deutscher Romane in die Hände, und zwar den Teil, welcher Musäus und Fouqué enthielt. Der mit unserer Literatur sehr vertraute Engländer hatte den übersetzten Werken selbst immer eine Einleitung, das Leben und eine Kritik des Dichters enthaltend, vorgehen lassen. Ich las die Einleitung zu Fouqué und konnte zu meiner Freude die Bemerkung machen, daß das Leben mit Geist und vieler Gründlichkeit geschrieben und der kritische Standpunkt, aus welchem dieser beliebte Schriftsteller zu

⁶ G. von Schulze-Gaevernitz, Carlyle, Berlin 1897, S. 45 f.

⁷ Marx/Engels, Werke, Bd. 2, S. 502.

⁸ Ebendort, Bd. 7, S. 255.

⁹ Bd. 3, Leipzig und Wien 1903, S. 767.

betrachten, mit großem Verstand und vieler ruhiger, milder Einsicht in poetische Verdienste bezeichnet war ...

Während ich dieses gelesen, hatte Goethe sich in seine hinteren Zimmer zurückgezogen. Er sendete mir seinen Bedienten mit der Einladung, ein wenig nachzukommen, [13] welches ich tat. ‚Setzen Sie sich noch ein wenig zu mir‘, sagte er, ‚daß wir noch einige Worte miteinander reden. Da ist auch eine Übersetzung des Sophokles angekommen, sie liest sich gut und scheint sehr brav zu sein; ich will sie doch einmal mit Solger vergleichen. Nun, was sagen Sie zu Carlyle?‘ Ich erzählte ihm, was ich über Fouqué gelesen. ‚Ist das nicht sehr artig‘, sagte Goethe; ‚ja, überm Meere gibt es auch gescheite Leute, die uns kennen und zu würdigen wissen ...

‚Im ästhetischen Fache sieht es freilich bei uns am schwächsten aus, und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle stoßen.‘¹⁰

Zehn Tage später bemerkt Goethe: ‚„An Carlyle ist es bewundernswürdig, daß er bei Beurteilung unserer deutschen Schriftsteller besonders den geistigen und sittlichen Kern als das eigentlich Wirksame im Auge hat. Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird.“¹¹

Genau wie Engels noch fast 20 Jahre später (1845) verspricht sich auch Goethe viel von der Zukunft Carlyles.

Und noch einmal, am 11. Oktober 1828, kommen die Beiden auf Carlyle zu sprechen:

‚Das gedachte ‚Foreign Review‘ des Herrn Fraser enthielt unter vielen bedeutenden und interessanten Gegenständen auch einen höchst würdigen Aufsatz über Goethe von Carlyle, den ich diesen Morgen studierte. Ich ging mittags ein wenig früher zu Tisch, um vor der Ankunft der übrigen Gäste mich mit Goethe darüber zu bereden.

Ich fand ihn, wie ich wünschte, noch allein, in Erwartung der Gesellschaft. Er trug seinen schwarzen Frack und Stern, worin ich ihn so gerne sah; er schien heute besonders jugendlich heiter, und wir fingen sogleich an, von unserem gemeinsamen Interesse zu reden. Goethe sagte mir, daß er Carlyles Aufsatz über ihn gleichfalls diesen Morgen betrachtet, und so waren wir denn imstande, über die Bestrebungen der Ausländer manche Worte des Lobes gegenseitig auszutauschen.

‚Es ist eine Freude, zu sehen‘, sagte Goethe, ‚wie die frühere Pedanterie der Schotten sich in Ernst und Gründlichkeit verwandelt hat. Wenn ich bedenke, wie die Edinburger vor noch nicht langen Jahren meine Sachen behandelt haben, und ich jetzt dagegen Carlyles Verdienste um die deutsche Literatur erwäge, so ist es auffallend, welch ein bedeutender Vorschnitt zum Besseren geschehen ist.‘

‚An Carlyle‘, sagte ich, ‚muß ich vor allem den Geist und Charakter verehren, der seinen Richtungen zum Grunde liegt. Es ist ihm um die Kultur seiner Nation zu tun und da fragt er denn bei den literarischen Erzeugnissen des Auslandes, womit er seine Landsleute bekannt zu machen wünscht, weniger nach Künsten des Talents als nach der Höhe sittlicher Bildung, die aus solchen Werken zu gewinnen.

‚Ja‘, sagte Goethe, ‚die Gesinnung, aus der er handelt, ist besonders schätzbar. Und wie ist es ihm ernst! und wie hat er uns Deutsche studiert! Er ist in unserer Literatur fast besser zu Hause als wir selbst; zum wenigsten können wir mit ihm in unsern Bemühungen um das Englische nicht wetteifern.‘¹² [14]

¹⁰ Goethes Gespräche mit Eckermann (künftig zitiert als: Eckermann), Berlin 1955, S. 343 f.

¹¹ Ebendort, S. 352.

¹² Ebendort, S. 419 f.

2. Das Problem der Weltliteratur bei Goethe

Goethe war immer außerordentlich aufgeschlossen für die Literatur anderer Länder, wie er sich überhaupt von der Kenntnis anderer Länder stets viel für die Bildung des Menschen versprach.

„Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
nicht seine Bildung danken. Vaterland
und Welt muß auf ihn wirken ...“

meint er im „Tasso“.¹³

Fast zwanzig Jahre später, 1808, entwirft Goethe den Plan eines lyrischen Volksbuches, in dem er bemerkt:

„Bedenkt man, daß so wenig Nationen überhaupt, besonders keine neuere, Anspruch an absolute Originalität machen kann, so braucht sich der Deutsche nicht zu schämen, der seiner Lage nach in den Fall kam, seine Bildung von außen zu erhalten, und besonders, was Poesie betrifft, Gehalt und Form von Fremden genommen hat. Ist doch das fremde Gut unser Eigentum geworden.“

Mit dem rein Eigenen würde Angeeignetes, es wäre durch Übersetzung oder durch innigere Abhandlung unser geworden, aufzunehmen sein; ja man müßte ausdrücklich auf Verdienste fremder Nationen hinüberweisen, weil man das Buch ja auch für Kinder bestimmt, die man besonders jetzt früh genug auf die Verdienste fremder Nationen aufmerksam zu machen hat.“¹⁴

Die Welt muß auf den Menschen wirken – möglichst schon auf das Kind. Schon als Kind soll der Mensch ein Weltkind sein, das auch die fremden Gedichte kennt und gern hat oder gar liebt.

Und fast wieder ein Jahrzehnt später, 1817, bemerkt er in einer Notiz „Deutsche Sprache“: „So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufsatz willkommen sein, der uns vor Augen stellte, wie seit vierzig Jahren geist- und klangreiche Menschen sowohl französischen als italienischen Opern deutsche Texte untergelegt und sich dadurch um Sprache und Musik großes, unbeachtetes Verdienst erworben ... Vielleicht gibt ein Mitarbeiter der Musikalischen Zeitung, der sich dieser Epochen als Teilnehmer erinnert, uns hiervon eine gedrängte Übersicht; woraus denn abermals erhellen würde, daß der Deutsche nichts Wunderlicheres tun könnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, daß er von eigenem Vermögen zehre, uneingedenk alles dessen, was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.“¹⁵

Welch fröhliche Haltung des Empfangens aus den Literaturen anderer Länder spricht aus diesen Zeilen!

Ja, noch weiter geht Goethe, wenn er, ebenfalls zu dieser Zeit, bemerkt: „Wie der einzelne Mensch, so auch die Nation ruht auf dem Altvorhandenen, Ausländischen [15] oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbstgeleisteten; aber nur insofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urteilen und versteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt.“¹⁶

1819 erschien dann „West-östlicher Divan“, zu dem Goethe ausführliche „Noten und Abhandlungen“ gibt. In diesen rühmt er auch den englischen Orientalisten William Jones, über den er schreibt:

„Die Verdienste dieses Mannes sind so weltbekannt und an mehr als einem Orte umständlich gerühmt, daß mir nichts übrig bleibt, als nur im allgemeinen anzuerkennen, daß ich aus seinen

¹³ J. W. Goethe, Sämtliche Werke (Cotta-Jubiläums-Ausgabe, hinfert zitiert als: Cotta), Stuttgart und Berlin, Bd. 12, S. 103.

¹⁴ Ebendort, Bd. 37, S. 5.

¹⁵ Ebendort, S. 93 f.

¹⁶ Ebendort, S. 99.

Bemühungen von jeher möglichst Vorteil zu ziehen gesucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir besonders merkwürdig geworden.

Er, nach echter englischer Bildungsweise, in griechischer und lateinischer Literatur dergestalt gegründet, daß er nicht allein die Produkte derselben zu würdern, sondern auch selbst in diesen Sprachen zu arbeiten weiß, mit den europäischen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orientalischen bewandert, erfreut er sich der doppelt schönen Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigensten Verdiensten zu schätzen, sodann aber das Schöne und Gute, worin sie sämtlich einander notwendig gleichen, überall aufzufinden.“¹⁷

Hier wird ein besonderes Streben Goethes deutlich: die Eigenheiten einer jeden Literatur und das allen Literaturen Gemeinsame zu erfassen – ein Problem, das ihn hinfort in dieser oder jener Form noch häufig beschäftigen wird.

1826 erscheint eine vierbändige Ausgabe von Werken Goethes in Frankreich, über deren weltliterarische Bedeutung Goethe sich Gedanken macht. Wieder ist es zunächst der Gedanke, wie nützlich die fremde Literatur einem Volke ist, in diesem Fall die deutsche dem französischen, der ihn beschäftigt; aber dann kommt er allgemein auf die zunehmende Weltaufgeschlossenheit der französischen Literatur und damit auch das Wachsen des kritischen Niveaus in Frankreich zu sprechen:

„Und so darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch so viel Prüfungs- und Läuterungsepochen durchgegangenes Volk (wie das französische – J. K.) sich nach frischen Quellen umsieht, um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen, und sich deshalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutschen richten sie ihre Aufmerksamkeit, sondern auch auf den Engländer, den Italiener; und wenn sie Schillers *Kabale und Liebe* in drei Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drei Theatern günstig aufnehmen, wenn sie Musäus' Märchen übersetzen, so sind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimisch, und sie wissen die Verdienste Manzonis nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang, den sie nehmen, Acht gibt, so möchte die Zeit herannahen, wo sie uns Deutsche an gründlich freisinniger Kritik zu übertreffen auf [16] den Weg gelangen. Möge sich dies ein jeder, den es angeht, gesagt sein lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem hohen, nicht längst erreichten Standpunkte Günstiges oder Ungünstiges über uns und andere Nachbarnationen aussprechen.“¹⁸

1827 – eine neue Stufe des Denkens, die Engels und Marx später im „Kommunistischen Manifest“ aufnehmen werden: Goethe spricht von einer Weltliteratur, ja, unterstreicht das Wort in seinen Ausführungen zu einer Pariser Tasso-Aufführung:

„Überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im Ganzen hiermit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amtes ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine *Weltliteratur*, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder Verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist.

Erfahren wir ja das gleiche von unsern eignen Landsleuten; und warum sollten die Nationen unter sich einig sein, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verstehen. Wir

¹⁷ Ebendort, Bd. 5, S. 291.

¹⁸ Ebendort, Bd. 38, S. 25.

haben im literarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benutzten ohne Anerkennung.“¹⁹

Das Entstehen der Weltliteratur ist für Goethe ganz eng mit dem allgemeinen Fortschritt der Menschheit verbunden, sie entsteht nicht aus sich heraus, sondern im Zusammenhang und auf der Basis allgemeinen Fortschritts.

Großartig, wie Goethe hier die Weltliteratur aus den allgemeinen Verhältnissen herauswachsen läßt, die Engels und Marx dann zwei Jahrzehnte später so im „Kommunistischen Manifest“ schildern werden:

„Das Bedürfnis nach einem stets ausgedehnteren Absatz für ihre Produkte jagt die Bourgeoisie über die ganze Erdkugel. Überall muß sie sich einnisten, überall anbauen, überall Verbindungen herstellen.

Die Bourgeoisie hat durch ihre Exploitation des Weltmarkts die Produktion und Konsumtion aller Länder kosmopolitisch gestaltet. Sie hat zum großen Bedauern der Reaktionäre den nationalen Boden der Industrie unter den Füßen weggezogen. Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden. An die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbst-[17]genügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander. Und wie in der materiellen, so auch in der geistigen Produktion. Die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit und Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und lokalen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur.“²⁰

Häufiger wird jetzt bei Goethe der Begriff der Weltliteratur auftauchen, insbesondere zu Anfang ihrer Entdeckung durch ihn, im Jahre 1827.²¹ Schon zu Beginn dieses Jahres (31. Januar) hatte er zu Eckermann gesagt: „Ich sehe immer mehr, daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist, und daß sie überall und zu allen Zeiten in Hunderten und aber Hunderten von Menschen hervortritt. Einer macht es ein wenig besser als der andere und schwimmt ein wenig länger oben als der andere, das ist alles. Der Herr von Matthisson muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, sondern jeder muß sich eben sagen, daß es mit der poetischen Gabe keine so seltene Sache sei, und daß niemand eben besondere Ursache habe, sich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freilich, wenn wir Deutschen nicht aus dem engen Kreise unserer eigenen Umgebung hinausblicken, so kommen wir gar zu leicht in diesen pedantischen Dünkel. Ich sehe mich daher gerne bei fremden Nationen um und rate jedem, es auch seinerseits zu tun. Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“²²

¹⁹ Ebendort, S. 97.

²⁰ K. Marx/F. Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, Berlin 1945, S. 7 f. [MEW Bd. 4, S. 465/466]

²¹ Das Wort „Weltliteratur“ taucht schon 1802 in August Wilhelm Schlegels „Berliner Vorlesungen“ auf, ohne daß er den Begriff jedoch ausführlicher behandelt und ihr Entstehen zu erklären sucht, zumal sie ihm im Grunde identisch ist mit „universeller und unvergänglicher Poesie“. Als solcher, zeitloser, ist der Begriff dann auch kaum wieder aufgenommen worden, bis er eine ähnliche Verwendung in viel späterer Zeit fand und wir ihm, statt dem von Goethe und Marx, folgten.

²² Eckermann, S. 278.

Ein halbes Jahr später noch einmal zu Eckermann (15. Juli 1827): „Es ist aber sehr artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu korrigieren. Das ist der große Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt, und der sich immer mehr zeigen wird. Carlyle hat das Leben von Schiller geschrieben und ihn überall so beurteilt, wie ihn nicht leicht ein Deutscher beurteilen wird. Dagegen sind *wir* über Shakespeare und Byron im klaren und wissen deren Verdienste vielleicht besser zu schätzen als die Engländer selber.“²³

Es ist durchaus nicht zufällig, daß Carlyle hier im Zusammenhang mit dem Begriff der Weltliteratur genannt wird, ebensowenig, daß der Begriff 1830 in einer Bemerkung zu Carlyles Buch über Schillers Leben auftaucht. Goethe äußerte sich dort so:

„Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht; denn die sämtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durch einander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr worden, in sich aufgenommen, bis-[18]her unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen und aus ihr baldmöglichst, wie man es im Warenhandel ja auch tun muß, Vorteil und Genuß zu gewinnen.“²⁴

1831 entwickelt Goethe die Idee einer Epochenfolge „geselliger Bildung“. Wie schön schildert Goethe die erste Epoche: „In einer mehr oder weniger rohen Masse entstehen enge Kreise; die Verhältnisse sind die intimsten, man vertraut nur dem Freunde, man singt nur der Geliebten, alles hat ein häusliches Familienansehen. Die Zirkel schließen sich ab nach außen und müssen es tun, weil sie in dem rohen Elemente ihre Existenz zu sichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Muttersprache. Mann nannte mit Recht diese Epoche die idyllische.“

Die vierte Epoche folgt der, die Goethe „einstweilen ... die allgemeinere“ nennt: „Daß sie aber universell werde, dazu gehört Glück und Gunst, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen seit vielen Jahren treulich durchgefördert, so gehört ein höherer Einfluß dazu, daß zu bewirken, was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreise, die sich sonst nur berührten, die Anerkennung eines Zwecks, die Überzeugung, wie notwendig es sei, sich von den Zuständen des augenblicklichen Weltlaufs, im realen und idealen Sinne, zu unterrichten. Alle fremden Literaturen setzen sich mit der einheimischen ins Gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Diese Darstellung möchte wohl den herzlichsten Dank und die redlichste Panegyrik den hohen Begünstigenden aussprechen.“²⁵

Von 1827, als der Gedanke einer Weltliteratur mit diesem präzisen Begriff auftaucht, bis 1831, als dieser Gedanke zum letzten Male in einer „universellen Epoche geselliger Bildung“ anklingt, steht Goethe in einem ausführlichen Briefwechsel mit Carlyle, mit Carlyle, dem Übersetzer und Kritiker deutscher Literatur in Großbritannien, dem gegenüber er sich darum auch so ausgiebig zum Problem der Weltliteratur äußern kann.

Wir hatten schon darauf aufmerksam gemacht, wie Bemerkungen über Weltliteratur und Carlyle in jenem Gespräch mit Eckermann am 15. Juli 1827 zusammenfließen.

Man hat sich oft gewundert, wie herzlich vertraut und freundschaftlich sich Goethe im letzten Lebensjahrfünft mit dem ihm persönlich unbekanntem und auch in Großbritannien nur als

²³ Ebendort, S. 344.

²⁴ Cotta, Bd. 38, S. 212 f.

²⁵ Ebendort, S. 232 f.

junger, vielversprechender „Germanist“ bekannten Carlyle schrieb. 1830 empfahl Goethe ihn „der hochansehnlichen Gesellschaft für ausländische schöne Literatur zu Berlin“, indem er ihn als einen Mann vorstellte, „welchen ich unter diejenigen zähle, die in späteren Jahren sich an mich tätig angeschlossen, mich durch eine mitschreitende Teilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert und durch [19] ein edles, reines, wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben.“²⁶

Vielleicht erklärt sich dies merkwürdige Verhältnis vor allem daraus, daß Goethe in Carlyle einen Protagonisten einer entstehenden Weltliteratur sah, der gerade die Elemente der deutschen Literatur, insbesondere der deutschen Klassik, Goethe und Schiller, in sie aufzunehmen helfen sollte.

3. Die Briefe zur Weltliteratur

Nach dem Brief Carlyles vom 24. Juni 1824, der die Übersendung der Übersetzung von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ begleitet und Goethes freundlicher Antwort vom 30. Oktober des gleichen Jahres, beginnt der eigentliche Briefwechsel mit einem Schreiben Carlyles vom 15. April 1827, das die Übersendung des *Life of Schiller* und von *German Romance* begleitet. Goethe antwortet zweimal, ganz kurz am 17. Mai und dann plötzlich ganz ausführlich am 20. Juli 1827, fünf Tage nach dem ausführlichen Gespräch mit Eckermann über Carlyle und Weltliteratur, aus dem wir eingangs zitiert haben.

Der Brief vom 20. Juli enthält nun ganz wundervolle Passagen über das Heranwachsen einer Weltliteratur – das Wort wird nicht verwandt – im Rahmen der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, verbunden mit Erwartungen eines Fortschritts auf größere Duldung.

Wie offen Goethe schreibt, geht schon aus diesen Zeilen hervor: „Sei mir nun erlaubt, allgemeine Betrachtungen hinzuzufügen, welche ich längst bei mir im Stillen hege und die mir bei den vorliegenden Arbeiten abermals frisch aufgeregt worden.“²⁷

Und dann betrachtet er die Literatur der Welt in ihrem großen Strom: „Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besonderen, es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehen.“²⁸

Goethe wird diese und folgende Worte später fast wörtlich in einer Besprechung von Carlyles *German Romance* wiederholen²⁹. Es ist diese Richtung auf das „allgemein Menschliche“ als gemeinsamer und einander bewußter Trieb der Dichter, die für Goethe den Kern dessen, was er Weltliteratur nennt, ausmacht. Darum sagt auch Manfred Neumann mit vollem Recht: „Die zeitgenössischen Leistungen der Kommunikationsmittel hatten den Weg der Literaturen zueinander gewiß gekürzt. Doch an sich war ja das Phänomen der nationalliterarischen Wechselwirkungen keinesfalls neu. ‚Wenn wir eine europäische, ja eine allgemeine Weltliteratur zu verkündigen gewagt haben, so heißt diese nicht‘, präzisierte Goethe 1828 seine Meinung zu dem Thema, ‚daß die verschiedenen Nationen von einander und ihren Erzeugnissen [20] Kenntnis nehmen, denn in diesem Sinne existiert sie schon lange, setzte sich fort und erneuert sich mehr oder weniger.‘^{*} Weltliteratur im Goetheschen Sinne darf man also nicht schon überall dort vermuten, wo sich Kontakte zwischen Literaturen verschiedener Völker hergestellt, wo Autoren, Werke, literarische Stile und Theorien über die Räume und Zeiten hinausgewirkt haben,

²⁶ Ebendort, S. 211 f.

²⁷ Goethes Briefwechsel mit Thomas Carlyle, (künftig zitiert als: Briefwechsel), Dachau 1913, S. 16.

²⁸ Briefwechsel, S. 16.

²⁹ Cotta, Bd. 38, S. 140 f.

* WA II 13, S. 449.

innerhalb deren sie entstanden sind. Weltliteratur war für ihn nicht mit dem Gegenstand identisch, den späterhin die Komparatisten als das Gebiet ihrer Einfluß- und Wirkungsforschungen beanspruchten. ‚Nein!‘, fährt er nach der soeben zitierten Stelle fort, ‚hier ist vielmehr davon die Rede, daß die lebendigen und strebenden Literatoren einander kennen lernen und durch Neigung und Gemeinsinn sich veranlaßt finden, gesellschaftlich zu wirken‘.³⁰

Doch nun wieder zurück zu dem Brief Goethes an Carlyle. Das „auf das allgemein Menschliche gerichtete Bestreben“ eint sich, ist Teil einer allgemeinen Bewegung, die allgemeine Wirkung auf das menschliche Zusammenleben hat. Nicht etwa, daß Goethe daraus schon eine Welt der „allgemeinen Menschenliebe“ ableitet, aber wohl: „Da nun auch im praktischen Lebensgange ein gleiches obwaltet und durch alles Irdisch-Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennütziges, Lügenhafte sich durchschlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleitet, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig.“

Doch zurück zur Dichtung: „Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies ist es, was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.“

Was für eine erstaunliche Dialektik in der Betrachtung! es sind die Besonderheiten der Nationen, die Eigenheiten ihrer Literatur, ihrer Sprache, ihres Geldes, die sie verbinden, die den Verkehr unter ihnen erleichtern, denn gerade der Zwang des Kennenlernens dieser Eigenheiten bringt sie zueinander.

Goethe ist über das Ausströmen der Gedanken aus der Stille, in der er sie hegte, an einen doch im Grunde recht fremden Menschen wohl selbst etwas erstaunt, und fährt fort, oder richtiger, fügt diesen Satz ein: „Verzeihen Sie mir, mein Wertester, diese vielleicht nicht ganz zusammenhängenden, noch alsbald zu überschauenden Äußerungen; sie sind geschöpft aus dem Ozean der Betrachtungen, der um einen jeden Denkenden mit den Jahren immer mehr anschwillt.“, um dann wieder fortzufahren: „Lassen Sie mich noch einiges hinzufügen, welches ich bei einer anderen Gelegenheit niederschrieb, das sich jedoch hauptsächlich auf ihr Geschäft unmittelbar beziehen läßt:

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das [21] Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei.“³¹

Ein ganz anderer Gedankengang über das Besondere? nein, nur scheinbar. Denn so wichtig das Erkennen der Besonderheiten, hatte auch schon vorher Goethe von den Besonderheiten einer jeden Nation gesagt: man muß sie kennenlernen, „um sie ihr zu lassen“.

Mit dieser Problematik wird sich Goethe im übernächsten Jahr wieder auseinandersetzen, diesmal ihre Lösung entschieden pessimistischer sehend. Er schreibt in „Fernerer über Weltliteratur“: „Jede Nation hat Eigentümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird, und diese sind es auch, wodurch die Nationen sich untereinander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen. Die Äußerlichkeiten dieser innern Eigentümlichkeit kommen der andern meist auffallend widerwärtig und im leidlichsten Sinne lächerlich vor. Diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als sie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt noch erkannt; nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst,

³⁰ 30 Goethe, Neue Folge des Jahrbuches der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1971, S. 35 f.

³¹ Briefwechsel, S. 16 f.

sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation, wie die des einzelnen Menschen, unbewußt; man verwundert sich zuletzt, man erstaunt über das, was zum Vorschein kommt.“³²

Anschließend an seine Gedanken über Besonderheiten fährt Goethe in seinem Brief an Carlyle fort mit einer wichtigen Bemerkung zur Rolle des Übersetzers und der Übersetzungen, über die Goethe schon oft nachgedacht und geschrieben hatte – so auch in den „Noten und Abhandlungen zum besseren Verständnis des West-östlichen Divans“ –, und die natürlich hier speziell für Carlyle, den Übersetzer, bestimmt sind:

„Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen.

Der Koran sagt: ‚Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eigenen Sprache.‘ So ist jeder Übersetzer ein Prophet seinem Volke. Luthers Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn schon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelte. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäft der Bibelgesellschaft, als das Evangelium einem jeden Volke in seiner eigenen Sprache zu verkündigen.

Hier lassen Sie mich schließen, wo man ins Unendliche fortfahren könnte, und erfreuen Sie mich bald mit einiger Erwidern, wodurch ich Nachricht erhalte, daß gegenwärtige Sendung zu Ihnen gekommen ist.“³³

[22] Interessant auch an diesen Ausführungen die „kommerzielle Sprache“ Goethes: Markt, Waren, geistiger Handel, Wechselaustausch, Geschäft im allgemeinen Weltwesen.

Carlyle geht in seiner Antwort vom 20. August nur kurz auf diese Betrachtungen ein: „Für Ihre Ideen über das Ziel der modernen Dichtung, einen freieren geistigen Verkehr zwischen den Völkern zu befördern, muß ich Ihnen gleichfalls danken: so weit ich bis jetzt ihre volle Bedeutung erfaßt habe, fordern sie meine ganze Zustimmung; ja, vielleicht sprechen sie viel für mich aus, wofür mir sonst die Worte gefehlt hätten.“³⁴

Am 1. Januar 1828 sendet Goethe eine englische Übersetzung des Tasso und kommt dabei wieder auf Übersetzungen und – diesmal wird so präzise formuliert – auf Weltliteratur zu sprechen: „Nun aber möchte’ ich von Ihnen wissen, inwiefern dieser Tasso als Englisch gelten kann. Sie werden mich höchlich verbinden, wenn Sie mich hierüber aufklären und erleuchten; denn eben diese Bezüge vom Originale zur Übersetzung sind es ja, welche die Verhältnisse von Nation zu Nation am allerdeutlichsten aussprechen, und die man zur Förderung der vor- und obwaltenden allgemeinen Weltliteratur vorzüglich zu kennen und zu beurteilen hat.“³⁵ Jetzt entsteht die Weltliteratur nicht mehr, sie ist für Goethe bereits vorhanden, sie „vor- und obwaltet.“ Später, wie wir noch sehen werden, ist er wieder vorsichtiger und sieht sie als ein Phänomen, das sich gerade erst herausbildet.

Wie vertraut sich Carlyle schon mit Goethe fühlt, geht aus seinem Brief vom 17. Januar hervor, in dem er ihn um ein Empfehlungsschreiben für seine Bewerbung als Professor der Moralphilosophie an der schottischen Universität St. Andrews bittet. Goethe antwortet etwas verspätet am 14. März 1828 und bemerkt in diesem „Zeugnis“ für Carlyle: „Wie sich nun ohne Anmaßung behaupten läßt, daß die deutsche Literatur in diesem humanen Bezug viel geleistet hat, daß durch sie eine sittlich psychologische Richtung durchgeht, nicht in asketischer Ängstlichkeit, sondern eine freie, naturgemäße Bildung und heitere Gesetzlichkeit einleitend, so habe ich

³² Cotta, Bd. 38, S. 204 f.

³³ Briefwechsel, S. 17.

³⁴ Ebendort, S. 24.

³⁵ Ebendort, S. 27 f.

Herrn Carlyles bewundernswürdig tiefes Studium der deutschen Literatur mit Vergnügen zu beobachten gehabt und mit Anteil bemerkt, wie er nicht allein das Schöne und Menschliche, Gute und Große bei uns zu finden gewußt, sondern auch von dem Seinigen reichlich herübergetragen und uns mit Schätzen seines Gemütes begabt hat. Man muß ihm ein klares Urteil über unsere ästhetisch sittlichen Schriftsteller zugestehen, und zugleich eigene Ansichten, wodurch er an den Tag gibt, daß er auf einem originalen Grund beruhe und aus sich selbst die Erfordernisse des Guten und Schönen zu entwickeln das Vermögen habe.“³⁶ Man sieht, wie die Diskussthematik zwischen den Beiden sich in das „Zeugnis“ einschleicht, und Goethe seine Ideen über den Verkehr der Völker untereinander hier propagiert.

In dem Brief Carlyles, der die Ankunft von Goethes „Zeugnis“ bestätigt, kommt er auf die Aufnahme deutscher Literatur in Großbritannien zu sprechen: „Im ganzen [23] scheint unsere Kenntnis der deutschen Literatur und unsere Liebe zu ihr in raschem Fortschreiten begriffen zu sein; ich möchte fast sagen, daß seit meiner Zeit, das heißt innerhalb der letzten sechs Jahre, die Kenner Ihrer Sprache um das Zehnfache angewachsen sind, und mit den Kennern die Bewunderer, denn bei allen begabteren Geistern sind diese beiden Bezeichnungen nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge gleichbedeutend. Als Beweis hierfür können wir uns übrigens nicht nur auf eine, sondern auf zwei Zeitschriften über die Literatur des Auslandes beziehen, die in London erscheinen und eifrig, wenn auch nicht immer verständnisvoll, auf Deutschland hinblicken: Die *Foreign Quarterly Review* und die *Foreign Review*: mit der letzten bin auch ich in Verbindung getreten.“³⁷

Goethe geht in seiner Antwort vom 15. Juni sehr genau auf die Bemerkungen von Carlyle ein: „Vier Hefte Ihrer zwei Zeitschriften, die sich mit fremden Interesse beschäftigen, liegen vor mir, und ich muß wiederholen, daß vielleicht noch nie der Fall eintrat, daß eine Nation um die andere sich so genau umgetan, daß eine Nation an der andern so viel teilgenommen, als jetzt die schottische an der deutschen. Eine so genaue als liebevolle Aufmerksamkeit setzt sich durchaus fort und fort, ja, ich darf sagen, daß ich gewisse Eigenheiten, vorübergegangenen bedeutenden Menschen abgewonnen sehe, in dem Grade, um mir gewissermaßen Angst zu machen, solche Persönlichkeiten, die mir im Leben gar manchen Verdruß gebracht, möchten wieder auferstehen und ihr leidiges Spiel von vorne beginnen. Dergleichen war der unselige Werner, dessen fratzenhaftes Betragen bei einem entschiedenen Talente mir viel Not gemacht, indessen ich ihn aufs treueste und freundlichste zu fördern suchte. Ich mußte Ihren Aufsatz zuerst weglegen, bis in der Folge die Bewunderung Ihrer Einsicht in dieses seltsame Individuum den Widerwillen besiegte, den ich gegen die Erinnerung selbst empfand.“³⁸

Es ist interessant, daß Carlyles Studie über Werner in der *Foreign Review* Goethe veranlaßt, sich von neuem mit dem „unseligen“ Zacharias Werner zu beschäftigen.

Eine ganz ähnliche Wirkung hatte eine englische Übersetzung des „Wallenstein“ auf ihn, über die er in dem gleichen Brief berichtet: „Die Übersetzung des Wallensteins hat auf mich einen ganz eigenen Eindruck gemacht, da ich die ganze Zeit, als Schiller daran arbeitete, ihm nicht von der Seite kam, zuletzt mit dem Stück völlig bekannt, solches vereint mit ihm auf das Theater brachte, allen Proben beiwohnte und dadurch mehr Qual und Pein erlebte als billig, die nachfolgenden Vorstellungen nicht versäumen durfte, um die schwierige Darstellung immer höher zu steigern; so läßt sich’s denken, daß dieses herrliche Stück mir zuletzt trivial, ja widerlich werden mußte; auch hab’ ich es in zwanzig Jahren nicht gesehen und nicht gelesen. Nun aber, da ich es unerwartet in Shakespeares Sprache wieder gewahr werde, so tritt es auf einmal wie ein frischgefirnßtes Bild in allen seinen Teilen wieder vor mich, und ich ergötze mich daran wie vor alters und noch dazu auf eine ganz eigene Weise. Sagen Sie das dem Übersetzer

³⁶ Ebendort, S. 38 f.

³⁷ Ebendort, S. 42 f.

³⁸ Ebendort, S. 47 f.

grüßend, nicht weniger auch, daß die Vorrede, die eben auch in den reinteil-[24]nehmenden Sinn geschrieben ist, mir wohlgetan habe, nennen Sie mir ihn auch, damit aus dem Chor der Philo-Germanen er als eine einzelne Person hervortrete.“³⁹ Und daran knüpft er wieder eine überaus interessante Bemerkung über die Rolle des Übersetzers, die einen ganz neuen Gedanken erhält – der Übersetzer gibt der Nation das Original in neuer, auch sie belebender Form zurück: „Hier aber tritt eine neue, vielleicht kaum empfundene, vielleicht nie ausgesprochene Bemerkung: daß der Übersetzer nicht nur für seine Nation allein arbeitet, sondern auch für die, aus deren Sprache er das Werk herübergenommen. Denn der Fall kommt öfter vor als man denkt, daß eine Nation Saft und Kraft aus einem Werke aussaugt und in ihr eigenes inneres Leben dergestalt aufnimmt, daß sie daran keine weitere Freude haben, sich daraus keine Nahrung weiter zueignen kann. Vorzüglich begegnet dies den Deutschen, die gar zu schnell alles, was ihnen geboten wird, verarbeiten und, indem sie es durch mancherlei Wiederholungen umgestalten, es gewissermaßen vernichten. Deshalb denn sehr heilsam ist, wenn ihnen das Eigene durch eine wohlgeratene Übersetzung späterhin wieder als frisch belebt erscheint.“⁴⁰

Bevor wir auf Carlyles Behandlung von Goethes „Helena“ in diesem gleichen Brief kommen, sei aus einem gleichzeitigen, auf Veranlassung Goethes geschriebenen Brief Eckermanns an Carlyle, der Goethes Brief unterbricht, zitiert:

„Ganz frisch leben Sie in unserem Andenken durch ihre Beurteilung der Helena, wie uns solche Nr. II des *Foreign Review* überbracht hat; und ich kann nicht umhin zu sagen, daß ich nicht leicht über einen literarischen Gegenstand größere Freude empfunden habe als eben bei Lesung dieser Beurteilung und der besonders trefflichen Übersetzung.

Ein geistreicher Artikel im französischen Globe war das erste, was von Bedeutung über die Helena erschien; sodann folgte das Urteil eines jungen russischen Dichters zu Moskau, welches man gleichfalls sehr zu schätzen hatte. Sie selbst nun gehen weiter, sowohl durch höheren Ernst als tiefere Gründlichkeit, woraus denn ein klares und weiteres Detail entstanden, während jene nur im allgemeinen geblieben sind.

Man könnte verlockt werden, Ihrer Darstellung im einzelnen zu folgen und sich mit Ihnen schrittweise darüber zu besprechen, wenn dieses nicht über die Grenzen eines Briefes hinausginge. Ich behalte mir daher vor, meine Ansichten über die Helena und ihre französischen, russischen und englischen Beurteiler, mit Einflechtung dessen, was über diesen wichtigen Gegenstand in Gesprächen mit Goethe vorgekommen, in einer besonderen Schrift niederzulegen und Ihnen zukommen zu lassen, während ich jetzt nur flüchtig sage, was mir zunächst am Herzen liegt.

Ihre Übersetzung, die mit dem Original in Rhythmus und Treue des Ausdrucks völlig gleichen Schritt geht, hat mir zuerst die Überzeugung gegeben, daß es möglich sei, den Faust in einer fremden Sprache vollkommen wiederzugeben.“⁴¹

Und nun zu Goethes Bemerkungen in seinem Brief vom 15. Juni: „Desto erfreulicher war mir Ihre Behandlung der Helena. Sie haben auch hier sich nach eigener [25] schöner Weise benommen und da zu gleicher Zeit aus Paris und Moskau über dieses so lang gehegte und gepflegte Werk mir zwei Aufsätze zukamen, so sprach ich mich darüber lakonisch folgendergestalt aus: Der Schotte sucht das Werk zu durchdringen, der Franzose es zu verstehen, und der Russe es sich anzueignen. Unverabredet haben also diese drei die sämtlichen Kategorien der Teilnahme an einem ästhetischen Werke dargestellt“ wobei sich versteht, daß diese drei Arten nicht entschieden getrennt sein können, sondern immer eine jede die andern zu ihren Zwecken zu Hilfe rufen wird. Da ich mich aber in solche Betrachtungen nicht einlassen darf, obgleich bei solchem

³⁹ Ebendort, S. 49.

⁴⁰ Ebendort, S. 49 f.

⁴¹ Ebendort, S. 50 f.

Zusammenstellen gar manches Erfreuliche und Nützliche zu sagen wäre, so habe ich einen jungen Freund ersucht, sich darüber auszusprechen mit Rücksicht auf die unter uns geführten Gespräche.

Es ist Dr. Eckermann, ...⁴²

Merkwürdig diese Charakterisierung des Verhaltens der drei Schriftsteller dreier Nationen – aber typisch für Goethe, daß er jeder Haltung ihre Berechtigung, ihren Wert zubilligt.

In einem Brief vom 25. September 1828 überfällt Carlyle ganz plötzlich ein Gefühl des Wunderbaren, daß er, der kleine schottische Germanist, in solchem Briefwechsel mit Goethe steht, und er versucht, diesen erstaunlichen Vorgang in der Art von Goethes Universums-Philosophie, von der ja auch die Weltliteratur ein Teil ist, zu erklären: „Natürlich scheint es uns wundervoll, daß Sie und die Ihrigen, mit so vielen großen Angelegenheiten beschäftigt, die für die ganze Welt wichtig sind, Zeit finden, an uns zu denken, die wir so weit außer Ihrer Sphäre leben und unsererseits so wenig Einfluß auf irgend etwas haben können, das Sie betrifft. Aber so ist die Natur dieses seltsam verwickelten Universums, daß alle Menschen miteinander verkettet sind und der Größte mit dem Geringsten in Berührung kommt. Und obgleich es ein zartes Band ist, das mich Ihnen verbindet, so halte ich es doch für kein schwaches.“⁴³

Rührend der Versuch, sein persönliches Glück in die Gesetzmäßigkeiten des Weltgeschehens einzuordnen.

Der nächste Brief, der wieder auf unsere Thematik eingeht, wird von Carlyle am 22. Dezember 1829 geschrieben; er berichtet erneut von dem Widerhall der deutschen Literatur in Großbritannien, ja in der ganzen englischsprechenden Welt: „Es wird Sie freuen, zu hören, daß die Kenntnis und Wertschätzung der fremden, insbesondere der deutschen Literatur sich mit immer wachsender Schnelligkeit über das ganze englische Sprachgebiet verbreitet, so daß fast bei den Antipoden, in Neu-Holland selbst, die Weisen Ihres Landes heutigen Tages ihre Weisheit verkündigen. Ich habe kürzlich gehört, daß selbst zu Oxford und Cambridge, den beiden englischen Universitäten, die bisher immer für die Hochburgen unseres Inselstolzes und unserer Vorurteile gegolten haben, eine ungewöhnliche Bewegung in dieser Hinsicht herrscht. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen tüchtigen Übersetzer gefunden und in Oxford sind schon zwei oder drei Deutsche angestellt, als Lehrer ihrer Sprache; das bedeutet den Anfang einer neuen Zeit, deren Licht gewisse Augen wohl blenden wird. An [26] dem Gewinn, der schließlich aus all dem erwachsen muß, kann niemand zweifeln: laßt die Völker einander so kennen lernen, wie ein Mensch den andern kennt, und der gegenseitige Haß wird gegenseitiger Hilfsbereitschaft das Feld räumen, und statt natürlicher Feinde, wie man bisweilen Nachbarländer nennt, werden wir alle natürliche Freunde sein.“⁴⁴

Ganz wie Goethe in seinem ersten hier zitierten Briefe münden Carlyles Ausführungen in die Vision, wie die Völker durch gegenseitiges Kennenlernen zu „natürlichen Freunden“ werden.

Am 23. Mai 1830 berichtet Carlyle, daß Goethes Werke jetzt auch in Großbritannien allgemein bekannter werden, um dann wieder allgemein zu werden: „Überhaupt werden England und Deutschland einander nicht immer fremd bleiben, vielmehr werden sie wie zwei Schwestern, die lange durch Entfernung und böse Zungen geschieden waren, einander voll Liebe begegnen und finden, daß sie blutsverwandt sind.“⁴⁵

Goethe hatte eine Verbindung eines Kreises Berliner Freunde zu Carlyle geschaffen und schreibt darüber am 5. Oktober 1830 an Carlyle: „Mögen sie zufrieden sein mit der Art wie ich

⁴² Ebendort, S. 48.

⁴³ Ebendort, S. 56.

⁴⁴ Ebendort, S. 75.

⁴⁵ Ebendort, S. 87.

wünschte, Sie und meine Berliner Freunde in lebhaftem und fruchtbarem Verhältnis zu sehen. In meinen Jahren muß es mir angelegen sein, die vielen Bezüge, die sich bei mir zusammenknüpften, sich anderwärts wieder anknüpfen zu sehen und zu beschleunigen, was der Gute wünscht und wünschen muß: eine gewisse sittlich freisinnige Übereinstimmung durch die Welt, und wär' es auch nur im Stillen, ja oft gehindert, zu verbreiten; dergestalt, damit sich manches friedlich zurecht lege, um nicht erst zerstreut umhergetrieben und kaum ins Gleiche, nach großem Verlust, gesetzt zu werden. Möge Ihnen gelingen, Ihrer Nation die Vorteile der Deutschen bekannt zu machen, wie wir uns immerfort tätig erweisen, den Unsrigen die Vorzüge der Fremden zu verdeutlichen.“⁴⁶

Wie beschäftigt ihn doch die Idee, die Vertreter der Literatur in der ganzen Welt miteinander in Verbindung zu bringen und so „eine gewisse sittlich freisinnige Übereinstimmung“ in der Welt zu schaffen! Wie tief ist für Goethe auch der moralische Gehalt dessen, was er Weltliteratur nennt!

Carlyle hat eine kritische Besprechung des Buches von W. Taylor, des Übersetzers von Goethes *Iphigenie*, über eine Geschichte der deutschen Dichtung fertiggestellt (die dann auch 1831 in der *Edinburgh Review* erscheint) und berichtet von seinem Manuskript in einem Brief vom 22. Januar 1831: „Ich fürchte, Sie werden den satirischen Stil nicht lieben: um so mehr werden Ihnen aber einige Schlußbetrachtungen zusagen, über das, was ich nach Ihnen Weltliteratur genannt habe, und darüber, wie Europa in der Gemeinschaft dieser seiner vornehmsten Schriftsteller wieder eine ‚heilige Ratsversammlung der Amphyktyonen‘ hat und mehr ein allumfassendes Gemeinwesen werden muß. Dies scheint mir eins der erfreulichsten Zeichen der Zukunft zu sein, die bis jetzt sichtbar sind. Die Literatur ist uns jetzt nahezu alles in [27] allem, nicht unsere Sprache allein, sondern unsere Religion und unsere Gesetzgebung; unser Dichter muß fortan unser bester Priester sein; der Vates [Seher, Prophet] wird in Zukunft im praktischen Leben alles sein, was er nur je in der Theorie gewesen ist, – oder aber gar nichts, eine letzte Konsequenz, welche zuzugeben wir uns nicht verstehen können.“⁴⁷

Carlyle hat Goethes Begriff der Weltliteratur in die englische Literatur eingeführt – aber wie weit geht er gleich mit der Rolle, die er den Literaten in der Weltgeschichte geben will! wie eng ist das Phänomen der Weltliteratur bei Goethe mit der Basis, mit ihrer ganzen gesellschaftlichen Umgebung verbunden, und wie löst sie sich bei Carlyle in ein abstraktes Weltdiktatorium auf! Ein Unsinn, auf den Goethe in seinem Antwortbrief vom 15. Juni überhaupt nicht eingeht.

Noch einmal wird von Weltliteratur in diesem Briefwechsel gesprochen, im letzten Brief Carlyles, der Goethe erreichte – vom 10. Juni 1831. Carlyle kann Goethe berichten, daß sich in London ein „kleiner poetischer Tugendbund von Philogermanen“ gebildet habe. „Von diesem kleinen philogermanischen Bund, seinen gegenwärtigen besonderen Absichten, und ob es wahrscheinlich ist, daß er sich zu einem dauernden Verband für verwickeltere Aufgaben befestigen wird: davon hoffe ich später zu sprechen. Die bloße Tatsache, daß ein solcher Versuch bei uns möglich ist, wäre vor einigen Jahren unglaublich erschienen, und ist einer von den vielen Beweisen, daß das, was Sie Weltliteratur genannt haben, vielleicht nicht mehr ganz fern ist. Den Berliner Freunden, von denen kürzlich eine freundliche Zuschrift kam, beabsichtige ich über diese Sache einige Mitteilungen zu machen; möglich, daß wir auch in London eine kleine Gesellschaft für ausländische Literatur bekommen, was ich in unseren Tagen für vielversprechend halten würde.“⁴⁸

Bis in den letzten Brief zieht sich der Gedanke der Weltliteratur, und auch ein kleines Ereignis wie die mögliche Bildung einer festen Vereinigung von Freunden der deutschen Literatur wird von Carlyle mit diesem Phänomen in Verbindung gebracht, genau wie zuvor die Beziehung des

⁴⁶ Ebendort, S. 103 f.

⁴⁷ Ebendort, S. 122 f.

⁴⁸ Ebendort, S. 134.

kleinen Carlyle in einem einsamen Häuschen in einem kleinen Nest in Schottland zu dem großen Goethe in Weimar, der sich mit den großen Angelegenheiten dieser Welt beschäftigt.

Niemand kann Goethes Gedanken zur Weltliteratur studieren, ohne ausführlich auf seinen Briefwechsel mit Carlyle einzugehen. Und wie wenig hat man ihn beachtet! Man bemerke, daß in dem zitierten Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, dessen Hauptthema „Goethe und die Weltliteratur“ ist, der Briefwechsel mit Carlyle überhaupt nicht zitiert wird! Und man beachte auch, daß Goethe in dieser Zeit so manche Äußerungen in seinen Briefen an Carlyle später in andere Arbeiten wörtlich oder fast wörtlich übernommen hat – wobei solch kleine spätere Änderungen im Ausdruck nicht ohne Interesse sind.

Aber es ist nicht nur die Thematik, die in diesem Briefwechsel interessiert. Bemerkenswert ist auch die Art, wie Goethe sie behandelt, auch wenn er „aus der Stille“ [28] herauskommt: Wie umfassend, ausgewogen, dialektisch zugespitzt bisweilen, formuliert er doch!

Wie lebendig – und jetzt schließen wir die Briefe Carlyles mit ein – sehen wir die Weltliteratur vor uns sich herausbilden, mit den konkreten Mitteilungen Carlyles aus Großbritannien und denen Goethes aus aller Welt. Wie aktiv sind auch beide an dieser Herausbildung tätig! Es sind also nicht nur ihre Gedanken, die uns bewegen, sondern auch ihre Taten, die des achtzigjährigen Goethe und die des ein halbes Jahrhundert jüngeren Carlyle.

4. Verkehrsprobleme

Weltliteratur – wie eng ist dieser Begriff bei Goethe wie bei Marx mit der rapiden Ausdehnung des Verkehrs verbunden!

Schon ganz zu Beginn des Briefwechsels, am 15. Januar 1828, bemerkt Goethe: „... so schnell bewegen sich jetzt die Mitteilungen, daß mir wirklich die Anzeige von 30 deutschen Taschenbüchern für das Jahr 1828, im zweiten Bande des *Foreign Review* ein Lächeln abgewinnen mußte. Wenn nun Bücher und Zeitschriften gegenwärtig Nationen gleichsam auf der Eilpost verbinden, so tragen hierzu verständige Reisende nicht wenig bei. Herr Heavyside hat Sie besucht und uns von Ihren Um- und Zuständen das Angenehmste berichtet, so wie er denn auch von unserm weimarischen Wesen es an Schilderung gewiß nicht fehlen ließ.“⁴⁹

Ähnlich Goethe am 8. August 1828: „Der dritten Lieferung meiner Werke lege auch das neueste Stück von Kunst und Altertum bei; Sie werden daraus ersehen, daß wir Deutsche gleichfalls im Fall sind, uns mit fremden Literaturen zu beschäftigen. Wie durch Schnellposten und Dampfschiffe rücken auch durch Tages-, Wochen- und Monats-Schriften die Nationen mehr aneinander, und ich werde so lang es mir vergönnt ist, meine Aufmerksamkeit besonders auch auf diesen wechselseitigen Austausch zu wenden haben. Doch hierüber möchte in der Folge noch manches zu besprechen sein; Ihre Bemühungen kommen zeitig genug zu uns, den unserigen sind auch schnellere Wege gebahnt; lassen Sie uns der eröffneten Kommunikation immer freier gebrauchen, ...“⁵⁰

Und seine Notizen „Fernerer über Weltliteratur“ beginnt Goethe so: „Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nicht andres von ihr erwarten, als was sie leisten kann und leistet.“⁵¹

Doch auf der anderen Seite muß man sehen, welchen Schwierigkeiten im Grunde der Verkehr zu jener Zeit noch unterlag – auch wenn man das damals kaum so empfand.

⁴⁹ Ebendort, S. 31.

⁵⁰ Ebendort, S. 53.

⁵¹ Cotta, Bd. 38, S. 202 f.

Ein am 6. Juli 1829 geschriebener Brief Goethes und ein Kästchen mit kleinen Geschenken für Carlyle und seine Frau bestätigt Carlyle am 3. November so: „Ich darf [29] nicht länger säumen, den Empfang der willkommenen Sendungen aus Weimar zu melden: Ihres Briefes, der uns Anfang September erreichte, und des darin angekündigten Pakets, das vor etwa vier Wochen richtig auf ihn folgte. Beides, mit seinem ganzen äußerst wertvollen Inhalt, langte vollkommen sicher und unbeschädigt an und lieferte einen trefflichen Beweis für die Vollkommenheit der Beförderungsmittel in unseren Zeiten, vermittelt derer der gebrechlichste Gegenstand durch unbekannte Nationen, lärmende Städte und über wilde Meere gelangen kann, vom Herzen des Festlandes sogar bis in diese Einöden, und was noch seltsamer ist, wie ein Laut der Zuneigung von dem Geist, den wir in diesem Zeitalter am höchsten ehren, seinen Weg zu Geistern finden kann, die in jedem Sinne so weit von ihm entfernt sind.“⁵²

Der Brief hat also etwa 8 Wochen gedauert, das Paket etwa 12 Wochen, und Carlyle ist ganz beglückt, wie schnell und gut alles angekommen ist!

Am 20. März 1830 aber muß Carlyle an Eckermann schreiben: „Um den Ersten im vergangenen Dezember sandten wir ein kleine Kiste nach Weimar ab, welche Bleistiftskizzen von unserem Hause und seiner Umgebung enthielt, Bücher und andere Kleinigkeiten, unter denen, glaube ich, von meiner Frau etwas für Madame war; aber unglücklicherweise setzte gleich darauf Frost ein; die Elbe wurde unschiffbar, und die Edinburger Schiffer machten uns wenig Hoffnung, daß das Paket vor dem Frühling abgehen könne. Es war wie gewöhnlich den Herren Parish in Hamburg zur Besorgung übergeben. Bitte teilen Sie das Seiner Exzellenz mit, falls das Paket nicht mittlerweile glücklich in ihre Hände gelangt ist. Unsere tiefe unverminderte Verehrung und Liebe brauchen wir, glaube ich, nicht nochmals zu versichern.“⁵³

Goethe antwortet am 13. April: „Das werthe Schatzkästlein, nachdem es durch den strengsten Winter vom Kontinent lange abgehalten worden, ist endlich um die Hälfte März glücklich angelangt ... Lassen Sie mich nun eine nächste Gegensendung ankündigen, welche zum Juni als der günstigsten Jahreszeit sich wohl wird zusammengefunden haben. Sie erhalten.“⁵⁴

Juni ist eine günstigere Zeit für die Paketpost, denn keine Gefahr von Eis und Schnee droht.

Ja, der Sommer! Ganz erfreut berichtet Goethe am 6. Juni 1830: „Ihr werter Brief, mein Teuerster, vom 23. Mai, hat gerade nur 14 Tage gelaufen, um zu mir zu kommen, wodurch ich aufgeregt werde alsbald zu antworten, weil ich hoffen kann, der meinige werde Sie an einem schönen Junitage begrüßen. Es ist wirklich höchst erfreulich, daß die Einrichtungen unserer gesitteten Welt nach und nach die Entfernung zwischen Gleichgesinnten, Wohldenkenden geschäftig vermindern, wogegen wir derselben manches nachsehen können.“⁵⁵ Und in gewisser Weise ist auch der Winter nicht so schlimm, sobald es sich nicht um Bücher handelt; Goethe schreibt am 5. Oktober 1830: „Da die Briefpost nicht so wie der andere Transport im Winter unterbrochen wird, so lassen Sie mich von Zeit zu Zeit etwas von sich wissen, ehe wir [30] wieder völlig einschneien, wozu für diesen Winter, ob ich gleich nicht gerne Witterung voraussage, abermals bedenkliche Aussichten sind.“⁵⁶

Und am 15. November 1830 schreibt Carlyle: „Mit der wahrsten Freude empfangen wir vor etwa zehn Tagen Ihren Brief vom 17. Oktober, und merkwürdig genug, am selben Abend kam mit einer anderen Gelegenheit die langersehnte Hamburger Kiste an; ihr ganzer kostbarer Inhalt war wohlbehalten. Schon am 23. vorigen Monats hatte ich Ihnen geschrieben, hauptsächlich wegen eines früheren Briefes, von dem ich damals fürchtete, er könnte verloren gegangen sein;

⁵² Briefwechsel, S. 68.

⁵³ Ebendort, S. 79.

⁵⁴ Ebendort, S. 83 f.

⁵⁵ Ebendort, S. 91 f.

⁵⁶ Ebendort, S. 105.

jetzt jedoch ersehe ich aus einem Ausdruck in Ihrem Briefe, daß diese Furcht grundlos war, daß bis jetzt unsere Sendungen über stürmische Meere und verkehrsreiche Länder sicher reisen und nicht ein einziges Mal ihren Weg verfehlen. Unter den vielen Wundern der modernen Gesellschaft ist solch eine Wohltat nicht das geringste Wunder und kann in der Tat, wie Sie einmal bemerkt haben, für vieles, das wir uns anders wünschen möchten, entschädigen.“⁵⁷

Wie relativ ist doch so vieles! Und wie oft im 19. Jahrhundert und auch in unserem hatten die Menschen den Eindruck, daß ein „neues Zeitalter des Verkehrs“ angebrochen sei. 21 Jahre nach dem zuletzt zitierten Brief von Carlyle, am 30. Juli 1851, schrieb zum Beispiel Engels an Marx:

„Unsre Voraussetzung in der letzten ‚Revue‘ wegen der enormen Ausdehnung der ozeanischen Dampfschiffahrt hat sich schon jetzt bestätigt. Abgesehen von einzelnen kleinen Linien gehn jetzt schon zwei höchst wichtige neue große Linien: 1. die Schraubenschiffe von Liverpool nach Philadelphia, alle 14 Tage 4 Schiffe auf der Linie; 2. die Dampfer zwischen Liverpool, Rio de Janeiro und Valparaiso pp., alle 7 Wochen 4 Schiffe auf der Linie. Dazu kommen in 1-2 Monaten die regelmäßigen Überlandfahrten nach Kalifornien-New York, nach San Juan, von dort per Steamer nach dem Nicaraguasee, über Land nach León, von da direkt nach San Francisco – in Gang, die Reise nach Kalifornien wenigstens 8 Tage abgekürzt.

Nächsten Monat kommt ein Zug in Gang zwischen London und Aberdeen – 550 englische Meilen oder 8 Breitengrade, in einem Tage.

Von Leeds nach London und zurück fährt man jetzt für fünf Schillinge auf einer, für vier Schillinge und sechs Pence auf einer andern Eisenbahn. Nächsten Samstag sollen auch hier die Fahrten herabgesetzt werden. Wenn sie ebenso niedrig kommen, geh’ ich wenigstens alle 14 Tage einmal nach London.“⁵⁸

Und diese Verkehrsbeschleunigung, die Goethe und Carlyle so beglückt, erscheint in ihrem Briefwechsel als ein ganz wichtiger Hebel zur ständigen Steigerung des literarischen Verkehrs, zur Entwicklung der Weltliteratur.

Wie ja überhaupt Handel und Verkehr für Goethe eine entscheidende Funktion bei der Bildung des Menschen haben.⁵⁹ [31]

⁵⁷ Ebendort, S. 112 f.

⁵⁸ Marx/Engels, Werke, Bd. 27, Berlin 1963, S. 290.

⁵⁹ Vgl. dazu auch J. Kuczynski, Studien über Schöne Literatur und Politische Ökonomie, Berlin 1954, Kapitel VI.

II. Kapitel: Der Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedrich Christoph Dahlmann (1830-1838) – Zum Problem politischer Wirrnis politisch aufrechter Charaktere

1. Zu Jacob Grimm und Friedrich Christoph Dahlmann

Beide waren bedeutende Wissenschaftler, ja Grimm war mehr, war ein großer Gelehrter. Beider Hauptwerke werden – was ganz wenigen Gelehrten geschieht – bis heute fortgeführt: das „Grimmsche Wörterbuch“ und die „Quellenkunde“ von Dahlmann.

Jacob Grimm (1785-1863) sammelte und erzählte mit seinem Bruder Wilhelm (1786-1859) deutsche Märchen, die bis heute von Kindern gelesen werden.

Was den Gelehrten Jacob Grimm betrifft, so sei eine Vorspannseite der Gedenkschrift, die anlässlich der 100. Wiederkehr seines Todestages in unserer Republik veröffentlicht wurde zitiert:

„Gelehrte Finnlands, Jugoslaviens, der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und Ungarns vereinen sich in diesem Jubiläumsband mit Volkskundlern, Sprachwissenschaftlern und Literaturhistorikern der Deutschen Demokratischen Republik zu einer Würdigung des Gründers und weiterhin wirkenden Anregers ihrer Fachgebiete.“

Wunderbar weise wurde er als Greis, und eines seiner schönsten Werke ist seine Rede am 26. Januar 1860 in der Akademie über das Alter.

Früher, als er jung war, kämpfte der Gelehrte gegen den Künstler in ihm. Als sein Bruder, der von der 3. Auflage an die Märchen betreute, begann, die ursprüngliche Treue der einzelnen Erzählungen, die mit der Verschiedenheit der Erzähler und Gegenden dem Buch zahlreiche Stilbrüche versetzte, zu verletzen, um den Erzählungen poesievolle Einheit zu geben, wehrte sich Jacob scharf dagegen (vgl. Brief von Jacob an Wilhelm vom 10. September 1809 und Wilhelms Antwort vom 18. zum ersten Auftauchen dieser Problematik). In seiner Rede über das Alter aber sagte er: „Nur ein Blinder vermag eigentlich die von der Volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehenden Strahlen in der Stille seiner Seele zu hegen und zu vereinbaren, wo sich hernach sehende Augen einmischen, verderben sie es leicht wieder.“

Er war ein Meister auch der Methodik der Arbeit. Sowohl seine „Deutsche Grammatik“ (1819) wie seine „Deutsche Mythologie“ (1835) schrieb er so, daß, sobald ein kleiner Teil des Manuskripts fertig war, dieses an die Druckerei ging. Er bedurfte nicht des fertiggestellten Manuskripts, um das Werk noch einmal als Ganzes zu lesen und zu überprüfen, bevor er es an die Öffentlichkeit gab. Eine merkwürdige Begabung, die einem jedoch leider heute bei der Art, wie unsere Verlage arbeiten, nichts nutzt. Marx, der sie sehr wohl kannte, meinte, er könnte sie nicht anwenden und schrieb darüber Engels (31. Juli 1865) während der Arbeit am „Kapital“: „Ich kann mich aber nicht entschließen, irgend etwas wegzuschicken, bevor das Ganze vor mir liegt. Whatever shortcomings they may have (Welche Mängel sie auch haben mögen – J. K.), [32] das ist der Vorzug meiner Schriften, daß sie ein artistisches Ganzes sind, und das ist nur erreichbar in meiner Weise, sie nie drucken zu lassen, bevor sie *ganz* vor mir liegen. Mit der Jacob Grimmschen Methode ist dies unmöglich und geht überhaupt besser für Schriften, die kein dialektisch Gegliedertes sind.“ Dabei war Marx doch der Grimmschen Methode recht nahe gekommen, als er im Vorwort von „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ schrieb: „Ich betrachte das System der bürgerlichen Ökonomie in dieser Reihenfolge: *Kapital, Grundeigentum, Lohnarbeit, Staat, auswärtiger Handel, Weltmarkt*. Unter den drei ersten Rubriken untersuche ich die ökonomischen Lebensbedingungen der drei großen Klassen, worin die moderne bürgerliche Gesellschaft zerfällt; der Zusammenhang der drei andern Rubriken springt in die Augen. Die erste Abteilung des ersten Buchs, das vom Kapital handelt, besteht aus folgenden Kapiteln: 1. die Ware; 2. das Geld oder die einfache Zirkulation; 3. das Kapital im allgemeinen. Die zwei ersten Kapitel bilden den Inhalt des vorliegenden Heftes. Das Gesamtmaterial liegt vor mir in

Form von Monographien, die in weit auseinanderliegenden Perioden zu eigener Selbstverständigung, nicht für den Druck niedergeschrieben wurden, und deren zusammenhängende Verarbeitung nach dem angegebenen Plan von äußern Umständen abhängen wird.“¹

Jacob wohnte den bei weitem größten Teil seines Lebens zusammen mit seinem Bruder und, als dieser heiratete, mit dessen Familie. Beide, verschieden im Charakter, arbeiteten wissenschaftlich verschiedentlich eng zusammen und waren großartig befreundet miteinander, jeder die Art des anderen zutiefst achtend und berücksichtigend, bis in die letzten Kleinigkeiten. Reizend schildert Lemmer: „Zu der inneren Unrast Jacobs paßte es, daß er sogar auf Spaziergängen einen schnellen Schritt anschlug, während Wilhelm langsames Gehen liebte. So sind sie zwar oft zu gleicher Zeit spazieren gegangen, aber selten gemeinsam; und wenn sie einander im Berliner Tiergarten begegneten, nickten sie einander freundlich und wortlos zu.“

Und dann fügt Lemmer hinzu: „Letztlich spiegelt sich die Verschiedenartigkeit ihrer Begabung in ihrem Schaffen, und bei aller Gemeinsamkeit der Lebensführung hat doch jeder, je länger je mehr, die ihm gemäßen Felder bearbeitet; denn die eigentliche Gemeinschaftsarbeit der Brüder findet sich in ihren Anfängen vor allem bei ihren Bemühungen um Märchen und Sagen. Erst am Ende ihres Lebens hat sie die Arbeit am Wörterbuch wieder zusammengeführt; aber auf dem Titelblatt steht bezeichnenderweise ‚Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm‘. Jacob ist diese innere Entwicklung nicht verborgen geblieben. ‚Seltsam‘, so schrieb er, ‚so lieb wir uns haben und stets in völliger Gemeinschaft leben, vereinsamen wir im Studieren und Bücherschreiben‘. Und doch hat Jacob auch eingestanden, daß er alle seine Arbeiten eigentlich nur für Wilhelm geschrieben zu haben glaubte, da kein anderer sie so rein aufnehme. Seelischer Rückhalt war also einer dem anderen, und das war es, was sie beide innerlich aufs feinste verflocht.“²

Die letzten Minuten seines bewußten Lebens schildert Albert Duncker: „Noch erkannte er die Seinigen, welche sein Krankenlager umstanden, und schien sie zu ver-[33]stehen; ihm selbst war es nicht mehr möglich, ihnen das letzte Lebewohl zu sagen. Schon glaubte man, sein Auge sei für immer geschlossen, da ergriff er mit dem linken Arme, der noch Bewegungsfähigkeit hatte, eine neben seinem Bette liegende Photographie seines Bruders Wilhelm, führte sie mit der Hand, wie er sonst zu thun pflegte, dicht vor die Augen, betrachtete sie aufmerksam und legte sie dann auf die Decke des Bettes.“³

Dahlmann kam aus einer seit mehreren Generationen wohl angesehenen Juristenfamilie. Mit 17 Jahren begann er das Studium der Philologie in Kopenhagen und setzte es unter Friedrich August Wolf und Schleiermacher in Halle fort. Die Wirren der Zeit und eine gewisse eigene jugendliche Unstetigkeit trieben ihn viel herum, bis er 1810 den philosophischen Doktorgrad in Wittenberg erwarb. 1811 habilitierte er sich für Philologie in Kopenhagen, wechselte 1812 nach Kiel und zur Geschichte über, wo er von 1813 bis 1829 als außerordentlicher Professor wirkte, und von wo er dann nach Göttingen ging.

Wie die Grimms seit ihrer Jugend mit literarischen Kreisen eng befreundet waren – vor allem dem Kreis der Romantik, mit den Arnims und Brentanos –, so Dahlmann auch, mit dem Höhepunkt einer kurzen Freundschaft zu Heinrich von Kleist. 1812 veröffentlichte er in dänischer Sprache Betrachtungen über Oehlenschlägers dramatische Werke.

Wie die Grimms wegen völliger Mißachtung ihrer Leistungen aus Kassel vertrieben nach Göttingen kamen, so auch Dahlmann, da die dänische Regierung ihm nicht wohlwollte und ihn auch nach 16 Jahren vorzüglicher Universitätstätigkeit nicht zum ordentlichen Professor beförderte.

¹ Marx/Engels, Werke, Bd. 13, Berlin 1961, S. 7.

² M. Lemmer, Die Brüder Grimm. Leipzig 1967, S. 76 f.

³ A. Duncker, Die Brüder Grimm, Kassel 1884, S. 121.

Als Dahlmann am 12. Oktober 1829 nach Göttingen gekommen war, schrieb er an die Gräfin Rantzau folgende für ihn typischen Abschiedsworte: „Sie lassen meinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie glauben, daß meine wärmste Anhänglichkeit dem Lande, welches ich verlasse und dem ich gern meine übrigen Kräfte gewidmet hätte, bleiben wird. Aber mich gelüstet freilich nicht die royalistischen Maskeraden fortgesetzt zu sehen, die ohne auch nur einen Funken von wahrer Anhänglichkeit und Treue, die ich wohl zu ehren weiß, in Holstein seit ein Paar Jahren aufgeführt werden, eben so wenig als ich in die Theilung des Ertrages von Orden und Ehrenstellen eingehen möchte, für welche das Wohl dieser Herzogthümer jetzt vertrödelt wird. Bei dem Allen bin ich nicht so verblendet zu glauben, daß hart am Blocksberge die ehrliche Welt liegt. Auch hier wird man Redensarten bewundern sollen und es wird gute Lebensart heißen, vor den Thaten die Augen zu verschließen. Meine Hoffnung ist, daß meine Frau, die mit wahrer Zärtlichkeit und Treue sich meinem Schicksal angeschlossen hat, daß meine Kinder mir bleiben werden; auch für meine Vorträge hoffe ich einen Kreis zu finden, nicht den glänzendsten, aber einen solchen, der die Ueberzeugungen teilt, welche allein den Wissenschaften Wert und Würde geben. Auch in Holstein werden mir Einige bleiben, die gern meiner gedenken und [34] sich von denen nicht irre machen lassen, die es mir nicht vergeben können, daß ich ein ehrlicher Mann gewesen bin.“⁴

Zehn Jahre später schrieb er eine Geschichte Dänemarks bis zur Reformation, die Jahrzehnte hindurch als so vorzüglich galt und keinen würdigen direkten Nachfolger fand, so daß 60 Jahre später der (allerdings ganz reaktionäre) Historiker Dietrich Schäfer ihr einen vierten und fünften Band anfügte, die sie fortführten.

Der Abschied der Brüder Grimm aus Kassel war nicht unähnlich dem Dahlmanns aus Kiel. Wilhelm Scherer schreibt:

„Eine ungerechte Zurücksetzung war die Ursache, welche Jacob und Wilhelm Grimm bewog, ihre Anstellung an der Kasseler Bibliothek aufzugeben. Der erste Bibliothekar, Ludwig Völkel, ein Mann, mit welchem die Brüder stets in dem besten Vernehmen gestanden hatten, war Anfang 1829 gestorben, und sie durften erwarten, daß Jacob in seine Stelle aufrücken, Wilhelm aber Jacobs Stelle erhalten würde. Sie sahen sich jedoch in ihren Hoffnungen getäuscht und die langjährige Dauer ihres Dienstes ebensowenig berücksichtigt, wie ihren persönlichen Wert: der hessische Geschichtsschreiber und Direktor des Staatsarchivs Christoph Rommel wußte es durchzusetzen, daß ihm zu seinem bisherigen Amt auch noch die Direktion der Bibliothek übertragen wurde.

Jede Aussicht auf künftige Beförderung war den Brüdern hierdurch abgeschnitten, und die Hoffnung, der steten Nahrungssorgen endlich ledig zu werden, mußten sie fahren lassen. Das Verhältnis zu ihrem neuen Vorgesetzten überdies schien kein angenehmes werden zu können. Alles dies vereinigte sich, um ihnen eine Veränderung ihrer Lage wünschenswert zu machen, und bestimmte sie, die Gelegenheit, welche sich bot, nicht unbenutzt zu lassen. Schon im Sommer 1829 waren ihnen ehrenvolle Anträge nach Göttingen gemacht worden. Auf diese gingen sie jetzt ein. Der Kurfürst Wilhelm der Zweite, der seit 1821 regierte, hatte nicht den geringsten Sinn für das Mittelalter und keine Ahnung von der wissenschaftlichen Größe seiner bisherigen Bibliotheksbeamten. Ihr Abschiedsgesuch ward von heut auf morgen erledigt. Der Kurfürst äußerte: ‚Die Herren Grimms gehen weg! Großer Verlust! Sie haben nie etwas für mich getan.‘ Seine Verfügung ging dahin, daß den Brüdern Grimm die ‚flachen Abschiede‘ ausgefertigt, Vorschläge für die Wiederbesetzung ihrer Stellen gemacht und dafür gesorgt werden sollte, ‚daß gedachte bei der Bibliothek angestellt werdende mehr für die Bibliothek selbst als für sich selbst arbeiten‘.⁵

⁴ A. Springer, Friedrich Christoph Dahlmann, Erster Teil, Leipzig 1870, S. 264 f.

⁵ W. Scherer, Jacob Grimm, Berlin 1921, S. 187 f.

11 Wochen nach Dahlmann, Ende Dezember 1829, kamen die Grimms nach Göttingen, Jacob, wie Dahlmann, als ordentlicher Professor jedoch als Bibliothekar, Wilhelm ebenfalls als Bibliothekar und, seit Februar 1831, außerordentlicher Professor.

Ganz bald nach ihrer Ankunft, noch im Januar 1830, erreichte beider der folgende Brief von Dahlmann:

„Die hochgeehrten Herren würden mich und meine Frau gar sehr verbinden, wenn [35] Sie uns den morgenden (Montag) Abend schenken wollten. Ich hoffe auch Ihren Freund, Hrn. Hofrath Beneke dazu zu bewegen.

Aufrichtig ergeben und erfreut, daß Sie uns angehören
Sonntag Morgen.
F. C. Dahlmann.“⁶

Über die Freundschaft, die sich zwischen den Grimms und Dahlmann gestaltete, heißt es im Vorwort zu der soeben zitierten Briefsammlung: „Mit keinem aber fühlten sie (die Brüder Grimm – J. K.) sich so von Herzen verbunden wie mit Friedrich Christoph Dahlmann, der ein Jahr vor ihnen von Kiel nach Göttingen übergegangen war, und auf dessen Betreiben zumeist, Ostern 1836, Georg Gottfried Gervinus ebendorthin berufen wurde. Gervinus, obgleich zwei Jahrzehnte jünger, wurde von Dahlmann und den Brüdern Grimm als ebenbürtiger Genosse empfangen und trat in das zwischen diesen dreien waltende Freundschaftsbündnis ein, das nun ebenso innig Dahlmanns, Wilhelm Grimms und Gervinus Gattinnen umschlang.“⁷

Oft versammelte man sich im Hause Dahlmanns, über das Springer mit gesetzten Worten schreibt: „Nur im engen Kreise guter Freunde löste sich der strenge Ernst, der gewöhnlich um Dahlmanns Lippen spielte, vollständig, diesen engen Kreis sah er aber gern und nie oft genug um sich versammelt. Das Dahlmannsche Haus ... war nicht allein mit das stattlichste, sondern auch das geselligste Göttingens. Munterer Scherz, harmlose Unterhaltung fanden hier stets eine heimische Stätte. Die alten steifen Hofräthe schüttelten wohl den Kopf, ... Sie begriffen nicht, daß sich wirkliche Gelehrte herbeilassen können, Volkslieder zur Gitarre zu singen, wie es Gervinus mit Vorliebe that, oder Hampelmanniaden vorzutragen, eine Kunst, die Wilhelm Grimm mit besonderem Behagen übte, oder wie Jacob Grimm derb launige Gedichte vorzulesen. Die jüngeren und frischeren Elemente focht aber der Tadel nicht an, sowenig als sich Dahlmann abhalten ließ, diese muntere Geselligkeit mit frohem Behagen zu genießen und selbst mit leicht eingestreuten Witzworten zu würzen.“⁸

2. Politische Vergangenheit bis 1829

Als Dahlmann nach Göttingen kam, hatte er eine längere politische Vergangenheit hinter sich. Eine zeitgenössische Broschüre bemerkt über seine Tätigkeit in Kiel:

„Bekundete Dahlmann hier (an der Universität Kiel – J. K.) schnell eine für ihn so ganz geeignete Thätigkeit, so zeigte er sich auch alsbald als den rechten Mann in einem von jener ganz verschiedenen Berufe, nämlich seit 1815 als Secretair der fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft. Im Besitz des unbeschränktesten Vertrauens der Ritterschaft waltete und wirkte er hier, bis zu seiner Berufung nach Göttingen, eben so tadellos als beneidenswert, und genoß hier [36] eben so sehr die Liebe seiner Zuhörer und die Achtung seiner Mitbürger, als er sich dieser später in Göttingen in so hohem Maaße zu erfreuen hatte ...

Auf gleiche Weise thätig war Dahlmann in dem andern Zweige seiner schriftstellerischen Laufbahn, der politischen. In Angelegenheiten der schleswig-holsteinischen Ritterschaft gab er eine

⁶ Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus, Hg. von E. Ippel, 1. Band, Berlin 1885 (künftig zitiert als: Briefe), S. 3.

⁷ Ebendort, S. V.

⁸ A. Springer, a. a. O., S. 412 f.

„Sammlung der wichtigsten Actenstücke, die gemeinsamen Angelegenheiten der schleswig-holsteinischen Ritterschaft und Prälaten und der übrigen Gutsbesitzer betreffend“ und später die „urkundliche Darstellung des, dem schleswig-holsteinischen Landtage kraft der Landesverfassung zustehenden Steuerbewilligungsrechts“ heraus. Im Zusammenhange mit seinem Berufe zu Erörterungen aus dem Gebiete des Staatsrechts und der praktischen Politik stehen in dieser Zeit mehrere seiner Aufsätze in den „Kieler Blättern“ und „Kieler Beiträgen“ und seine Vorrede zu der Uebersetzung von de Lolme's Staatsverfassung des englischen Reiches ...

Als Secretair der schleswig-holsteinischen Ritterschaft behauptete er standhaft mit Wort und Schrift, daß Schleswig und Holstein zusammengehörten, und ihr Recht auf eine gemeinsame Verfassung unerloschen sei. Er achtete das geschichtliche Recht der Ritterschaft als die nützliche Grundlage einer auf das Beste des Volks berechneten Verfassung, aber er vertheidigte das Adelsinstitut nicht an sich, sondern weil es naturgemäß da ist.“⁹

Über seine Stellung zur deutschen Frage berichtet die gleiche Schrift so:

„Davon aber, was ihm deutsche Geschichte ist, und wie er solche behandelt, geben Zeugnis die Worte, mit welchen er seine Vorträge über sie am 24. März 1832 schloß.

„Seit der Juli-Revolution haben sich mehrere deutsche Bundesstaaten Verfassungen faktisch errungen, ohne daß es klar ist, ob der Gesamtverein des Bundes hiermit einverstanden. Vielen scheint der Kampf der beiden Extreme zwischen Regierung und Volkssouverainität noch in der Asche zu glimmen. Wenn Deutschland vor der so verderblichen Täuschung der Regierung, wie vor der Anarchie gerettet werden soll, so muß der Streit über das Ob? endlich aufhören, damit das unendlich viel wichtigere Wie? zur Sprache komme. In dieser Hinsicht sind mit Recht aller Augen auf Preußen gerichtet. Preußens Reichsstände würden das Ob entscheiden und das Wie am standhaftesten bewahren. In Preußens Reichsständen würde eine Bürgschaft enthalten sein, daß Deutschland gegen auswärtige Feinde zusammenhielte, eine Bürgschaft, daß das schmachvolle Jahrzehend dieses 19ten Jahrhunderts nimmer wiederkehren würde, wo deutsches Blut von deutschen Händen zur Lust der Nachbarn floß.

Die heranwachsende Jugend aber soll auf deutschem Boden so leben, daß sie ihre Hoffnungen mäßigt, sie soll sich wahren und sorgsam hüten, vor allen eingebildeten Dingen, vor der unstäten Neuerungssucht, die den Gehorsam verpönt.“¹⁰

Dahlmann hatte also, als er nach Göttingen kam, sich politisch reichlich bewegt, in Kiel viele Erfahrungen gesammelt und in der deutschen Frage eine sehr bestimmte Meinung: Deutschland sollte unter Führung Preußens geeinigt werden, aber eines Preußens, das endlich ein Parlament hätte, in dem „auch das Volk“ zu Wort kommen konnte.

[37] Jacob Grimm hatte ebenfalls eine politische Vergangenheit, als er nach Göttingen kam. Nach der Rückkehr des hessischen Kurfürsten, 1814, erhielt Jacob Grimm, der schon unter der Herrschaft des Napoléon-Bruders Jérôme königlicher Bibliothekar geworden war, eine Stellung als Legationssekretär beim kurhessischen Gesandten im Hauptquartier der verbündeten Mächte und begleitete später den Gesandten zu dem Kongreß von Wien.

Gerstner berichtet über die Wiener Zeit Jacob Grimms:

„Kritisch äußerte sich bereits in den Oktobertagen 1814 Jacob über den Beginn der Versammlung: „Die Größten handeln erst untereinander ab, eh wir recht dran dürfen, somit besteht jetzt alle Kunst in Hören und Anempfehlen, was freilich nicht so sein sollte. An Festen und Aufzügen fehlt's nicht; wäre alles gut beendet, so würde man mit leichtem Herzen dabei sein; zur heutigen Redoute von zehntausend Masken bin ich mit meinem Billett auch schon darum nicht gegangen.

⁹ Die sieben Göttinger Professoren nach ihrem Leben und Wirken, Braunschweig 1838, S. 10, 14, 15.

¹⁰ Ebendort, S. 13.

Der Kongreß tanzte!

Jacob war mit den verwinkelten Schachzügen der Potentaten und ihrer ergebenen Diener gar nicht zufrieden und tadelte in einem weiteren Brief, den er an Wilhelm nach Kassel richtete: ‚Vom Kongreß ist nicht viel zu rühmen: 1) geschieht noch nichts, 2) was geschieht, heimlich, kleinlich, gewöhnlich und unlebendig, als wenn keine große Zeit nahe vorerstünde. Auf diesem Weg entspringt aus jeder Frage wieder eine Vorfrage und aus der Vorfrage noch eine andere, worüber sie verzweifeln und sich immer mehr hineinwickeln, während daß die Grundlage von unserer Not und Notwendigkeit so klar daliegt, daß ordentlich die Stimme eines unschuldigen Kinds auftreten und das Rechte aussprechen sollte. Aber wie viel ist den schwachen und beschränkten Menschen, die obenan stehen, in den Wind geredet worden.‘ ...

So widerwillig war ihm der diplomatische Dienst, daß er bereits ein Vierteljahr nach seinem Eintreffen in Wien Ende Dezember 1814 seufzte: ‚Einen, zwei Monat geht das mit, nicht in die Länge. Ich suche nur mit Ehre davon zu kommen und möchte deshalb gern das Ende des Kongresses abwarten, um mich nicht gerade für die Zukunft aller Enden loszuschneiden.‘

Freilich das Wohlwollen seines Kurfürsten durfte er nicht verlieren. Er mußte aushalten, obwohl sich der Kongreß noch ein weiteres halbes Jahr hinzog ...

Vergeblich hatte Jacob versucht, seinen Intellekt einzusetzen und intensiver auf dem Kongreß mitzuspielen, hatte seine Ansichten auch in mehreren Artikeln, die er an Joseph Görres für den ‚Rheinischen Merkur‘ sandte, dargelegt. Mehr und mehr aber mußte er einsehen, daß solche Mühe vergeblich war! ‚Wie verkehrt ist all dieses Leben und Geschäft‘, seufzte er, ‚taubes Stroh dreschen sie und sehen das am Ende ein, lassen sich aber augenblicks ein neu Gebund derselben Art unterlegen und arbeiten eben so tapfer drauf los.‘

Dabei machte sich Jacob über die führenden Persönlichkeiten des Kongresses ernsthafte Gedanken, nannte den Fürsten Metternich einen ‚feinen französisch gewandten Staatsmann, der es mit Österreich gut meint, aber Deutschland eben auch an die zweite Stelle setzt‘. Fürst Hardenberg vertrete ‚mit ruhiger Mäßigung‘ das Interesse Preußens, Wilhelm von Humboldt wurde von Jacob ‚gescheit und sehr viel-[38]wissend‘ genannt, der Minister Stein sei ‚ausgezeichnet durch die Reinheit seines Willens für Deutschland, und überhaupt seine tüchtige Bravheit‘.

Aber gleichzeitig bedauerte Jacob, daß man hier in Wien vergessen zu haben schien, ‚welchen Geistern man Sieg und Rettung verdankte‘.¹¹

Mit der Rückkehr aus Wien nach Kassel hörte wohl die politische Tätigkeit von Jacob Grimm auf. Er widmete sich ganz den Bibliotheksgeschäften und seiner Forschung.

Doch so ungern Jacob Grimm seiner politischen Tätigkeit nachgegangen war, gab sie ihm doch reichlich Einblick in die Verhältnisse und ließ ihn auch nicht hoffnungslos in die Zukunft blicken. Mit Recht schließt Lemmer seinen Bericht über diese Zeit im Leben von Jacob Grimm: ‚Über den Ausgang des Wiener Kongresses, der 38 souveräne, im Deutschen Bund zusammengefaßte Staaten schuf, aber dem Volke, das am Freiheitskriege teilgenommen und ihn getragen hatte, kein Mitspracherecht in Gestalt von Verfassungen brachte, war Jacob gleich vielen anderen Deutschen unbefriedigt, hoffte aber für die Zukunft Besseres. ‚Laß uns ... den guten Mut doch behalten‘, schrieb er am 4. September 1815 an Haxthausen, ‚die meisten Regierungen in Deutschland sind noch nicht aus dem alten, bösen Teil ledig geworden, laß nur erst die bessere Gesinnung nachwachsen und zu Kräften kommen, das geht auf einmal nicht.‘¹²

¹¹ H. Gerstner, Die Brüder Grimm, Gerabronn und Crailsheim, 1970, S. 114 ff.

¹² M. Lemmer, a.a.O., S. 33.

3. Politische Wirrnis

Während Jacob Grimm seit 1815 und auch in Göttingen keiner politischen Tätigkeit nachging, verfolgte er jedoch die Aktivitäten seines Kollegen und Freundes Dahlmann auf diesem Gebiet mit regem Interesse.

Dahlmann wurde sehr schnell in die politischen Begebenheiten Hannovers hineingezogen. Im Januar 1831 war es im Gefolge der Juli-Revolution auch in Göttingen zu Unruhen gekommen. „Hier offenbarte es sich“, schrieb Dahlmann später, „wohin die beliebte Doctrin führt, ein guter Staatsbürger, geschweige ein echter Gelehrter dürfe sich in politische Dinge durchaus nicht mischen. Die Göttinger Studentenschaft hatte sich dem Aufstande angeschlossen und bewaffnet aufgestellt. Als ich nun in einer Versammlung des akademischen Senats es für die erste Pflicht des Senats erklärte, die Studierenden durch öffentlichen Anschlag von ihrer Theilnahme am Aufstande abzumahnem; denn, so sprach ich, in Folge eines solchen Anschlages werde der bessere Theil der Studirenden, der offenbar nur gezwungen mitgehe, sich bald scheiden von dem schlechteren, und wenn einmal dem Gehorsam eine Stütze gegeben sei, werde auch der bessere Theil der Bürger nachfolgen; als ich also diesen Antrag machte, trat mir, mit Ausnahme von Gauß, auch nicht eine einzige billigende Stimme bei, nicht einmal der zitternde Regierungskommissarius, und es ward schweigend ertragen, als ich dem Senat Pflichtverletzung vorwarf.“¹³

[39] Dahlmann nahm also Stellung gegen die „Göttinger Revolution“, gegen die Studenten. Springer berichtet über das, was weiter geschah: „Während man selbst die Hände in den Schooß legte, erwartete man von Hannover große Thaten. Unter den Deputirten der Universität befand sich Dahlmann. Bei der getheilten Regierung, deren eine Hälfte in London, die andere in Hannover residirte, hielt es auch hier schwer, zu festen Entschlüssen und raschem Handeln zu kommen. Der Generalgouverneur, Herzog von Cambridge, die Cabinetsminister und Rätthe, an sich schon vor großer Verantwortlichkeit zurückschreckend, wurden durch die ängstlichen Deputirten vollends in Schwanken gebracht. Dahlmann allein hatte eine feste, eine muthige Meinung. Unbedenklich sprach er im versammelten Staatsministerium die Ansicht aus, man solle nur nicht zögern, ein Paar Regimenter auszuschicken, die königlichen Truppen würden in Göttingen einrücken, ohne daß ein Tropfen Blut fließe, ja die Göttinger würden dankbar dafür sein, denn sie wüßten offenbar mit ihrer Revolution nichts mehr anzufangen. Diese unumwundene Erklärung machte den Herzog von Cambridge aufmerksam. Er erwiderte im Augenblick zwar nichts; als indeß die Deputation entlassen war, eilte er Dahlmann in das Vorzimmer nach und hieß diesen seine so entschieden ausgesprochene Meinung und die Gründe derselben nochmals wiederholen. Dahlmanns Rat wurde schließlich angenommen und wie er vorhergesehen, mit dem besten Erfolge. Am 16. Januar rückten die Truppen mit klingendem Spiele in die Stadt, nachdem der improvisierte Gemeinderath sich in aller Stille aufgelöst, die Anführer Nachts vorher geflohen und von den Bürgern die Verrammungen an den Thoren schleunigst entfernt waren.“¹⁴

Dahlmann wurde bald als Vertreter der Universität Mitglied der Ständeversammlung in Hannover. Als dort am 28. Juni 1832 die Frage der Begnadigung der Göttinger Gefangenen in der Ständerversammlung aufkam, trat er scharf gegen sie auf:

„Ich frage, wenn dieser Aufstand gelungen wäre, würden wir wohl hier berathen, wie wir heute thun in dieser Kammer, so frei gewählt, daß die Regierung durchaus nicht mehr Einfluß hat, als ihr die Gerechtigkeit dieser Sache, der Werth ihrer Gründe verschaffen kann? Wir würden beherrscht von Volksversammlungen berathen: verworren durch den Zudrang einer zügellosen Menge; in steter Sorge für unsere Personen, für unser Eigenthum. Denn ganz thöricht ist es zu

¹³ Vgl. A. Springer, a. a. O., S. 304.

¹⁴ Ebendort, S. 305 f.

hoffen, wenn wir selber das Recht der Herrschaft mit gewalthätiger Hand durchbrechen, dem Niederen werde das Recht unseres Besitzes, die Aristokratie unseres Besitzes heilig sein.

Um Alles zu sagen, was in dieser gewichtigen Angelegenheit den Inbegriff meiner Ueberzeugung bildet, ich kann die Politik durchaus nicht als getrennt von der Moral betrachten und erkläre mich hierin eines ganz altväterischen Glaubens. Darum wird durch die Strafflosigkeit siegreicher politischer Verbrecher nichts für ihre Unsträflichkeit bewiesen, eben wie ein ungerechter Krieg ungerecht bleibt, auch wenn er der siegreichste wäre. Wenn jemals der Tag erschiene, an welchem ich meines Irrthums inne würde, an welchem mir klar würde, Moral und Politik wären ganz getrennte Gebiete: ich würde keine Stunde mehr mich mit Politik lehrend oder lernend beschäfti-[40]gen; ich würde von dem Augenblick an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menschheit betrachten.“¹⁵

Und Jacob Grimm stimmt ihm völlig zu. Er schreibt ihm am 3. Juli: „Ihre letzte Rede, lieber Dahlmann, hat nun alle hiesigen Freunde, die über Ihre Schweigsamkeit zu zagen anfiengen, wieder beruhigt. Sie war aber auch höchst angemessen, und ich begreife nicht, daß sie den nachfolgenden Sprechern nicht die Augen öffnete; Freudentheil, dem ich mehr zugetraut hätte, ärgerte mich. Mit Begierde erwarten wir die Fortsetzung im heutigen Blatt, um zu sehen, was noch Stüve und Pertz gesprochen haben und welcher Beschluß gefaßt worden ist. Welch gesunder und treuer Mann mag es wohl über sich bringen, eines so widrigen und dürren Aufstandes, wie wir ihn hier erlebten, Lobredner zu werden. In diesen Reden der meisten Andern finde ich nicht einmal Logik, namentlich im Geschwätze des großen Staatsmannes.“¹⁶

Natürlich sind sie beide für Fortschritt; doch mehr Demokratie heißt für sie: mehr Demokratie für das Bürgertum. Und auch diese kann und darf nicht auf revolutionärem Wege gewonnen werden. Schon das Hambacher Fest geht ihnen zu weit. In einem Brief vom 2. Juni an Dahlmann spricht Jacob Grimm von dem „ekelhaften Hambacher Fest, wo sie Börnes Lebehoch ausgebracht haben“.¹⁷

Lange wird es dauern, mehr als ein Vierteljahrhundert, bis Jacob Grimm (im Jahre 1858) an Georg Waitz schreiben wird: „Wie oft muß einem das traurige Schicksal unseres Vaterlandes in den Sinn kommen und auf das Herz fallen und das Leben verbittern. Es ist an gar keine Rettung zu denken, wenn sie nicht durch große Gefahren und Umwälzungen herbeigeführt wird ... Es kann nur durch rücksichtslose Gewalt geholfen werden. Je älter ich werde, desto demokratischer gesinnt bin ich. Säße ich nochmals in einer Nationalversammlung, ich würde viel mehr mit Uhland, Schoder stimmen, denn die Verfassung in das Geleise der bestehenden Verhältnisse zu Zwängen, kann zu keinem Heil führen. Wir hängen an unsern vielen Errungenschaften und fürchten uns vor rohem Ausbruch der Gewalt, doch wie klein ist unser Stolz, wenn ihm keine Größe des Vaterlandes im Hintergrund steht.“¹⁸

Dahlmann aber wird sich, ganz im Gegensatz zu Jacob Grimm, immer weiter von seiner „Rebellenzeit im Rahmen des Gesetzes“ entfernen. 1848 erschreckten ihn die Massenbewegungen, und er, der Geschichten der englischen und französischen Revolution geschrieben, teilte dem Freunde Gervinus (24. Dezember 1852) mit, daß er „mit den Massen und vor allem mit dem vierten Stande nichts recht anzufangen“ wisse.^{18a} Die englische und die französische Revolution waren Revolutionen des Bürgertums, und was ihm in Deutschland notwendig schien, war die Schaffung ähnlicher Zustände für die Bourgeoisie durch die Einrichtung von Parlamenten – aber möglichst nicht unter dem Druck der Massen. Dabei ging er so weit, dem englischen

¹⁵ Ebendort, S. 334 f.

¹⁶ Briefe, S. 13.

¹⁷ Ebendort, S. 12.

¹⁸ M. Lemmer, a. a. O., S. 67.

^{18a} Briefe (2. Bd., Berlin 1886), S. 342.

Beispiel entsprechend, das allgemeine Wahlrecht abzulehnen. Es sollte eben wirklich nur die Bourgeoisie wahlfähig und wählbar sein.

[41] Dahlmann hat sich politisch eigentlich während seines ganzen Lebens kaum gewandelt, und darum mußte sein Standpunkt, der in so mancher Beziehung ursprünglich fortschrittlich war, ohne daß er ihn änderte, im Laufe der Jahre immer rückschrittlicher werden – so ganz im Gegensatz zu dem von Jacob Grimm. –

Die nächste politische Frage, die eine Rolle im Briefwechsel spielt, sind die Bundestagsbeschlüsse von 1832.

Karl Obermann faßt kurz zusammen, worum es ging: „Am 28. Juni 1832 beschloß der Bundestag, die Rechte der Landtage einzuschränken und eine Kommission zur Überwachung der landständischen Verhandlungen einzusetzen. Die Landtage verloren das Recht, über das Budget zu beraten. Weitere Bestimmungen, z. B. die ‚Maßregel zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe im Deutschen Bund‘, folgten am 5. Juli 1832. Dieser Beschluß des Bundestags sah vor, die Zensur zu verschärfen und alle Vereine zu verbieten, die politische Zwecke verfolgten; schließlich enthielt diese ‚Maßregel‘ ein Verbot aller Volksversammlungen und stellte das Errichten von Freiheitsbäumen sowie das Tragen schwarzrotgoldener Abzeichen unter Strafe. Weiterhin durften die Bundesstaaten politischen Flüchtlingen aus anderen Bundesstaaten keinen Schutz gewähren und waren zur Auslieferung verpflichtet. Um der für die Herrschaft der feudal-absolutistischen Reaktion so gefährlichen nationalen Bewegung Herr zu werden, sicherten sich die Regierungen der Bundesstaaten ‚gegenseitig auf Verlangen die prompteste *militärische Assistenz* zu‘.“¹⁹

Am 17. Juli hatte Dahlmann aus Hannover an Wilhelm Grimm geschrieben: „In der Sitzung heute ging es nicht besonders verständig zu; die Beschlüsse des Bundestags, die so wenig leisten und so viel drohen, wirken sehr nachtheilig, und kommen Donnerstag zu einer Berathung, von der man sich vielleicht nichts Glimpflich versprechen darf.“²⁰

Jacob Grimm sucht ihm Hoffnung zu machen. Er hatte Dahlmann schon zwei Tage zuvor geschrieben: „Die Bundesbeschlüsse scheinen mir nicht verhängnisvoll. Es war natürlich, daß von Österreich und Preußen her der Hambacher Schrecken genutzt wurde; freilich wäre es schöner und edler gewesen, wenn gerade jetzt Baiern, Würtemberg, Hannover, Baden und Hessen sogleich eine andere Haltung angenommen und das Recht ihrer Constitutionen förmlich vertheidigt hätten; aber den Fürsten selbst kommt jene Stimme gelegen und es wird ihren Ständen vorbehalten bleiben, sie ins Geleise zurückzuführen. Alle Mäßigen, die sich bisher mehr zur Seite der Regierungen neigten, werden jetzt umgekehrt, und solange bis das Unrecht wieder ausgeglichen ist, eine Neigung zu der liberalen Seite äußern. Der Bund kann sich durch bloßes Niederhalten, Verbieten, Zürnen und Schelten keine Macht und Kompetenz gründen; er müste uns erst Liebe gezeigt haben, er müste Anstalt machen die Wunden zu heilen, die unserm Handel und Verkehr geschlagen sind, eh er auf willige Folge und Gehorsam rechnen kann. Das üble Andenken an die Mainzer Commission hätte nicht durch eine neue aufgefrischt werden sollen; ich sehe aber nicht, was diese Commission ausrichten kann, sobald sich in jedem Land Regierung und Stände ver-[42]tragen das zu bewahren, was einmal bewilligt und angenommen worden ist. Die Regierungen, wenn sie klug sind, werden sich lieber ihre Unterthanen verpflichten, als das Übel einer solchen Landeseinmischung heranzurufen und die Schreier in den Ständeversammlungen werden der Regierung auch lieber auf halbem Weg entgegengehen, als durch längere Unmäßigung alles aufs Spiel setzen. Handeln aber die constitutionellen Länder nach solchen Grundsätzen, so stehen Oestreich und Preußen bald wieder auf der alten Stelle.“²¹

¹⁹ K. Obermann, Deutschland von 1815 bis 1849, Berlin 1961, S. 89.

²⁰ Briefe, S. 19.

²¹ Ebendort, S. 19 f.

Wie naiv-hoffnungsvoll ist doch die Haltung von Grimm! Alle Lehren des Wiener Kongresses und der nachfolgenden 17 Jahre sind vergessen. Seine Hoffnung ist, daß der Bundestag sich in den einzelnen Ländern nicht durchsetzen kann. Also die Schwäche des Bundes gegenüber den einzelnen Ländern ist der Grund seiner optimistischen Stimmung. Und der andere: Die Kompromißbereitschaft von Reaktion und Liberalen. Was für eine Misere!

Doch es soll noch schlimmer kommen. Einen Höhepunkt politischer Verwirrung stellt der dem vorangehenden direkt folgende Absatz dar. „An sich rührte es mich, endlich einmal wieder von einer allgemein deutschen Verfügung zu hören. So sehr bedürfen wir zerrissenes und verwaistes Volk der Empfindung des fortbestehenden Zusammenhangs, daß es uns bewegt irgendwo noch eine Kraft walten und sich um uns kümmern zu sehen. Dieses Bedürfnis gemeinschaftlich regiert zu werden fühlen wir so wesentlich, daß eben die Gemeinschaft uns naturnothwendig, das Verlangen gut regiert zu werden fast nur sittlich notwendig erscheint. Mit dieser Gesinnung habe ich noch weiten Raum für Hoffnung und glaube daß noch nichts verloren ist.“²²

Man kann es kaum glauben: Auch reaktionäre Beschlüsse beglücken Jacob Grimm, wenn sie nur vom Bundestag kommen und einem so das Gefühl irgendeiner Einheit des Vaterlandes geben. Einigung, Einheit unter allen Umständen, auch unter einer gemeinsamen Peitsche, auch unter einer alle deutschen Lande umfassenden Reaktion!

Scharf und präzise ausgedrückt ist das die Haltung von Jacob Grimm – wird das auch die Haltung der „Opposition“ ein Drittel Jahrhundert später zu Bismarck sein. Gewalt und Reaktion sind halb so schlimm, wenn sie nur zur Einheit Deutschlands führen.

In gewisser Weise wird Jacob Grimm niemals seine Haltung ändern. Die Einheit des Vaterlandes wird ihm immer höchstes Ziel bleiben. Dieser Gedanke beseelt auch seine ganze wissenschaftliche Arbeit. Sehr richtig hebt zum Beispiel Lemmer, als er über Jacob Grimms 1848 erschienene „Geschichte der deutschen Sprache“ schreibt, hervor:

„Von ihren Arbeiten aus den 40er Jahren ist Jacobs ‚Geschichte der deutschen Sprache‘ hervorzuheben. Sie erschien im Revolutionsjahr 1848 und war nach Jacobs Worten in der Widmung an Gervinus ‚durch und durch politisch‘. Wer ‚Aufgabe und Gefahr des Vaterlandes‘ zu ermessen vermöchte, der sollte aus ihrem historischen [43] Inhalt Lehren ziehen für die Gegenwart und – nachdem nunmehr ‚des Volks Freiheit ... nichts mehr hindern‘ könne – auch dem letzten Ziel, der ‚heißersehnten uns allein Macht verleihenden Einheit‘ zu dienen suchen, die ‚unsere Zeit, wenn irgend eine andere mit leichter Hand heranzuführen berufen‘ sei. ‚Dann mag, was unbefugte Theilung der Fürsten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu vererben wähten, zersplitterte, wieder verwachsen ...

Wissenschaftlich wollte Jacob Grimm mit seinem Buche ‚der Geschichte unseres Volkes das Bett von der Sprache her stärker aufschütteln‘.“²³

Und dieser eine, dieser höchste Wunsch, das Vaterland einig zu sehen, veranlaßt ihn dann auch, wie wir schon hervorhoben, als er alle anderen Kräfte versagen sah, in dem „rohen Ausbruch der Gewalt“, in der Revolution den Weg zur Einheit zu sehen. Auch hierin politisch wirt bis zum letzten, ist ihm die Revolution nicht der Weg zur Befreiung der Menschen von der Not, vom Joch des Kapitals, sondern das Mittel zur Einigkeit des Vaterlandes, zur Schaffung eines einigen deutschen Reichs, dessen Kultur in der fernen Vergangenheit sein Hauptarbeitsgebiet war.

Doch nun zurück zu den Bundestagsbeschlüssen. Dahlmann tritt in Hannover gegen sie auf, und die Liberalen, die er mit seiner Haltung zur „Göttinger Revolution“ und zur Begnadigung der Gefangenen so vor den Kopf gestoßen hatte, stehen begeistert zu ihm und ebenso die

²² Ebendort, S. 20.

²³ M. Lemmer, a. a. O., S. 67.

„Mässigen“, wie es Grimm vorausgesehen hatte. Er schreibt am 22. Juli 1832 an Jacob Grimm: „Sie werden, lieber Jacob, von mir künftig unter die kleinen Propheten gesetzt werden. Denn als ich gestern wol eine halbe Stunde lang über die neuesten Bundestagsbeschlüsse gesprochen hatte, da ging es wie in Ihrem Briefe vorhergesagt ist. Schon während ich sprach, blickten manche wie auf einen wiederkehrenden Absalon, nachdem ich gesprochen, kam Freudentheil zu mir, drückte mir die Hand, ich habe ihm aus der Seele geredet, Lüntzel, ... belobte öffentlich die wichtigen Seiten, worauf ich aufmerksam gemacht und dankte mir nachher für meine Andeutungen (sein Lieblingswort), Crome trat heran, nur Caliban (so heißt hier mein Colleague) blieb in gewohnter Ferne ... Dann sprach ich, hielt wie Christiani eine Commission für nothwendig, mir sey die Sache noch gar nicht reif genug für die Entscheidung über das *Wie* unseres Verfahrens, bloß daß etwas geschehen müsse, sey klar, und wie ich glaube, durch eine Bittschrift an den König und bezeichnete 6 Punkte, die besonders würden zur Erwägung kommen müssen ... Die Sitzung war übrigens vom Präsidenten als eine vertrauliche bezeichnet, so daß wol nichts darüber in die Zeitung kommen wird, was auch seine Kehrseite hat, denn ein Paar Mitglieder schrieben doch nach und wahrscheinlich werden nun fremde Zeitungen die Reden enthalten. Darum will ich heute noch, wo möglich, das was ich gesagt habe, aufzuschreiben suchen, um im Nothfall Gebrauch davon zu machen – und vielleicht schicke ich Ihnen eine Abschrift.“²⁴

Aber, im Gegensatz zu Jacob Grimm, bleibt er pessimistisch, zumal er findet, daß die Beschlüsse zwar scheußlich seien, aber doch auch provoziert, nämlich durch die Folgen der Februarrevolution in Deutschland – der Gegner der „Göttinger Revolu-[44]tion“, des „Hambacher Festes“, aller wirklich kräftigeren fortschrittlichen Bewegungen kommt wieder zum Vorschein, und so schließt er den Brief: „Die Bundestagsbeschlüsse, so provocirt sie von der einen Seite sind, sind doch voll von der alten Ungerechtigkeit, welche Deutschland verwirrt; es soll den Untertanen nichts Positives gegeben werden und immer mehr wird ihnen unter dem Vorwande der öffentlichen Wohlfarth entwandt. Ich erwarte keinen guten Ausgang, wenigstens nicht anders als durch einen langen Umweg von Umwälzungen.“²⁵

Jacob Grimm ermutigt ihn am 24. Juli: „Ich glaube, daß Sie ganz auf dem rechten Wege sind. Man muß die Bundesbeschlüsse sowenig berücksichtigen als möglich, nicht durch feierliche Proteste reitzen und Lerm schlagen, im Stillen aber auf dem Erlangten, Bewilligten und Unentziehbaren festhalten. In Cassel scheint man nicht so weise gewesen zu sein, eben wird uns von gestern geschrieben, die Stände hätten sich auf Mittheilung der zehn Artikel in heftige Invektiven ergossen und Anklagen aller Minister vorgeschlagen. Wenn sie sich nicht heute besonnen haben, werde die Auflösung unvermeidlich sein.“²⁶

Doch Dahlmann bleibt pessimistisch und schreibt am 29. Juli an beide Brüder:

„Die Sachen stehen, scheint mir, höchst ungünstig und ich fürchte für Deutschland auf die eine oder die andere Weise keinen günstigen Ausgang. Hannover hat leider den Moment, da es sich eine höchst wichtige Stellung zum deutschen Gemeinwohl hätte geben können, nicht erkannt und statt Gesetzlichkeit überall zu fördern, sich blindlings auf die eine Seite geworfen. Meinen Unwillen darüber suche ich nicht zu verbergen und habe eben heute eine Gelegenheit, ganz unumwunden zu sagen was ich denke. Wie füglich hätte sich der König von Hannover erinnern können, daß er doch auch nebenbei König von England ist. Aber so geht es, und weil niemand in die rechte Mitte treten will, werden wir den Despoten oder den Aufrührern zur Beute ...

Mir macht die Sache sehr warm, und manchmal sehne ich mich zu meinen stillen Studien zurück; es schwebt einmal ein Unglücksstern über Allem was deutsch ist.“²⁷

²⁴ Briefe, S. 2 ff.

²⁵ Ebendort, S. 22 f.

²⁶ Ebendort, S. 23.

²⁷ Ebendort, S. 24 f.

Wirr und kraftlos „in der Mitte“ stehend, befürchtet Dahlmann, daß Deutschland ein Opfer entweder der „Despoten“ oder der „Aufrührer“ werden würde.

Jacob Grimm sucht ihn von neuem zu trösten, insbesondere wieder damit, daß die einzelnen Länder nicht den Bundestagsbeschlüssen folgen würden (Brief vom 14. August): „Für die Mittheilung Ihrer Rede, lieber Dahlmann, die wir, Wilhelm, Blume und ich mit wahrer Freude gelesen haben, wollte ich schon lange danken, bin aber vielfach durch Besuche und andere Dinge vom Schreiben abgehalten worden. Ich hoffe das Herz ist Ihnen schon leichter über die Bundesbeschlüsse geworden, denn daß Erklärungen, wie die württembergische erfolgen würden war vor auszusehen, und dieser einmal angeschlagne Ton wird in den übrigen Staaten nicht sobald verhallen. Es bleibt also fast nur eine mir gar nicht unrechte Wirkung der Beschlüsse auf Frankreich und England zurück, welche fühlen mögen, daß in Deutschland noch eine eigne nationale Kraft waltet, die sich von ihnen nicht bestimmen läßt und die sich auf [45] mancherlei .Wegen selbst zum besten wenden kann. Auch Savigny schreibt mir, diejenigen irren, welche glauben, es würden Schritte gegen die Verfassungen nachfolgen; was man in Wien wolle, wisse er freilich nicht, aber in Berlin denke man nicht daran und er glaube dafür einstehen zu können, daß Preußen nichts dergleichen thun werde und ohne Preußens Einstimmung vermag Österreich nichts.“²⁸

Es macht schon wirklich einen schizophrenen Eindruck, wenn Jacob Grimm einerseits mit Freude feststellt, daß die süddeutschen „liberalen“ Regierungen und sogar Preußen sich anscheinend nicht um die Bundestagsbeschlüsse kümmern werden, und er andererseits mit noch viel größerer Freude bemerkt, daß diese reaktionären Beschlüsse zeigen, daß in Deutschland „noch eine eigne nationale Kraft waltet“, die unabhängig von Frankreich und England sei – welch „nationales Glück“: Die deutsche Reaktion läßt sich nicht vom Fortschritt in England und Frankreich beeinflussen!

Natürlich denkt auch Dahlmann nicht an eine Einigung Deutschlands durch kräftige Aktion. Er schreibt darüber an Wilhelm Grimm: „Preußen ... meint, das Anschließen an einen mächtigeren Staat sey überhaupt das beste für die kleineren. Sogar Drohungen sind eingetreten. Dagegen sich Österreich dieses Mahl würdig der Bundesverfassung angenommen hat. Doch daß diese Würde weiter gehen werde als die Eifersucht gegen Preußen, heißt, um mit Cervantes zu reden, Birnen vom Ulmbaume erwarten. Wie nahe läge es, wenn es nicht so sehr an leitenden Geistern fehlte, daß sich die vier Könige des Bundes vereinigten, nur nach gemeinsamem Rathe in Bezug auf die Zollsache, die schon etwas ganz anderes als bloß Zoll bedeutet, mit Preußen zu Werke zu gehen! Behielte man dabei nur das Ziel der Vereinigung ernstlich vor Augen, so könnte es doch wohl am Ende zu einem wirklich deutschen System kommen. Aber es ist eine solche Scheu auch vor dem nothwendigen Neuen, daß eben dadurch das Alte vorzüglich gefährdet wird.“²⁹

Im gleichen Briefe, der für Jacob zumindest mitbestimmt ist, äußert er sich auch über die sogenannten Parlamente in Deutschland. Ausgehend von einem Aufsatz Savignys, in dem dieser öffentliche Beratungen für die Stadtverordnetenversammlungen vorschlägt, wendet er sich dagegen und bemerkt betreffend eine allgemeine Anwendung dieser Praxis auch auf die Landes-Ständeversammlungen: „Man würde die Eitelkeit der Ständeversammlungen in die einfachsten Verhältnisse einführen, den persönlichen Tadel, der da häufig eintreten muß, entweder ganz ausschließen, oder ihm die gehässigste Farbe geben; man würde den Müßiggängern in einer Zeit, welche alle Hände voll hat, nur einen Vorwand mehr geben. Aber so geht es einmahl mit allen den Erfindungen, welche Surrogate der Ständeversammlungen seyn sollen, die, was ich bei dem täglichen Anblicke unzähliger Verkehrtheiten keinen Augenblick vergessen habe, dennoch die Regierung aufklären und der Willkühr Schranken setzen wie keine andere Einrichtung sonst. Ihr Fehler ist ihre uneheliche Geburt und ihre tolle Jugend.“³⁰

²⁸ Ebendort, S. 25 f.

²⁹ Ebendort, S. 53 f.

³⁰ Ebendort, S. 54 f.

[46] Der Fehler der Ständeversammlungen ist, daß sie das Produkt von Volksbewegungen sind („tolle Jugend“), daß die Herrscher und der Adel sie am liebsten nicht anerkennen würden (wie „uneheliche Geburten“), daß sie nicht das Produkt weiser Paarung der Vernunft der alten herrschenden Klasse und des aufstrebenden Bürgertums sind.

Und Jacob, der den Brief an Wilhelm beantwortet, stimmt ihm ganz zu: „Ihre Äußerungen über die Landstände, über das Gute und Böse, was ihnen anhängt, haben mir sehr gefallen und scheinen mir treffend und wahr; es ist aber keine glückliche Zeit die unsrige, in welcher nur diese Elemente und Gegensätze der Regierung so unverdeckt vor das Auge gerückt werden, denn beide erscheinen uns dann in der Ausübung zu menschlich, d. h. unvollkommen und beschränkt, während der Glaube an ein Königthum, warum nicht auch an eine Republik? (jener scheint wenigstens länger anhalten zu können) den Menschen ein seliges Bild und eine unermeßliche Ferne vorhält. Wir geraten jetzt alle so leicht in Partei und Zweifel.“³¹

„Wir geraten jetzt alle so leicht in Partei und Zweifel“ – das erscheint Jacob Grimm ebenso wie Dahlmann ein Unglück! Partei und Zweifel, die Marx höher als alles andere gestellt hat. Partei als Politiker und Zweifel als Wissenschaftler.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Jacob Grimm als zuschauender und Dahlmann als aktiver Politiker sich „über die Parteien“ stellen wollen, und beiden, auch Dahlmann, die Politik letztlich „kein Vergnügen“ macht. Schon am 26. August 1832 hatte Dahlmann aus der politischen Hauptstadt an Wilhelm Grimm geschrieben: „Reden Sie aber Jacob die Gedanken aus und denken Sie selber nicht daran, als könnte ich für die Dauer in Hannover bleiben. In welchem Wirkungskreise? Und was sollte mich dazu vermögen? Wenn Sie sich das bedenken, so wird es ihnen selber höchst unwahrscheinlich vorkommen. Glauben Sie mir, es denkt niemand daran, und am wenigsten ich selber, da ich doch auch dazu gehöre.“³² Jacob Grimm aber leidet schon unter der „Universitätspolitik“ und schreibt am 20. Januar 1833 an Dahlmann: „Ich wollte ich wäre aus diesen Händeln allen heraus, und könnte auf meiner Stube ungestört meinen Reinhart Fuchs, der bald gedruckt werden soll, und meine Mythologie ins Reine bringen. An die Grammatik ist seitdem und bis dahin kein Gedanke, obgleich das Gewitter einer neuen Auflage am Hintergrund aufzieht.“³³

Abschließend, nur als Mitteilung vor dem Folgenden überaus wichtig, da es im Briefwechsel keine merkliche Rolle spielt, ist noch folgendes zu sagen: Dahlmann war einer der führenden Geister bei der Schaffung der neuen Verfassung Hannovers von 1833.

Seine Haltung dabei schildert die schon zitierte zeitgenössische Broschüre: „Eines größern Kreises Aufmerksamkeit zog Dahlmann auf sich, als er bei Abfassung des Entwurfs des hannöverschen Staatsgrundgesetzes (denn bekanntlich ist ja derselbe zum größten Theile sein Werk) und in der Beratung über dasselbe in der zweiten Kam-[47]mer im J. 1832-1833 als Deputirter der Universität thätig war. Er sprach in der Ständeversammlung wenig, vielleicht nur ungefähr zwölf Mal, und gewöhnlich im Regierungsinteresse. Damals galt er deshalb für eine schwache Stütze des Liberalismus, aber nie ist er deswegen von der gegnerischen Partei verunglimpft oder verfolgt, denn jeder achtete das Edle seines Wollens, die Unabhängigkeit und Lauterkeit seiner Ueberzeugung. Man warf ihm auch nicht politische Achselträgerei oder servile Gesinnung vor; denn so oft er auch im Interesse der Regierung sprach, stets geschah es, weil er sich überzeugt hielt, daß nur im Einverständniß mit ihr das ganze Werk erfolgreich durchzuführen sei. Und diese ihm eigenthümliche Schüchternheit, dieses sich in die Umstände Schicken, was ihn darum nicht hinderte, die Wahrheit zu sagen, wo sie nicht zu verschweigen gefährlich schien, erklärte es auch, daß Dahlmann nicht geeignet ist, durch größere oder kleinere Künste der Bearbeitung auf fremde Meinungen einen bedeutenden Einfluß zu üben, oder

³¹ Ebendort, S. 56.

³² Ebendort, S. 29.

³³ Ebendort, S. 43.

wohl gar eine Partei um sich zu sammeln, wozu freilich sein Charakter überdieß zu stolz und zu classisch ist. Er ist so wenig Sectirer und Parteimann, daß er seine Politik mit der Hoffnung in die Welt schickte, ‚daß sie allen politischen Secten misfallen werde‘.³⁴

Wie einig sind sich doch Dahlmann und Jacob Grimm in der Abscheu „in Partei zu geraten“ und wie nehmen doch letztlich beide dadurch, durch all ihre politische Wirrnis, Partei für die Reaktion gegen ihr so geliebtes deutsches Vaterland!

4. Die Göttinger Sieben

Genau diese Verfassung von 1833 hob der 1837 auf den Thron gekommene König von Hannover mit einem Handstreich auf. Lemmer schildert die Vorgänge:

„Die stille Berufs- und Forschungsarbeit der Brüder Grimm in Göttingen sollte von kürzerer Dauer sein als der Kasseler Lebensabschnitt. Sie wurden in die Verfassungskämpfe der Zeit, die sie seit je aufmerksam verfolgt hatten, verwickelt und sahen sich vor Entscheidungen gestellt, in denen sich nunmehr auch ihre staatsbürgerliche Gesinnung und ihr Rechtsgefühl gegenüber fürstlichem Machtspruch öffentlich bewähren mußte.

Am 20. Juni 1837 war König Wilhelm IV. von Hannover gestorben. Nach seinem Tode wurde die zwischen England und Hannover bestehende Personalunion aufgelöst, und der Bruder des bisherigen Königs, Ernst August, Herzog von Cumberland, bestieg den hannoverschen Thron. Dieser löste Ende Oktober kurzerhand die Ständeversammlung auf, da er ohne Volksvertreter zu regieren gedachte, und erklärte in einem Patent vom 1. November 1837 die Verfassung von 1833, die Bürgertum und Volk in den Jahren 1830/31 erkämpft hatten, für ungültig. Er gab darin zugleich zu verstehen, daß er ‚über eine, von Neuem zu errichtende Verfassungs-Urkunde auf keine Weise unterhandeln wolle‘, entband alle ‚königlichen Diener‘ ihres auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eides und setzte die Landes- und landständische Ver-[48]fassung von 1819 wieder in Kraft. Als ‚Ersatz‘ für die geraubten demokratischen Rechte bot er dem Volke eine Verminderung der Steuerlast an. Über diesen ungeheuerlichen Akt fürstlicher Willkür herrschten überall im Lande Empörung und Erbitterung.

In dieser Situation versagten die Abgeordneten der Kammer völlig, und mit ihnen mancher Staatsbeamte. Um so bedeutsamer war es daher, daß es an der Göttinger Universität aufrechte Lehrer gab, die gegen diesen Rechtsbruch auftraten, da sie nicht zusehen konnten, wie die Verfassung ‚ohne weitere Untersuchung und Verteidigung von seiten der Berechtigten allein auf dem Wege der Macht zugrunde gehe‘. Sie betonten, daß sie sich auch weiterhin an das Staatsgrundgesetz gebunden fühlten, auf das sie ihren Eid geleistet hätten.

Den Mut, eine Erklärung dieses Inhalts zu unterschreiben, hatten bis zum 18. November 1837 freilich nur sieben Professoren der Göttinger Universität gehabt: der Literaturhistoriker Georg Gottfried Gervinus; der Historiker Friedrich Christoph Dahlmann, Herausgeber der ‚Quellenkunde der deutschen Geschichte‘; der Physiker Wilhelm Weber, der 1833 mit Gauß gemeinsam die erste Telegrafenanlage konstruiert hatte; der Staatsrechtler Wilhelm Eduard Albrecht; der Orientalist und Begründer der modernen Semitistik Heinrich Ewald und Jacob und Wilhelm Grimm. Mancher andere, der zwar innerlich gegen den Verfassungsbruch eingestellt war, wagte es dennoch nicht, offen gegen ihn anzugehen. Nach Wilhelms Worten ‚fingen die Charaktere an, sich zu entblättern, gleich den Bäumen des Herbstes bei einem Nachtfrost; da sah man viele in nackten Reibern, des Laubes beraubt, womit sie sich in dem Umgang des gewöhnlichen Lebens verhüllten‘.

Die patriotische Tat der ‚Göttinger Sieben‘ fand überall begeisterten Widerhall. In Göttingen kam es zu Sympathiekundgebungen der Studenten und der Bevölkerung, und die Regierung befürchtete einen Aufstand. Da griff der Monarch wütend ein, um diesem ‚verbrecherischen Beginnen‘ Einhalt zu tun. Die sieben Professoren wurden am 11. Dezember ihrer Lehramter

³⁴ Die sieben Göttinger Professoren, a. a. O., S. 15 f.

enthoben, da – wie es in der königlichen Ordre hieß – ‚Wir sonst mit Recht besorgen müßten, daß dadurch die Grundlagen der Staaten nach und nach gänzlich untergraben würden‘. Dahlmann, Gervinus und Jacob Grimm, die für die Verbreitung der Protestation gewirkt hatten, wurden gar angewiesen, binnen dreier Tage das Land zu verlassen, ‚widrigenfalls sie gefänglich eingezogen‘ werden sollten.“³⁵

Was veranlaßte die Göttinger Sieben, so aufrecht, so charaktervoll, so mutig zu handeln – die Göttinger Sieben, an ihrer Spitze die politischen Würrköpfe Dahlmann und Jacob Grimm, und unter ihnen einige, deren politisches Interesse nicht einmal soweit ging, daß es auch nur Wirrnis in ihre Gedanken bringen konnte? Jacob Grimm hat die Beweggründe der Sieben ganz großartig in seiner Schrift, die Aufklärung geben sollte, herausgearbeitet:

„Kein anderer Bestandtheil des ganzen Königreichs konnte von dieser Begebenheit lebhafter und tiefer ergriffen werden, als die Universität. Die deutschen hohen Schulen, solange ihre bewährte und treffliche Einrichtung stehn bleiben wird, sind [49] nicht bloß der zu und abströmenden Menge der Jünglinge, sondern auch der genau darauf berechneten Eigenheiten der Lehrer wegen, höchst reizbar und empfindlich für alles, was im Lande Gutes oder Böses geschieht. Wäre dem anders, sie würden aufhören, ihren Zweck, so wie bisher, zu erfüllen. Der offene, unverdorbnne Sinn der Jugend fordert, daß auch die Lehrenden, bei aller Gelegenheit, jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit beantworten. Da gilt kein Heucheln, und so stark ist die Gewalt des Rechts und der Tugend auf das noch uneingenommene Gemüth der Zuhörer, daß sie sich ihm von selbst zuwenden und über jede Entstellung Widerwillen empfinden. Da kann auch nicht hinterm Berge gehalten werden mit freier, nur durch die innere Ueberzeugung gefesselter Lehre über das Wesen, die Bedingungen und die Folgen einer beglückenden Regierung. Lehrer des öffentlichen Rechts und der Politik sind, kraft ihres Amtes, angewiesen die Grundsätze des öffentlichen Lebens aus dem lautersten Quell ihrer Einsichten und Forschungen zu schöpfen; Lehrer der Geschichte können keinen Augenblick verschweigen, welchen Einfluß Verfassung und Regierung auf das Wohl oder Wehe der Völker üben; Lehrer der Philologie stoßen allerwärts auf ergreifende Stellen der Classiker über die Regierungen des Alterthums, oder sie haben den lebendigen Einfluß freier oder gestörter Volkentwicklung auf den Gang der Poesie und sogar den innersten Haushalt der Sprachen unmittelbar darzulegen. Alle diese Ergebnisse rühren aneinander und tragen sich wechselseitig. Es bedarf kaum gesagt zu werden, daß auch das ganze Gebiet der Theologie und selbst der Medicin, indem sie die Geheimnisse der Religion und Natur zu enthüllen streben, dazu beitragen müssen, den Sinn und das Bedürfnis der Jugend für das Heilige, Einfache und Wahre zu stimmen und zu stärken. Wie allseitig muß also die Universität von der Kunde ergriffen werden, daß die Verfassung des Landes dem Umsturz ausgesetzt sei. Eine Menge junger Leute nehmen Antheil an der veränderten Lage ihrer Eltern, Brüder, Freunde und Lehrer, an der Verrückung ihrer eignen Stellung; alle bewegt ein allgemeines Gefühl der schwebenden Gewaltthätigkeit, und es braucht nicht erst gesagt zu werden, auf welcher Seite sie stehen.“³⁶

Es ist die Verantwortung der Wissenschaftler vor der Jugend für das, was sie lehren, die die Göttinger Sieben zu dieser Tat getrieben, ihr aufrechter, lauterer Charakter, der keine Doppelzüngigkeit erlaubt, ihre Moral und Sauberkeit – alles Eigenschaften, die nichts mit politischer Einsicht zu tun haben, die aber natürlich zu politischen Tatsachen werden, wenn sie mit politischen Verbrechen zusammenstoßen. Der König, der der Meinung war, „Professoren, Huren und Balletttänzerinnen kann man für Geld überall haben“, irrte sich in diesem Fall in Bezug auf die Göttinger Sieben.

Zwar waren es nur Sieben, aber es waren eben die Sieben.

³⁵ M. Lemmer, a. a. O., S. 47 ff.

³⁶ Jacob Grimm über seine Entlassung, Basel 1838, S. 19 ff.

Und wie großartig setzt sich Jacob Grimm mit denjenigen seiner Kollegen auseinander, die die Wissenschaft höher stellen als die Moral. Nachdem er zunächst die Feiglinge und Kriecher abgetan, bemerkt er: „Andere, allerdings achtungswerther, bedauerten zwar den Untergang der beschwornen Verfassung, hiengen aber über [50] alles an der Aufrechterhaltung der Universität, deren Gefahr, wenn sie den Unwillen des Königs auf sich ziehen sollte, ihrem Herzen weit näher lag, als das Heil des ganzen Reichs, welcher daher die angelobte Pflicht unbedenklich aufgeopfert werden müsse. Verkennend, daß auch die edelsten und berühmtesten Einrichtungen darunter am meisten leiden, wenn die Gerechtigkeit von ihren Verwaltern versäumt wird, sind sie Beamten ähnlich, die aus misverstandner Liebe zu ihrem Amt dessen ganze Würde in die Schanze schlagen, und das ihnen rein vertraute Gut fleckig werden lassen, um ihren Nachfolgern wegen der zu ziehenden Diäten nichts zu vergeben. Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter, aber was ist sie gegen die Grundlage des Daseins werth, ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor göttlichen Geboten? Sie wird, von dieser abgetrennt, wie jene italienischen von Marmor täuschend nachgeahmten Früchte ein eitles Schaugericht, das niemand sättigt und nährt. Auf diesem Wege verstehe ich es nicht, den Glanz der Georgia Augusta zu erhalten, für den ich freudig mit treuer Anhänglichkeit meine besten Kräfte hingegeben, keine Störung der liebsten Arbeiten gescheut habe.“³⁷

Und so können die Sieben sich nicht von ihrem Eide auf die Verfassung von 1833 lossagen, und so schreiben sie am 18. November an das Universitäts-Curatorium:

„Die unterthänigst Unterzeichneten fühlen sich in ihrem Gewissen gedrungen, über den Inhalt des Königl. Patents vom 1. d. M. ihre ehrerbietige Erklärung vor dem hohen Universitäts-Curatorium niederzulegen. ...

Wenn daher die unterthänigst Unterzeichneten sich nach ernster Erwägung der Wichtigkeit des Falles nicht anders überzeugen können, als daß das Staatsgrundgesetz seiner Errichtung und seinem Inhalte nach gültig sei, so können sie auch, ohne ihr Gewissen zu verletzen, es nicht stillschweigend geschehen lassen, daß dasselbe ohne weitere Untersuchung und Verteidigung von Seiten der Berechtigten, allein auf dem Wege der Macht zu Grunde gehe. Ihre unabweisliche Pflicht vielmehr bleibt, wie sie hiemit thun, offen zu erklären, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müssen, und daher weder an der Wahl eines Deputirten zu einer auf andern Grundlagen als denen des Staatsgrundgesetzes berufenen allgemeinen Ständeversammlung Theil nehmen, noch die Wahl annehmen, noch endlich eine Ständeversammlung, die im Widerspruche mit den Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes zusammentritt, als rechtmäßig bestehend anerkennen dürfen.

Wenn die ehrerbietigst unterzeichneten Mitglieder der Landesuniversität hier als Einzelne auftreten, so geschieht es nicht, weil sie an der Gleichmäßigkeit der Ueberzeugung ihrer Collegen zweifeln, sondern weil sie so früh als möglich sich vor den Conflicten sicher zu stellen wünschen, welche jede nächste Stunde bringen kann. Sie sind sich bewußt, bei treuer Wahrung ihres amtlichen Berufs die studirende Jugend stets vor politischen Extremen gewarnt, und, so viel an ihnen lag, in der Anhänglichkeit an ihre Landesregierung befestigt zu haben. Allein das ganze Gelingen ihrer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werthe ihrer Lehren, als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald sie vor der studirenden Jugend als [51] Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, eben sobald ist der Segen ihrer Wirksamkeit dahin. Und was würde St. Majestät dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?

F. C. Dahlmann. E. Albrecht. Jakob Grimm. Wilhelm Grimm. G. Gervinus. H. Ewald. Wilhelm Weber.³⁸

³⁷ Ebendort, S. 23 f.

³⁸ F. C. Dahlmann, Zur Verständigung, in: Kleine Schriften und Reden, Stuttgart 1886, S. 265 f.

Es ist dieser Protest vom 18. November, den Dahlmann am 10. des Monats im Entwurf aufgesetzt hat und über den er am 11. an Jacob Grimm schreibt:

„Noch immer darf ich das Zimmer nicht verlassen. Da habe ich nun aber gestern Abend ein Paar Seiten aufgesetzt, in der Art, wie ich dachte, daß vielleicht vorläufig sich eine Anzahl gleichgesinnter Collegen in der Patentsache durch Unterschrift vereinigen könnte, damit wir nicht, wenn nun plötzlich die Aufforderung zur Deputirtenwahl kommt, ganz unvorbereitet dastehen. Wollen Sie, liebster Freund, es mit Wilhelm wohl einmahl berathen; natürlich daß mir jede Änderung recht ist; ich habe es nur geradezu so hingeworfen, damit etwas dastehe, woraus man gleich jetzt oder später etwas Besseres machen kann. Ich denke, außer uns Dreien wäre auf Albrecht, Kraut, Weber, Ewald, Gervinus wohl ganz bestimmt zu rechnen, wenn Müller, wie ich nicht anders hoffe, beitrith, auch auf Lücke und Ribbentrop; die Vermuthung ist für Gauß. Wie ich die Sache ansehe, müßte dann, wenn sich ein Kern gebildet hätte, ein jedes Mitglied unseres Wahlcollegiums, jeder ordentliche Professor also, von einem der zuerst Beigetretenen einfach zur Mitunterschrift aufgefordert werden. Wenn die Aufforderung von dem rechten Mann geschähe, würde ich selbst an Heerens, an Hugos Unterschrift nicht ganz zweifeln und noch weniger zweifle ich, daß eine solche Erklärung ein großes Gewicht im ganzen Lande und in ganz Deutschland haben würde.

Das ist nun meine Meinung, die ich freilich für den Augenblick wegen meiner schlechten Gesundheit nicht durch persönliche Thätigkeit unterstützen kann.“³⁹

Dahlmann war zu optimistisch. Es waren nur die Sieben, die schließlich unterschrieben.

Am 11. Dezember wurde die Entlassung der Sieben offiziell vom König ausgesprochen. In dem Rescript heißt es:

„Die, bei dem Curatorio der, Unserm Herzen so theuern, Universität Göttingen von sieben, bei derselben angestellten Professoren Dahlmann, Albrecht, Jacob Grimm, Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald und Weber gegen das, von Uns unterm 1. November d. J. erlassene, Patent eingereichte, Protestationsschrift vom 18. November ist Uns vorgelegt worden.

Wenn nun gleich die außerordentlich schnelle Verbreitung dieser Schrift in allen Theilen Unsers Königsreichs sowohl, als im Auslande, Uns mit Recht veranlassen könnte, deshalb eine gerichtliche Untersuchung anstellen zu lassen, um die Urheber der Veröffentlichung in völlig rechtliche Gewißheit zu setzen und sie sodann die auf [52] Handlungen dieser Art in den Gesetzen angeordnete Strafe erleiden zu lassen, so wollen Wir dennoch davon vorerst abstehen.

Allein, die Grundsätze, welche die genannten Verfasser der Protestationsschrift in derselben offen ausgesprochen haben, sind leider! von der Beschaffenheit, daß Uns dadurch die heilige Verpflichtung aufgelegt wird, gegen die Verfasser der Schrift unverzüglich nachdrückliche Maßregeln zu ergreifen, um fernern höchst schädlichen und nachtheiligen Folgen vorzubeugen.

Die Verfasser der Protestationsschrift haben in derselben den Uns, als ihrem rechtmäßigen Landes- und Dienstherrn, schuldigen Gehorsam, aufgekündigt, da sie in dem Wahne stehen, die Unterthanentreue nur in dem Falle Uns eidlich angeloben zu können, wenn das, von Uns in Unserm Patente vom 1. November d. J. aufgehobene, Staatsgrundgesetz vom 26. September 1833 fortdauernd Gültigkeit und verbindliche Kraft hätte ...

Nach den heiligen, von der göttlichen Vorsehung Uns aufgelegten Pflichten, können Wir Männern, welche von solchen Grundsätzen beseelt sind, die Verwaltung des ihnen verliehenen, höchst einflußreichen Lehramtes unmöglich länger gestatten, indem Wir sonst mit Recht besorgen müßten, daß dadurch die Grundlagen der Staaten nach und nach gänzlich untergraben würden, und die künftige Dienerschaft nicht nur in Unserm Königreich, sondern auch in andern

³⁹ Briefe, S. 67.

Ländern eine solche Bildung erhalte, wodurch sie für Staat und Kirche auf gleiche Weise nachtheilig werden müßte.“⁴⁰

Dem Entlassungs-Rescript folgte ein Tag später, am 12. Dezember 1837, noch ein Zusatz, in dem es u. a. heißt:

„1) Den drei Herren Professoren: Hofrath Dahlmann, Hofrath Jacob Grimm und Professor Gerwinus, welche in dem am 4. December d. J. vor dem akademischen Gerichte aufgenommenen Protokolle unumwunden eingestanden hatten, die von ihnen und den übrigen vier Professoren verfaßte, und an das Universitäts-Curatorium in Hannover gesandte Protestationsschrift vom 18. November, gegen das K. Patent vom 1. November d. J. Andern mitgetheilt, somit zu deren Verbreitung beigetragen zu haben, zu eröffnen: ‚daß sie wegen dieser ihrer Geständnisse binnen drei Tagen die Universität und das Königreich zu verlassen hätten, widrigenfalls die gerichtliche Untersuchung wegen Verbreitung der Protestationsschrift wider sie mit aller Strenge solle fortgesetzt werden.‘ ...

2) Den übrigen vier Herren Professoren: Hofrath Albrecht, Professor Wilhelm Grimm, Professor Ewald und Professor Weber, welche jede Art der Verbreitung der Protestationsschrift gegen das K. Patent vom 1. November in der am 4. December d. J. stattgefundenen Vernehmung in Abrede gestellt hatten, anzukündigen, daß ihnen zwar gestattet werde, ferner in Göttingen zu bleiben, vorausgesetzt, daß sie völlig ruhig sich verhalten würden; sie aber in dem Falle, wenn sie Aufregungen auf irgend eine Weise zu bewirken versuchen sollten, sofort würden genöthigt werden, die Universität Göttingen und das Königreich zu verlassen.“⁴¹

[53] Bis zur letzten Minute jedoch tritt Dahlmann für Ruhe und Ordnung an der Universität ein. Er schreibt eine „Anzeige an die Studirenden“ folgenden Inhalts:

„So eben erhalte ich die Nachricht, daß ich von Seiner Majestät dem Könige meines Amtes entlassen bin, und ich bin somit verpflichtet, meine Vorlesungen zu schließen. Wenn die Herren irgend einige Liebe für mich hegen, wovon Sie mir so oft rührende Beweise gegeben haben, so gehen Sie friedlich auseinander und bewahren Sie Gesetzlichkeit und ehren so die wenigen Tage, die ich noch unter ihnen zuzubringen habe.‘

Dahlmann,
14 Dec.“⁴²

Dahlmann und Jacob Grimm fuhren zusammen am 17. Dezember 1837 aus Göttingen ab. Gerstner schildert: „Am Sonntag, 17. Dezember 1837, kurz vor den Weihnachtstagen verließ die Kutsche seinen Göttinger Wirkungskreis. Dahlmann fuhr in der gleichen Kutsche (wie Jacob Grimm – J. K.). Die Gelehrten hatten nur das notwendigste Gepäck bei sich. Gern hätten die Studenten, die sich mit ihrer Sympathie auf die Seite der Verbannten gestellt hatten, ihren davonziehenden Professoren das Geleit gegeben. Aber die hohe Obrigkeit hatte allen Pferde- und Wagenbesitzern verboten, an die Studenten für die fragliche Zeit Fuhrwerke zu vermieten. Da zogen ein paar hundert Studenten in der Nacht vor der Abreise ihrer Professoren im Winterfrost zu Fuß bis an die Landesgrenze. Bei der damaligen Zerrissenheit der deutschen Territorien war ja Kurhessen nicht allzu weit, die Werra bildete die Grenze gegenüber dem Königreich Hannover. Hier an der Werrabrücke warteten die Studenten auf den Wagen mit ihren Professoren. Als gegen Mittag die Kutsche auftauchte, ließen die paar hundert treuen Studenten ihre Dozenten mit lauten Rufen hochleben. Man befreite die Pferde von Lederriemen und Deichsel, die jungen Leute spannten sich selber vor den Wagen und zogen ihn mit den Insassen bis zur Landesgrenze. Man hielt Ansprachen, man überreichte Blumen, man sang patriotische Lieder, man ließ das gemeinsame Vaterland hochleben – eine Woge von Sympathie, von Liebe

⁴⁰ F. C. Dahlmann, Zur Verständigung, a. a. O., S. 290 ff.

⁴¹ Ebendort, S. 292 f.

⁴² Ebendort, S. 290.

umbrandete die Dozenten. Schließlich mußte man aber doch Abschied nehmen, die Studenten wanderten gefaßt und von ihren Professoren beruhigt nach Göttingen zurück, während Pferde den Wagen mit den still gewordenen Professoren weiterzogen.“⁴³

Groß war in ganz Deutschland der Widerhall. Und nicht nur Zustimmungserklärungen kamen; am 30. Dezember 1837 schreibt Dahlmann „im Hause des Buchhändlers H. Reimer“ aus Leipzig an Jacob Grimm:

„Seyn Sie vielmahls begrüßt und bedankt für Ihren Brief, liebster Freund. Angekommen bin ich denn und sehe, höchst freundlich von allen Seiten aufgenommen, wie Sie, ruhigeren Tagen mit Sehnsucht entgegen. Das Beste ist, daß der König von Sachsen erklärt hat: die sieben Professoren, als achtbare Männer bekannt, würden ihn sämmtlich in seinem Lande willkommen seyn, ... [54] Professor Weber, der hiesige, sagt mir gestern, daß Sie Bedenken tragen, die von der Leipziger Committée aufgebrachte Summe anzunehmen. Thun Sie dies ja nicht. Ich selber habe 300 Thaler von derselben geradezu angenommen, ohngeachtet ich es den Augenblick kaum bedarf. Ich würde es thun, wenn ich es gar nicht bedürfte, um die wackere Theilnahme, die sich so zu erkennen giebt, nicht zu stören. Dergleichen ist in Deutschland noch nicht vorgekommen, jeder der beiträgt, fühlt sich dadurch näher uns verwandt, und kann doch die Stunde nicht auch recht bald kommen, da, wenn auch Sie vielleicht nicht, doch Wilhelms Haus es bedürfen wird? Weber, ein überaus wackerer Mann, hat mich auf das Dringendste gebeten, Sie zu bitten von jeder Weigerung abzustehen und ein warmes vaterländisches Interesse nicht dadurch zu ersticken. Es ist meine vollste Ueberzeugung, wenn ich sage: wir thun gut dankbar anzunehmen. Wer sich für Viele opfert, wenn er auch die Hauptsache um sein selbst willen thut, der darf auch Vielen etwas verdanken.“

Von überall kommen Gelder, um die Sieben, die natürlich alle ihr Einkommen verloren haben, zu unterstützen. Denn auch das darf man nicht vergessen: Jacob Grimm und Dahlmann waren beide zweiundfünfzig Jahre alt, der letztere mit Familie, Wilhelm Grimm, ebenfalls mit Familie, einundfünfzig, als sie dem König opponierten. Und Dahlmann hatte völlig recht, daß es nur richtig war, die überall in Deutschland für sie gesammelten Gelder anzunehmen.

Wie unrecht jedoch und politisch kümmerlich war es von ihm – doch auch politisch im schlechten Sinne des Wortes nicht ungeschickt –, wenn er an die obigen Zeilen anfügt: „Übrigens ziehe ich mich möglichst zurück, lehne öffentliche Bewirthungen, und Fackelzüge der Studirenden ab, zeige mich nur in kleinen Gesellschaften. In demselben Sinne habe ich eine Einladung nach Jena, eine andere nach Halle, für die Festzeit, abgelehnt. Unserer Sache könnte nichts undienlicher seyn, als wenn Einzelne von uns darauf ausgingen, die gefeierten Helden des Tags zu seyn, d. h. von solchen verehrt zu werden, mit denen wir doch nur sehr zufällig in dieselbe Gesellschaft für eine Weile gerathen sind.“⁴⁴

Jacob Grimm antwortet aus Kassel am 15. Januar 1838:

„Ich müste lügen, wenn ich meine Stimmung, die ganze Zeit über, glücklich pries; sie ist bald getroster, bald unruhiger, im allgemeinen aber unbehaglich und unbequem, was auch kaum anders sein kann. Arbeiten gelingen mir nicht einmal halb, und ich weiß die Muße, wo sie eintritt, nicht so wie sonst zu Rathe zu halten. Eine geregelte ordentliche Lebensart bleibt doch die größte Wohlthat und die Bedingung unseres Gedeihens .

Ihrem Rath zufolge haben wir den Betrag der Leipziger Subscription angenommen. In meine Hände gelangt sind die Originale der Flensburger und Hanauer Adressen, so wie die beglaubigte Abschrift einer Berner. Ich denke mir nicht, daß Ihnen daran liegt sie gleich einzusehn, sonst kann ich sie mit der Post abgehn lassen. Scheint es Ihnen nöthig, den Leipzigern noch ausdrücklichen Dank zu sagen? oder wollen Sie es ausrichten?

⁴³ H. Gerstner, a. a. O., S. 231 f.

⁴⁴ Briefe, a. a. O., S. 69 f.

[55] Ich hatte gleich anfangs die Absicht, etwas über die Sache, bloß in Beziehung auf mich, niederzuschreiben und vielleicht zu veröffentlichen, bin aber durch Ihre neuliche Bemerkung, daß es besser sei, bis sich das Aufsehn etwas gelegt hat, zu warten, darin gestört worden. Den Ewaldischen Aufsatz kennen Sie wahrscheinlich. Jedenfalls werde ich Ihnen den meinigen vorher mittheilen. Ich verlange für unsern Schritt nicht den Beifall andrer Leute, nur, daß unsre Gesinnung rein und ungefälscht der folgenden Zeit überliefert werde ...

Werden wir jemals wieder zusammenkommen? und wohin wird uns heute über ein Jahr das Geschick verschlagen haben?⁴⁵

Auch Jacob Grimm möchte am liebsten gleich ganz zu seiner friedlichen Arbeit zurückkehren. Zwar würde er gern eine Erklärung, eine, wie man es früher im positiven Sinne nannte, Apologia des Vorgehens der Sieben schreiben – aber nicht, um Empörung hervorzurufen. Im Gegenteil, er stimmt Dahlmann zu, daß sich erst die öffentliche Erregung gelegt haben sollte, bevor man eine solche Schrift veröffentliche.

Doch ändern sie schnell ihre Meinung hinsichtlich einer Veröffentlichung über die Vorgänge. Ewald hatte schon gleich einen Aufsatz gebracht, und am 14. Februar schreibt Dahlmann an Jacob Grimm: „Am Sten Januar setzte ich mich nieder und schrieb eine Darstellung unserer Göttinger Erlebnisse unter dem Titel: Zur Verständigung. Von Dahlmann. Im Vorwort sprach ich mein Bedauern aus, von meinen Freunden getrennt, nur aus meiner eignen Ansicht schreiben zu können und nahm alle Verantwortlichkeit auf mich. Am 14ten Morgens, den Tag vor der Ankunft der Meinen, war ich fertig. Die Weidmannsche Buchhandlung (Reimer d. j.) übernahm den Verlag, drei Bogen waren schon gesetzt; ich schicke Ihnen ein Blatt als exemplar unicum, zugleich als Probe der Form der Darstellung; da erklärt der Censor, Prof. Bülow, er könne wegen des Gegenstandes die Sache nicht auf sich nehmen, weist sie ans Censurcollegium und dieses hat, allerdings mit entschiedener Empfehlung zum Drucken (mit Ausnahme einiger Stellen, zu deren Entfernung ich mich im Allgemeinen auch willig erklärt habe) die Sache ans Ministerium des Innern gebracht, dieses wieder ans Gesamtministerium. Nachdem die Schrift über zwei Wochen hier in Dresden gelegen, habe ich mich selber hierher aufgemacht um wenigstens eine Beschlußnahme zu fördern, vielleicht Schwierigkeiten, die am Einzelnen haften möchten, zu beseitigen.“

Anschließend schildert er seine Erlebnisse bei verschiedenen anderen Ministern, die entweder feindlich oder freundlich ablehnen, die Veröffentlichung der Schrift zu befürworten, und fährt dann fort: „Das ist nun das Resultat, das ich zurückbringe. Sie werden aber von einer Albrechtschen Schrift vernommen haben, die in meine Hände kam, nachdem ich fertig. Sie ist eine rechtliche Deduction, die ihren Zweck gewiß trefflich erfüllt, aber bei der größten Behutsamkeit der Darstellung, wie sie wer in Feindes Land schreibt allerdings noth hat, keinen tiefen sittlichen Eindruck machen kann. Ich dachte sie mit meiner Schrift als Anhang zu verbinden; er hatte mir völlige Freiheit gegeben. Jetzt habe ich bei v. Nostiz wenigstens bestimmt begehrt, [56] daß man das Urtheil über die Albrechtsche Schrift, ob die für sich zuzulassen sey, abgesehen ausspreche; auch hat er mir das zugesagt und versichert, daß er für sein Theil gegen diese gar nichts einzuwenden finde.“⁴⁶

Die Schrift von Albrecht erscheint dann in Leipzig unter dem Titel „Die Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren. Herausgegeben von Dahlmann.“ Im Vorwort von Dahlmann heißt es (die unterstrichenen Sätze sind von der Zensur gestrichen und im Exemplar der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität mit Tinte nachgetragen): „So lange es bei uns nicht in politischen Dingen, wie seit dem Religionsfrieden Gottlob in den kirchlichen, ein lebendiges Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse giebt, *so lange die das beste Gewissen*

⁴⁵ Ebendort, S. 71 ff.

⁴⁶ Ebendort, S. 76 ff.

*haben könnten, sich beherden, als ob sie das schlechteste hätten, so lange der feigherzigste Vorwand genügt, um nur Alles von sich abzuweisen, was am trägen Polster der Ruhe rütteln könnte, eben so lange giebt es keinen Boden in Deutschland, auf dem einer aufrecht stehend, die reifen Früchte politischer Bildung pflücken möchte. Kriechen und am Boden auflesen, das wenige Gute unter Unreifem und Wurmstichigem verstecken, damit es nur auf dem Markt kommen dürfte, mag ich nicht.*⁴⁷ Albrechts Schrift ist im Grunde eine recht juristische Abhandlung, der nicht nur jede politische Anregung oder gar Aufregung fehlt, sondern auch, ich möchte sagen, jeder Appell an Menschen- oder Wissenschaftlerwürde – was aber natürlich der prächtigen Handlungsweise Albrechts in der Göttinger Angelegenheit nicht auch nur einen Hauch von Bedeutung nimmt.

Doch zurück zu Dahlmanns Brief. Er schätzt die allgemeine politische Situation für die Göttinger Sieben so ein: „Daß hinter dem Allen Furcht vor Österreich und Preußen steckt und selbst Rücksicht gegen Hannover, ist klar. Deßhalb wird man auch in der nächsten Zeit uns nicht anstellen, es aber außerordentlich gern, namentlich in Leipzig sehen, wenn wir als Privatdocenten ihre Universität illustriren. Ewald hat mir neulich geschrieben, er denke als solcher nach Leipzig zu gehen; ich sagte dem Leipziger Curator v. Falkenstein davon, zugleich aber, daß ich nicht lesen würde, ehe meine Schrift gedruckt wäre, und mir der Muth entsänke da zu lesen, wo man mir die Mittel zur Rechtfertigung verweigere. Jetzt will ich ihm sagen: er möge mich in den Stand setzen, Ewalden zu schreiben, daß er zum Professor honorarius, doch ohne einen Pfennig Gehalt, ernannt werden solle, sobald er seinen Vorsatz zu lesen, erkläre. Dann daß nur erst *einer* von uns eine Anstellung, wie denn auch, erhalte, ist nothwendig, um das Eis zu brechen.“

Und dann zum Schluß eine Aufforderung an Jacob Grimm, doch nun auch sich selbst der Öffentlichkeit gegenüber zu äußern:

„Haben Sie nun nicht Neigung sich selber nach Ihrer eigenthümlichen Weise vor der deutschen Mitwelt auszusprechen? Es kann Ihnen gar nicht fehlen den rechten und würdigen Ton zu treffen, und wenn Sie besorgen in Einem und dem Andern ein Wort zu viel gesagt zu haben, so ernennen Sie Wilhelm oder mich zu Ihrem Censor. [57] Ewalds Aufsatz, der völlig eigenthümlich sich ausspricht, sähe ich sehr gern gedruckt, wenn er's gestattete und vielleicht die Milde- rung von ein Paar Stellen erlaubte.

Vor Allem behalten Sie lieb Ihren Sie herzlich liebenden

F. C. Dahlmann.⁴⁸

Schon einen Tag zuvor aber hatte Jacob Grimm bereits an Dahlmann geschrieben: „Ich warte auf Albrechts Reise um Ihnen zu schicken, was ich etwa Mitte Januar niedergeschrieben hatte, ganz persönlich von meinem Standpunkt aus, daher vielleicht Ihnen und den andern ungenügend oder unbedeutend, aber wie ich hoffe meine eigne Stimmung und Handlung rechtfertigend. Daher sehe ich gar nicht auf Vortheil oder Schaden, den die Bekanntmachung mir bringen könnte (beides wird sich nicht einmal anschlagen lassen), natürlich aber darauf, was Ihnen oder den übrigen dabei unlieb wäre. Ich meinerseits wäre auch für den Druck des Ewaldischen Aufsatzes, eben weil er seine Denkkungsart treu darstellt. An solchen Berichten liegt der Zukunft am meisten“⁴⁹

Dahlmann ist glücklich, daß Jacob Grimm schon eine Darstellung gegeben hat (Brief vom 17. Februar): „Meinen Dresdner Brief, liebster Freund, der sich mit dem Ihren, den ich bei meiner Nachhausekunft vorfand und einem andern, der gestern kam, gekreuzt hat, haben Sie erhalten. Wie gut, daß Sie geschrieben haben! ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich das freut! es kann gar nicht fehlen, daß es nicht eigenthümlich und, weil aus einer reinen Quelle, würdig

⁴⁷ Die Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren., Hg. von Dahlmann, Leipzig 1838, S. IV f.

⁴⁸ Briefe, a. a. O., S. 79 f.

⁴⁹ Ebendort, S. 80 f.

ausgefallen sey. Schicken Sie mir es doch gleich durch die Fahrpost. Dazu sollen uns ja gerade jene Committeen dienen, daß wir uns nicht wie Bettler durch die Welt zu schlagen brauchen. Wäre es nun nicht gut, wenn meine Schrift, die Albrechtische, mit Ihrer und der Ewaldischen als *ein* Körper erschienen? Das hätte zugleich eventuell den Vortheil, daß wir vielleicht über 20 Bogen hinauskommen und so im Wirtembergischen, denke ich, ganz der Censur entgehen könnten. Für jetzt habe ich zwar einen Versuch in Altenburg gemacht, aber wer weiß, ob es mir auch da gelingen wird. Heute geht ein Brief von mir an Ewald ab, worin ich ihn über seine Schrift im gleichen Sinne befrage. Zu dem Allem ist aber nöthig, daß Sie mir eine gewisse Vollmacht geben, nach den Umständen zu verfahren, auch vielleicht in Diesem und Jenem der Censur nachzugeben.“

Und dann macht Dahlmann ihm Mitteilung von neuen Geldsendungen und Stellungnahmen für die Göttinger Sieben:

„Es sind von Königsberg 1600 Thaler in Wecheln für uns eingelaufen; den Brief copire ich auf der andern Seite; da die Wechsel 2 Monathe laufen, so lasse ich sie noch unverkauft. Von Kiel 1240 Thaler zu meiner Verfügung gestellt, versteht sich für uns insgesamt bestimmt. Von Berlin haben Twesten, Lachmann, Hefter, Homeyer, die lieber für sich zu Werke gehen wollen als an der dortigen Subscription theilnehmen, mir durch einen auf Sicht gestellten Wechsel 250 Th. zugesandt. Diese stehen mithin baar zur Verfügung jedes von uns zu seiner Rate. Lassen Sie uns darin unbedenklich zu seyn fortfahren. Wir haben vielleicht einen recht langen Weg vor uns. Kürzt er sich ab, um so besser; so können wir, jeder für sich, oder auch gemeinsam, durch eine [58] würdige Verwendung zeigen, daß wir dieser Auszeichnung werth gewesen sind. Ungewöhnliche Zeiten verlangen einmahl ungewöhnliche Mittel. Nach Berlin habe ich schon an Twesten dankend geschrieben. Nach Königsberg und Kiel, von wo die Briefe erst zwei Tage alt, thue ich's dieser Tage.

Dies ist der Königsberger Brief an mich:

„Im Namen von 130 Bürgern der Stadt Königsberg ersuche ich Sie und ihre würdigen Herren Collegen, die durch freimüthige Vertheidigung des Rechts den Unwillen des Machthabers und den Dank jedes braven Deutschen erworben haben, Einliegendes als Zeichen unserer Achtung anzunehmen. Wer das Rechtsgefühl theilt, aus welchem Ihre That hervorgegangen, ist verpflichtet, Ihnen auch die Folgen dieser That tragen zu helfen.

Hochachtungsvoll
Dr. med. Jacoby.‘

Doch genug für heute. Schreiben Sie mir bald wieder. Ich hoffe Sie behandeln auch diesen Brief als einen gemeinsamen für beide Wilhelme (Grimm und Weber) und Albrecht.

Bleiben Sie mir gut.
F. C. Dahlmann.⁵⁰

Der Dr. med. Jacoby in Königsberg ist der spätere bedeutende Publizist und Politiker, 1848 einer der Führer des linken Flügels in der preußischen Nationalversammlung und später Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.

Am gleichen Tage meldet Jacob Grimm an Dahlmann:

„Lassen Sie sich nicht bängen, lieber Dahlmann, vor den vielen Briefen. Ich wollte nur melden, daß der Tübinger Senat einstimmig auf Ewalds Berufung als Prof. orient. angetragen und der König das genehmigt, auch den Canzler Wächter (gegenwärtig auf dem Landtage in Stuttgart) beauftragt hat, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Also wird nun zuerst das Eis gebrochen ...

⁵⁰ Ebendort, S. 85 ff.

Zugleich schickt mir Prof. Reyscher einen Wechsel über 189 Rthlr. 28 Silbergr. preuß. Cour. Tübinger Beiträge für uns. Die Liste der Unterzeichner sei nach Leipzig an Reimer gesandt. Ich werde den Betrag einziehen, und nach 7 Theilen weiter besorgen.“⁵¹

Das Eis ist gebrochen – und gleichzeitig kommen weiter aus allen Teilen Deutschlands Sympathiekundgebungen und finanzielle Mittel. . . nicht zur Führung eines Kampfes, wohl aber zur Unterstützung der Professoren. Dahlmann ist ebenso froh über Ewald und schreibt Jacob Grimm am 19. Februar: „Das ist vortrefflich was ich gestern durch Sie erfahre, daß der Ruf an Ewald nach Tübingen ergeht. Das wäre wirklich, wie Sie schreiben, ein Bruch des Eises, worin man uns so in aller Stille festfahren wollte.“⁵²

Am 21. schreibt Jacob Grimm, jetzt ganz auf Veröffentlichung bedacht, an Dahlmann:

[59] „Liebster Dahlmann, ich habe Ihre drei Briefe hinter einander richtig empfangen, und der erste mußte mich sehr bewegen. In Gedanken bin ich Ihnen die sauern und vergeblichen Gänge zu den Dresdner Ministern nachgegangen. Das ist die herbste

Erfahrung, die wir zu machen haben, daß auch redliche und wackere Männer uns eher weh thun mögen als sich das Herz fassen bloß gerecht zu sein. Wenn der Altenburger Censor wieder zagt, so bleiben nur schweizerische Pressen oder lieber elsässische übrig. Denn nach England ist es zu weitläufig und kostspielig ...

Meinen Aufsatz hat Wilhelm, wird ihn aber in einigen Tagen, hoffentlich bereichert und besprochen, zurückgeben und dann soll er mit Fahrpost Ihnen zugehen. Sie haben Vollmacht einzelnes zu ändern, ja das Ganze, wenn es Ihnen unbedeutend und unnütz scheint, zu unterdrücken. Wenn durch das Zusammenducken der vier Abhandlungen die Censur umgangen werden kann, so ist das wichtig genug; sonst, glaube ich, wäre die einzelne Bekanntmachung vorzüglicher, wenn auch bei einem Verleger. Die Leser ermüden, wenn sie alles auf einmal bekommen, zumal ähnliches und wiederholtes unvermeidlich sein wird. So erinnere ich mich, das was Sie bei Albrecht über die Drohung uns an einen dritten Ort zu bringen vermisten, ausdrücklich beigebracht zu haben.“⁵³

Am 24. schickt Jacob Grimm dann seinen Aufsatz mit folgenden Begleitzeilen an Dahlmann:

„Da kommt nun, lieber Dahlmann, der angekündigte Aufsatz, von dem Sie vielleicht größere Erwartung hegten, als er nun befriedigen kann. Wilhelm hat noch verschiedene gute Correcturen angebracht, ich hoffe daß sich sein feines Blei am Rande nicht verwischt, an einigen Stellen habe ich es überzogen. Zu nochmaliger Abschrift hatte ich keine Muße und Lust. Es ist mir lieb, daß Wh. die letzte politische Betrachtung gestrichen hat; das werden Sie ohnehin viel gründlicher gewahrt haben. Was das übrige angeht, wiederhole ich Ihnen meine schon neulich ertheilte Vollmacht, frei damit zu schalten. Mir schien es wesentlich meine eigne individuelle Stimmung frei auszudrücken; es liegt mehr daran, daß gewisse Dinge eben herausgesagt wurden ...

Aber die Censur wird uns Kummer machen. Für das Corpus der vier Abhandlungen zusammen bin ich nur, wenn sie dadurch beschwichtigt werden kann, sonst wird alles, weil es nicht aufeinander berechnet worden ist, einzeln besser wirken. Mislingts Ihnen in Altenburg, so meint Wh. gehe es etwa bei den Schleswiger Taubstummen, oder in Hamburg. In letztem Fall müsse das Manuscript an Prof. Graabe oder an Wurm, oder an Pastor Strauch zum Versuch gesandt werden, aber über Berlin, nicht durch das Hannöversche.“⁵⁴

Man sieht wieder, wie konkret sich Jacob Grimm der Sache der Veröffentlichung mit Ratschlägen annimmt – denn der in diesem Punkte für die meisten der Sieben Handelnde ist Dahlmann.

⁵¹ Ebendort, S. 87 f.

⁵² Ebendort, S. 90.

⁵³ Ebendort, S. 91 f.

⁵⁴ Ebendort, S. 97 f.

Und wie rührend und grundanständig sorgt dieser auch für alle Sieben! An Wilhelm Grimm schreibt er am 26. Februar:

„Nach so langer Zeit einmahl wieder geradezu an Sie. Werden uns unsere Lebensbahnen wohl auf die Dauer wieder zusammenführen? Das wäre ein großes Gut der [60] Zukunft, nach solchem Sturme doppelt schätzbar. Mir ist eingefallen, daß vielleicht doch Ihr und Dortchens Wunsch seyn könnte, noch über Ostern hinaus in Göttingen zu verweilen; da Ihre Wohnung, höre ich, vermietet ist, so könnten sie ja die unsere beziehen, die ja doch bis Michaelis wahrscheinlich offensteht, und auf allen Fall bis Johannis, denn sonst würde sie ja schon vermietet seyn. Thun Sie das.

Wegen der Kieler Committeegelder (1240 Th. in Schi. Holst. Cour., was im Preuß. Gelde ein Bedeutendes mehr beträgt) habe ich die vorläufige Verfügung getroffen, daß mein und Gervinus Siebtel an Prof. Ratjen übergeben wird, die übrigen 5 Siebtel bleiben in Doctor Balemans Händen. Ein Brief von Ihnen, und Ihr und Jakobs Siebtel kommt in Ihre Hände.

Die Königsberger Wechsel auf 1600 Thaler habe ich, da die Wechsel zwei Monathe laufen, vorläufig in des Buchhändlers Hirzel (Weidmann'sche Buchh.) Verwahrung gegeben. Ich möchte nicht so viele Barschaften im Gasthofs bewahren und halte uns sämmtlich vorläufig für versehen. Sollte dem anders seyn, so schreiben Sie ja.

Den Gedanken werden Sie schon selber aufgegeben haben, als käme unser früherer Gehalt hier irgend in Anschlag. Was eingeht, müssen wir einmahl mit der Siebenzahl durchtheilen und jeder seinen Antheil nach bestem Gewissen verwalten.“⁵⁵

Dahlmann ist sehr angetan von Jacob Grimms Manuskript und schreibt ihm am 2. März: „Ihre Schrift, liebster Jakob, ist nach meiner offenen Meinung vortrefflich, kraftvoll und aufrichtig, warm, den Mann, der sie verfaßt hat, abbildend. Ich las sie gestern Abend, nachdem ich sie den Mittag erhalten, vor Dr. Haupt und dem Buchhändler Hirzel, einem Schweitzer, einem fein urtheilenden Mann; wir waren alle gleicher Meinung, alle betroffen und gerührt von ihr. Meine Frau dankt Ihnen noch ins Besondere dafür. Wilhelms Censuren trete ich aus voller Überzeugung bei, sie sind nothwendig, wo sie etwas abthun, damit das Werk erscheinen könne, sie enthalten aber auch sehr schätzbare Zusätze und eine Anzahl wichtiger Verstärkungen. Ich habe gar nichts geändert; denn selbst wo meine Ansicht ein wenig divergirt, halte ich mich nicht befugt mich vorzudrängen.“⁵⁶

Jacob Grimms Schrift begegnet jedoch den gleichen Schwierigkeiten bei der Zensur wie Dahlmanns. Dieser muß ihm am 3. März mitteilen:

„Sie sehen aus der Einlage, liebster Freund, wie schlecht Ihrer Schrift von der Censur mitgespielt werden soll; ich habe sie sogleich zurückgezogen. Wie traurig ist es bestellt, daß so ärmliche Köpfe und Charaktere wie dieser Bülau über solche Dinge zu richten haben! Entscheiden Sie also nun. So viel steht bei mir fest; erhalte ich von Cotta günstigen Bescheid über das Schicksal meiner Schrift bei der Württembergischen Censur, so schicke ich Ihre Schrift auch sogleich an ihn, versteht sich damit sie getrennt von der meinen erscheine. Mislingt es, so soll er die meine nach Basel schicken. Was aber soll aus der Ihren werden? ich würde eben auch zu Basel rathen. Denn daß sie in Hamburg durchgehe ist gar keine Hoffnung, ich habe noch gestern einen Brief von Hamburg; in Altona oder bei den Schleswiger Taubstummen wäre es freilich möglich, aber wer bürgt auch dafür? Beim Erscheinen in Basel haben wir min-[61]destens die Wahrscheinlichkeit, daß sie in Baden und Württemberg Eingang findet, und außerdem können wir sie wenigstens durch verschenkte Exemplare im Norden sogleich vertreiben, und auch der buchhändlerische Vertrieb findet sich wohl allmählig.

⁵⁵ Ebendort, S. 99 f.

⁵⁶ Ebendort, S. 107.

Aber genug, fassen Sie ihren Entschluß und er soll, wohin er auch falle, getreulich vollzogen werden.“⁵⁷

Endlich nach manchen weiteren Schwierigkeiten erscheinen Jacob Grimms und Dahlmanns Schriften in Basel. Am 30. April schreibt Dahlmann an Jacob Grimm: „Zunächst von unsern Schriften ein Wort. Hermanns Worte müssen einen Misverstand veranlaßt haben. Bloß Aushängbogen waren seit etwa vierzehn Tagen in Leipzig angekommen; erst seit drei oder vier Tagen sind die Exemplare dort; für uns beide sind welche abgesandt, aber wunderlicher Weise ich habe die meinen noch diesen Augenblick nicht erhalten, und doch sind seit heute schon Exemplare in der Frommannschen Buchhandlung feil und ich habe einige gesehn. Ich weiß nicht, was für ein Versehen da zum Grunde liegen mag, aber die Fahrposten zwischen hier und Leipzig machen an gewissen Tagen Umwege. Wahrscheinlich aber erhalten Sie Ihre Exemplare früher als ich. Ihre Schrift, die jeder preisen wird der sie liest, ist, so viel ich gesehen, sehr correct gedruckt.“⁵⁸

Jacob Grimm antwortet am 4. Mai: „Liebster Dahlmann, Ihre nun endlich erhaltne Schrift habe ich erst verschlungen, und dann einigemal hinter einander ruhiger gelesen, mit Rührung und Freude, des Gelungenen und glücklich Ausgedrückten ist so viel darin; Sie verstehn es recht alles Überflüssige auszuschneiden und den Nagel auf den Kopf zu treffen, Ihre Schrift ist weit concreter und darum eindringlicher als die meine, der ich mich oft zu allgemein halte, und ich besorge, Sachkenner und die auf Kenntnis der Sache ausgehn, werden bloß nach der Ihrigen greifen und meine beiseite legen.“⁵⁹

Und abschließend zur Veröffentlichung der Broschüren noch eine Meldung Jacob Grimms an Dahlmann vom 7. Mai 1838: „Liebster Freund, unsere Sorge war eitel, daß die Schriften unterdrückt werden könnten; sie sind zu Leipzig, Hamburg, Frankfurt, ich zweifle nicht auch Berlin, erlaubt, und werden sich nun überall verbreiten. Die hierher gesandten Exemplare waren schnell vergriffen. Zu Göttingen hat man zwar die verkauften wieder eingefordert, aber doch gestattet, daß die, welche ihr Exemplar behalten wollten, ihre Erklärung und Namensunterschrift darüber abgäben, was denn wol von den meisten geschehn ist. Außerdem verbreiten sich von hier, Bremen und Hamburg aus viele leicht ins ganze Königreich.“⁶⁰

5. Die Denkschriften Dahlmanns und Jacob Grimms

Die Schrift Dahlmanns ist bedeutungslos neben der von Grimm als menschliches Dokument. Sie ist politisch schwach und wirr. Nützlich ist sie als nüchterne Darstellung der Vorgänge an der Universität und als Dokumentensammlung. Ihre politische [62] Kümmerlichkeit wird schon daran deutlich, daß Dahlmann seitenlang, sich gewissermaßen selbst lobend, von seiner schon oben charakterisierten Rolle in der „Göttinger Revolution“ und bei der Frage der Begnadigung der Verurteilten erzählt. Das ganze wirre Geschreibsel dieses Pamphlets ist der graden und mutigen Tat vom November 1837 unwürdig.

Wie anders die Denkschrift Jacob Grimms, die gleichzeitig eine Protestation und Apologia im besten Sinne des Wortes ist. Wir haben schon aus ihr zitiert, um die Haltung der Sieben, ihre Motive, ihre Größe zu charakterisieren. Es ist die tiefe Verantwortung des Wissenschaftlers vor den Studenten, vor seinem Volke, vor der Gesellschaft, die Jacob Grimm so großartig als Motiv der Sieben in seiner Schrift herausarbeitet.

Genau auf dieses Motiv, auf die Notwendigkeit einer solchen Haltung kommt er auch in den der Tat folgenden Monaten in seinen Briefen an Dahlmann zu sprechen. So schreibt er ihm am 22. März 1838: „Es ergibt sich jetzt, wie sträflich und gefährlich es ist von der strengen Form

⁵⁷ Ebendort, S. 112.

⁵⁸ Ebendort, S. 164.

⁵⁹ Ebendort, S. 167.

⁶⁰ Ebendort, S. 169.

des Rechts zu weichen und Umwege ein zuschlagen unter dem Vorwand, daß sie ebner zum Ziel führen. Denn sie gerade spalten und verderben alle Kraft, die Feigen flüchten sich auf sie und die anfangs Entschlossenen büßen bald ihren Muth auf ihnen ein. So wurde unser erster Schritt um seine rechte Wirkung gebracht, dadurch daß ein Theil der Gleichgesinnten seinen Einspruch für gelegnere Zeit sparen und aufschieben wollte. Als es zur Wahl kam, gab ein Theil der Gewissenhaften seine Gewissenhaftigkeit hin, in der Meinung die gewählte Opposition könne in Hannover etwas ausrichten. In dieser Opposition entsagte wieder ein scheinbar noch gesunder Theil der Kompetenzfrage, um sonst für das Land zu wirken, und so ist alle Gewalt des Widerstands verronnen. Wer ein Stückchen seines förmlichen Rechts fahren läßt wird von bösen Gegnern bald um ein großes Stück des Inhalts seiner Rechte gebracht. Der üble, rathlose Zweifel. Es war geboten anfangs mit uns zu protestieren, hernach geboten, durchaus nicht zu wählen, hernach geboten, die Incompetenz zu erklären, endlich geboten, sogleich aus der Cammer zu scheiden. Das haben am Ende des Lieds – nur zwei gethan, Hugo und Honstedt. Lang soll sich gefügt haben unter dem sentimentalen Schmerzensruf: „o mein unglückliches Vaterland!“⁶¹.

Mit eiserner Konsequenz muß man für das Recht, das heißt für das Rechte kämpfen. Keine Ausflüchte und Ausreden dürfen gemacht werden. Wenn die Taktik der Strategie widerspricht, muß das zum Unrecht, zum Unrechten führen.

Als die Denkschriften erscheinen sollen, schreibt er am 29. März noch einmal in ganz ähnlichem Sinne: „Kraut fürchtete die Erscheinung unserer Aufsätze, wir hätten sie sollen aufheben, etwa bis nach unsern Tod. Das ist dieselbe Angst um Göttingen oder um sich selbst, aus der auch die andern überhaupt geschwiegen und nichts gethan haben.“

Doch der Schlußsatz dieses Briefes lautet: „Unnöthiger und uns schädlich ist der Aufzug der Berliner Studenten bei Gans und Weber.“⁶²

[63] Und damit kommen wir wieder zum Problem der politischen Wirrnis und Unfähigkeit, die auch die ganze Schrift von Jacob Grimm durchzieht. So steht in dieser Denkschrift zu einer Tat von höchster politischer Bedeutung der Satz: „Wer verabscheut mehr als ich alles, was man politisches Treiben nennt?“⁶³ Oder auch folgendes: „Ich fühle mich eingenommen für alles Bestehende, für Fürsten und Verfassungen. Wie gerne hätte ich in stiller Abgeschiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die mir die Wissenschaft gibt, mein Leben in dem Dienst eines von der Liebe und Ehrfurcht seines Volkes umgebenen Herrn zugebracht. Die Person des Fürsten bleibt uns geheiligt, während wir seine Maßregeln und Handlungen nach menschlicher Weise betrachten.“⁶⁴

Am deutlichsten aber wird die ganze Kompliziertheit der Haltung dieser Männer aus folgenden Ausführungen Jacob Grimms:

Zuerst die große Haltung des größten unter den Sieben: „Was ist es denn für ein Ereignis, das an die abgelegne Kammer meiner einförmigen und harmlosen Beschäftigung schlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogene, unbeleidigende Existenz beeinträchtigt, beleidigt und verletzt werden könnte. Der Grund ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zuthun, mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat, das zu thun, was ich ohne Meineid nicht thun konnte, nicht zauderte der Stimme meines Gewissens zu folgen. Mich hat das, was weder mein Herz noch die Gedanken meiner Seele erfüllte, plötzlich mit unabwendbarer Nothwendigkeit ergriffen und fortgezogen. Wie ein

⁶¹ Ebendort, S. 143.

⁶² Ebendort, S. 150.

⁶³ Jacob Grimm über seine Entlassung, a. a. O., S. 28.

⁶⁴ Ebendort, S. 12.

ruhig wandelnder Mann in ein Handgemenge geräth, aus dem ein Ruf erschallt, dem er auf der Stelle gehorchen muß, sehe ich mich in eine öffentliche Angelegenheit verflochten, der ich keinen Fußbreit ausweichen darf, nicht erst lange umblicken, was Hunderttausende thun oder nicht thun, die gleich mir zu ihrer Aufrechthaltung verbunden sind.“

Sodann im nachfolgenden Absatz die politische Wirrnis: „Meine Vaterlandsliebe habe ich niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden. Ich habe gesehen, daß liebeiche Herzen in diesen Fesseln erstarrten. Wer nicht Eine von den paar Farben, welche die kurzsichtige Politik in Curs bringt, aufsteckt, wer nicht die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgestatteten Seelen der Menschen wie ein Schwarz und Weiß getheiltes Schachbrett ansieht, den haßt sie mehr als ihren Gegner, der nur ihre Livree anzuziehen braucht, um ihr zu gefallen. Hat nicht die Geschichte unserer Zeit oft genug gezeigt, daß keine Regierung sich irgend einer Partei hat lange ergeben können? Ich traue jedem dieser Gegensätze einen größern oder kleinem Theil Wahrheit zu, und halte für unmöglich, daß sie in voller Einigung aufgehn. Wer fühlte nicht in gewissen Puncten zusammen mit dem Liberalen, mit dem Servilen, mit dem Constitutionellen und dem Legitimisten, Radicalen und Absoluten, sobald sie nur nicht unredlich oder Heuchler sind?“⁶⁵

[64] Und dann etwas später noch einmal über die Parteien: „An Constitutionellen misbehagt mir ihr pedantisches Streben nach Ausgleichung und Gleichförmigkeit, Berggipfel möchten sie ebnen, stolze Wälder ausrotten, ihren Pflug in blumenreiche Wiesengründe die Furche des Ackers reißen lassen. Sie mühen sich, das Obere hinab, das Niedere hinauf zu rücken, ihr eigentliches Gefallen ist das Gewöhnliche, Nützliche. Wenn von ihnen alles mit Hast getrieben wird, gehn die Absolutisten aus auf eine unnatürliche Stätigkeit aller Dinge; sie scheuen und suchen jede Erhebung des Geringen zu hintertreiben, ihre Mittel sind langsamer und geschmeidiger. Sie unternehmen es wohl, wenn ihrer Ansicht der Vordergrund unserer Zeit zu eintönig und abgeblichen erscheint, ihn mit grellen Farben aufzumahlen, und vor unsern Augen Fratzen hinzustellen, welche die Zukunft hohnlachend niederreißen wird.“⁶⁶

Was für ein unerträglicher Unsinn ist das alles! Er findet bei allen Parteien etwas Gutes. Und natürlich auch etwas Schlechtes – zum Beispiel, die einen wollen die Unterdrückten nicht hoch kommen lassen und die anderen wollen sie zu hoch kommen lassen. Am liebsten aber würde er alle Politik und alle politischen Parteien zum Teufel senden.

Nie aber hat er die Tat bedauert. So schrieb er am 13. Mai 1840 an Lachmann voller Stolz und mit erstaunlicher Einsicht auch in die politische (so würde er es aber nicht nennen) Bedeutung der Tat der Göttinger Sieben: „Unsern schritt habe ich noch keinen augenblick bereut und wenn ich an Göttingen denke, preise ich Gott, daß er mich von da, wo es jetzt unausstehlich ist, weggebracht hat. Ich bestehe noch immer gut bei der probe, wenn ich mich frage, was wol ein Grieche oder Römer in unsrer lage gethan haben würde oder nicht? die handlung ist mir zur zeit des ereignisses viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht; ich glaube auch daß den menschen und ganzen völkern nichts anders frommt, als gerecht und tapfer zu sein; das ist das fundament der wahren politik. Ob eine frucht und welche frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in gottes lenkender hand, es gibt auch bäume die nach kräften aufwachsen ohne alle frucht, und nur in dem laub grünen und schatten. Dem gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich desto demütiger, daß wir vielleicht einen funken hergegeben haben, ohne den sich ein feuer des widerstandes nicht angefacht hätte, das für unser ganzes vaterland ein segen wird. Denn die zukunft unsers volks beruht auf einem gemeingefühl unsrer ehre und freiheit.“⁶⁷

⁶⁵ Ebendort, S. 8 f.

⁶⁶ Ebendort, S. 10 f.

⁶⁷ Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann, hg. von A. Leitzmann, Bd. II, Jena 1927, S. 709 f.

Wie schön und mutig und voll politischem Verständnis sind diese Zeilen an Lachmann, während er noch stellungslos in Kassel weilt.

Und gibt es nicht heute auch noch Hunderte bedeutende, Zehntausende ordentlicher Wissenschaftler, und ebenso viele Kulturschaffende, die Jacob Grimm ganz ähnlich sind! Mutig und aufrecht auftretend, wo immer es um die Würde von Wis-[65]senschaft und Kunst, ja der Menschheit geht – und politisch doch so wirr oder gar vermeintlich apolitisch, alle Parteien verwünschend oder etwas Gutes in allen findend.

Nichts aber wäre verfehlter, als sie wegen ihrer politischen Wirrnis nicht nur zu verurteilen, was wahrlich berechtigt ist, sondern sie auch zum Feind zu erklären. Ihre Ahnen, die Göttinger Sieben, können ebensowenig wie sie selber je unsere Feinde sein – auch wenn sie ach gar so unsichere Verbündete im Weltklassenkampf sind. [66]

III. Kapitel: Der Briefwechsel zwischen Barthold Georg Niebuhr und August Boeckh – Wissenschaftliche Zeitschriften als Streitschriften

1. Niebuhr und Boeckh

Niebuhr war eine der bedeutendsten Gelehrtegestalten des Bürgertums. Sohn eines bekannten Geographen und Reisenden, insbesondere in den arabischen Ländern, studierte er Philologie, mit spezieller Vorliebe für die Geschichte Roms, aber auch Naturwissenschaften und wurde 1796 mit 20 Jahren Privatsekretär des bekannten dänischen Finanz- und Handelsministers Graf Heinrich Ernst von Schimmelmann. Seitdem entwickelte er sich zu einem geschätzten Bank- und Finanzmann in dänischen und ab 1806 in preußischen Diensten, bis er 1816 für sieben Jahre als preußischer Gesandter beim Vatikan nach Rom ging.

Daneben lief seine Laufbahn als Gelehrter, der sich besonders der Geschichte Roms widmete. Ja, als er infolge von Schwierigkeiten mit dem leitenden Minister Hardenberg 1810 zeitweilig aus dem Staatsdienst schied, konnte er sich ganz der Forschung und Lehre widmen und wurde Professor an der neugegründeten Universität Berlin, wo er bis 1812 Vorlesungen über römische Geschichte hielt, zu denen neben Studenten auch Akademiemitglieder, Professoren der Universität, Beamte und Offiziere kamen. In diesen Jahren brachte er seine Studien der alten Geschichte so weit, daß er die ersten beiden Bände seiner Römischen Geschichte herausbringen konnte – ein Werk, das bis zu Mommsens Römischer Geschichte (Bd. 1-3, 1854/55) das Standardwerk blieb, auch 1873/74 noch einmal aufgelegt wurde und auch heute noch methodologisch seine Bedeutung hat.

Der Berliner akademischen Episode folgten reichlich zehn Jahre, die Niebuhr wieder im Staatsdienst verbrachte, bis er 1823 nach Bonn als Professor zurückkehrte und dort wieder Vorlesungen über alte Geschichte, aber auch über die neueste Zeit, hielt.

In seiner Jugend verband ihn Freundschaft mit Dichtern. Johann Heinrich Voß und Klopstock waren ihm freundlich gesinnte alte Weise, die Brüder Stollberg waren ihm zeitweise nahe. Später stand er gut und freundschaftlich mit den großen Gestalten der Jahre 1807 bis 1815 in Preußen, insbesondere auch mit Gneisenau und dem Freiherrn vom Stein. Und dazu kam in all dieser Zeit bis zum Ende des Lebens der intensive Verkehr mit den großen Gelehrten seiner Zeit, mit Schleiermacher, den Humboldts, Boeckh und so vielen anderen. Schließlich kann nicht unerwähnt bleiben seine so rührende und interessierte Fürsorge als preußischer Gesandter für die deutschen Künstler in Rom, vor allem für Overbeck, doch auch für die beiden Schadow und Cornelius.

Was für ein reiches und schönes Leben – das jedoch traurig, ja verzweifelt endet. [67] Niebuhr war ein fortschrittlicher, gott- und könig-ergebener Mann der aufsteigenden Bourgeoisie, der sich offen und ehrlich und scharf gegen jede feudale Reaktion wandte, gegen die „Karlsbader Beschlüsse“ von 1819 auftrat – aber ebenso jeder Revolution feindlich war, und am Ende (er starb am 2. Januar 1831) die Juli-Revolution mit ihren an sich doch nur so mäßigen Folgen in Deutschland erlebte.

Am 17. Dezember 1830, ganz kurz vor seinem Tode, hatte er an Goethe geschrieben: „So lange Sie als gegenwärtige Gottheit in unsrer Mitte verweilen, steht der Barbarei und Ausartung eine Macht entgegen, nach deren Verschwinden alles unter ihre Gewalt fallen würde.“

Das Urteil in meiner Vorrede* über die Zukunft hat vielen Ärgernis gegeben, die da glauben, es sei eine herrliche Zeit, und ich glaube nicht, daß Sie es irrig finden, noch zweifeln, daß wir der rohsten und widerlichsten Barbarei gerade entgegengehen.

* Die Vorrede zum zweiten Bande der „Römischen Geschichte“.

Die gräßliche Zeit, welche uns bald flüchtig zu werden erwarten läßt, hat mich über das eben vollendete Werk gleichgültig gemacht; daher die verspätete Zusendung. Genehmigen Sie meine unbeschränkte Verehrung, Liebe und Ergebenheit.“¹

Goethe kann ihm nicht mehr antworten, aber bemerkt zu Eckermann am 22. März 1831: „Niebuhr hat recht gehabt“, sagte Goethe, „wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinne; denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?“²

Genau auf diesen Ton der „Nichtanerkennung des Vortrefflichen“ ist auch der Beginn von Dahlmanns Nachruf auf Niebuhr abgestimmt – Dahlmann, der ihm innig befreundet war, bis die verschiedene Haltung zur Juli-Revolution in Frankreich eine Mißstimmung zwischen ihnen brachte. Am 2. Februar 1832 schrieb Dahlmann in der „Hannoverschen Zeitung“:

„In welchen hastigen Zeiten wir leben! Wie unser Eilwagen rasselt, um nichts als seine Zwecke bekümmert! Wir stürmen an den Todtensteinen Steins und Niebuhrs vorbei, ein Seitenblick, eine Wendung (gehalten wird nicht), und siehe, da sind sie wieder im Gesichte, die geliebten Gegenstände unseres Verkehrs, die kleinen begeisternden Leidenschaften, die trostlosen Freuden unseres Tages. Nur an der gellenden Pfeife des Hohns haben wir abgenommen, daß Niebuhr seinen letzten Triumph feierte; ein Einziger hat, der früheren Entzweiung vergessend, durch eine schwermüthige Betrachtung ihn und sich geehrt.

Sind wir so reich an Männern, oder ist es gerade diese Art von Männern, die das Zeitalter nicht dulden will? Niebuhr erwuchs in vieler stiller sich selbst überlassener Arbeit. Er war berühmt, ehe er ein Wort geschrieben hatte, aber man wußte nicht recht, wohin er gehöre. Man sah ihn bei der Bibliothek, zugleich beim Geldwesen und in practischer Staats-Verwaltung. Als er endlich schrieb, war auch das kein Fachwerk. Was er verfaßte, wurde nicht mit einer abgesonderten Geisteskraft gefertigt, es war von der ganzen Innigkeit seines großen Wesens durchdrungen ...

Der Gegenstand seiner unwandelbaren Treue war das Vaterland seiner Wahl, aber [68] er litt mehr mit ihm, als daß er seiner Rettung und der Vorboten seiner Größe sich freute. Er dachte groß von der Menschheit, aber er glaubte nicht, daß die bessere Zeit darum komme, weil wir sie herbei wünschen; er sah die Menschen an und fand sie mittleres Maües, die besten ermüdet, sehr geneigt, sich zur Ruhe zu setzen, ohne Sorge dafür, woher denn die keuchende Zeit einen Ruheplatz nähme; er hörte näher und näher die gemeine Stimme des Tags, verglich die Idole des Tags mit den Götterbildern, die er in den Staub tritt. Darum graute ihn vor der nachbarlichen Umwälzung, weil er auf Umbildung unter uns nicht hoffte.“³

Wie viel „einseitiger“ verlief das Leben Boeckhs! Stets bewegte er sich hauptberuflich in akademischen Kreisen. Nach anfänglichen theologischen Studien wandte er sich bald der Altertumswissenschaft zu und hörte bei Friedrich August Wolf in Halle, dem damals größten Wissenschaftler Deutschlands auf diesem Gebiet; 1804 begann er dort auch bei Schleiermacher zu studieren; dieser nahm sich seiner recht freundlich an und vermittelte dem 21 jährigen 1806 eine Stelle im Pädagogischen Seminar in Berlin. 1807 erhielt Boeckh eine außerordentliche, zwei Jahre später eine ordentliche Professur an der Universität Heidelberg.

Auch er, wie Niebuhr, befreundete sich in seiner Jugend mit bedeutenden Dichtern, noch stärker als jener mit den Romantikern, mit Clemens Brentano, Achim von Arnim, den Brüdern Schlegel, ja trat auch als ihr Redakteur in Verbindung mit ihnen, da er sich an der Herausgabe der „Heidelberger Jahrbücher“ beteiligte.

¹ B. G. Niebuhr, Briefe und Schriften, Hg. v. L. Lorenz, Berlin o. J., S. 170.

² Eckermann, S. 626.

³ F. C. Dahlmann, Kleine Schriften, a. a. O., S. 230 f.

Als 1810 die Berliner Universität gegründet wurde, wurde auch Boeckh dorthin berufen. Hier wirkte er bis zu seinem Tode.

Wie in Niebuhrs so kamen auch in seine Vorlesungen zahlreiche Gelehrte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin fand sich unter seinen Zuhörern Alexander von Humboldt ein. Schön kennzeichnete der Siebenundachtzigjährige sein Verhältnis zu Boeckh, als dieser sein goldenes Doktorjubiläum am 15. März 1857 feierte: „Im Frühjahr 1827, jetzt vor 30 Jahren, für immer in mein Vaterland zurückgerufen genoß ich endlich die so lange entbehrte Freude, in der Nähe meines Bruders Wilhelm zu leben. Mit dem Übersetzer des Agamemnon von Aeschylus, mit dem Übersetzer olympischer, pythischer und nemeischer Oden des Pindar war der glückliche Bearbeiter des Urtextes, der große Alterthumsforscher August Böckh durch die Bande gegenseitigen Vertrauens und inniger Freundschaft seit vielen Jahren verbunden. In dem stillen, anmuthigen, durch Natur und Kunst geschmückten Landsitze Tegel wurde ich bald Zeuge von ihrem wissenschaftlichen Verkehr, oft und innig belebt durch Bopps Gegenwart wie durch den Einfluß Jacob Grimms und Christian Lassens, auf den geheimnißvollen Wegen der Sprachentwicklung, welche die verschiedenen Theile des einigen, gleichberechtigten Menschengeschlechtes wandeln. Wie würde ich eine so reiche Quelle später Belehrung nicht benutzt haben! Nachdem ich vor meiner sibirischen Reise, vom Anfang November 1827 bis Ende Aprils 1828 öffentliche Vorlesungen über die physische Weltbeschreibung in einem der Hörsäle der Universität und in der großen Halle der Sing-Akademie gehalten, hatte ich den Vorzug, unter [69] Böckhs Schülern aufzutreten: im November 1833 in den Vorlesungen über Griechische Alterthümer, in den Jahren 1834 und 1835 über Griechische Litteraturgeschichte, neben den mich ernst belehrenden Vorträgen meines theuren Freundes Mitscherlich. Ich zeige noch gern, nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, die Hefte, welche von den Mithörenden verführt ich nach alter vaterländischer Sitte nachgeschrieben, aber freilich noch nicht von der etwas unlesbaren Hieroglyphik in Bleistiftschrift befreit habe.“⁴

Als Professor der klassischen Literatur war Boeckh zugleich Professor der Beredsamkeit, womit er die Verpflichtung übernehmen mußte, bei feierlichen Gelegenheiten eine lateinische, später eine deutsche Festansprache zu halten. 50 Jahre lang hat Boeckh dieses Amt innegehabt. Außerdem war er sechsmal Dekan der philosophischen Fakultät und fünfmal Rektor der Universität, das letzte Mal im Jubiläumsjahr der Universität 1860.

Auch an der Akademie war er eifrig tätig. Sein Biograph Hoffmann berichtet: „Nicht minder thätig war er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, auch hier mit der Regsamkeit des wissenschaftlichen Forschens die praktische Geschäftsgewandtheit vereinend, was sehr notwendig war, um die Thätigkeit dieser gelehrter Körperschaft für bestimmte große Zwecke zu erwärmen. Schon 1818 war er Mitglied eines Ausschusses ‚zur Revision des Zustandes der Akademie‘; sein Antrag, die bestehenden vier Klassen in zwei zusammenzuziehen, um die Gemeinschaft des Wirkens zu erleichtern, fand Zustimmung, wurde aber vom Minister v. Altenstein erst nach längerem Bedenken vorläufig genehmigt. Nachdem die Vereinfachung sich bewährt hatte, trat 1836 eine Kommission zum Entwurf neuer Statuten zusammen; ihre Beschlüsse, hauptsächlich auf Böckhs Gutachten beruhend, wurden 1838 genehmigt; auf dieser Grundlage hat die Akademie seitdem eine weitreichende Thätigkeit entfaltet. Inzwischen war Böckh 1834 nach Schleiermachers Tode zum Sekretar der philologisch-historischen Klasse erwählt worden; in dieser Stellung leitete er fortan die Geschäfte in umsichtiger Weise, sorgte für die Veröffentlichung der akademischen Schriften und den Fortgang der wissenschaftlichen Unternehmungen und stand so inmitten vielfacher Bestrebungen, als rechter Philolog auf die Förderung mannigfaltiger Kunde bedacht.“⁵

⁴ F. C. Dahlmann, Kleine Schriften, a. a. O., S. 230 f.

⁵ Ebendort, S. 70.

Oft war er unzufrieden mit dem Zustand der Akademie und einmal dachte er sogar daran, aus ihr auszuschneiden.

Er war ein hervorragender Lehrer. Ein Mitglied seines Seminars berichtet über ihn: „Nachsichtig läßt Böckh seine Jünger mit fast nicht zu ermüdender Geduld gewähren und ihre oft unreifen Ansichten vorbringen und austauschen, aber ein scheinbar absichtslos hingeworfenes Wort bringt sie schließlich zum Bewußtsein des Abweges, leitet auf die rechte Bahn. Nur selten, und wo die ungeübten Kräfte nicht ausreichen wollen, übernimmt er es selbst, in längerer Auseinandersetzung, die dann aber auch um so nachdrücklicher wirkt, die aufgeworfenen Probleme zu lösen. Man fühlt sich ziemlich selbständig, und doch steht man fast unmerklich fortdauernd unter [70] dem fördernden lenkenden Einfluß, der mit weiser Sparsamkeit überall da hervortritt, wo es noth thut, sich aber nirgends einmischt, wo der Flügelschlag der jugendlichen Seelen mit nur einiger Berechtigung Raum für sich beanspruchen darf.“⁶

Da er in einem halbfeudalen Staat mit einer zum großen Teil dem Fortschritt nicht aufgeschlossenen Bürokratie lebte, war es stets sein Bestreben, die Wissenschaft und die Wissenschaftler vor Eingriffen des Staates zu schützen. Nur natürlich, daß er gegen die Zensur war. Als die „Göttinger Sieben“ von ihrer Universität vertrieben wurden, hielt er wenige Wochen später, am 25. Januar 1838, in der Akademie eine öffentliche Rede, in der er von dem „Sokratischen Muth“ sprach, mit welchem der Gelehrte „auf jedem Gebiet des Erkennens ohne Menschenfurcht seine Einsicht vertreten soll, weil er einen größeren Schaden nicht erleiden kann, als welchen er durch Lüge an seiner Seele erleiden würde“.⁷ In gleichem Geiste, diesmal sich an den preußischen König direkt wendend, natürlich sehr diplomatisch, sprach er am 3. August 1839; Hoffmann faßt seine Worte so zusammen: „Das Geistesleben entwickelt sich nach eigenen, von menschlicher Lenkung unabhängigen Gesetzen zu Erscheinungen höchster Blüte, auf die dann wieder ein Sinken folgt, bis eine neue Zeit sich erfüllt; hierauf hat der Fürst keinen Einfluß; auch können manche Richtungen des Geisteslebens, namentlich Beredsamkeit und Geschichtsschreibung, nicht in jedem Staate, sondern nur unter gewissen Bedingungen gedeihen; aber jedenfalls kann der Fürst die Talente hervorziehen und fördern, ihnen Wirkungskreis geben, wissenschaftliche Anstalten einrichten und vervollkommen, und viel kommt darauf an, was für Männern er die Fürsorge für den öffentlichen Unterricht anvertraut. Unter Münchhausens Pflege blühte einst die Göttinger Universität; in Preußen hat des Königs Weisheit einen ihm ähnlichen Minister an die Spitze gestellt.“⁸

Aus dieser, bei aller „Treue zu Staat und König“, oppositionellen Haltung ist auch seine Rede vom 3. August 1820 nach der Verstärkung der Universitätsaufsicht durch den Staat zu verstehen, in der er (in der Zusammenfassung von Hoffmann) gegen die Auffassung, daß es die Aufgabe der Universitäten sei, brauchbare Staatsdiener zu erziehen, ausführte: „Böckh wies aus ihrer Geschichte nach, daß sie zur Förderung der Wissenschaften gegründet seien; der Staat pflege sie aus demselben Grunde, wie er die Kirche schütze, damit nicht die höchsten menschlichen Güter dem Zufall und der Vernachlässigung preisgegeben würden. Habe der Staat anerkannt, daß die auf Universitäten gebildeten ihm am besten dienen, so sei das für beide Teile ehrenvoll und nützlich, für den Staat, weil das Licht der Wissenschaft sich in alle seine Teile verbreitete, für die Universitäten, weil die auf ihnen gebildeten Beamten, der Wissenschaft kundig, für sie Sorge trügen. Darum müsse der Staat verhüten, daß die Universitäten Schaden leiden, und Übelstände mit geschickter Hand abstellen, doch so, daß nicht durch die Heilversuche größere Übel entstünden. In Preußen sei man durch das Wohlwollen des Königs in geschütztem Hafen, Gottes Fügung werde die gegen-[71]wärtige Beunruhigung beschwichtigen. Die Hauptursache der Beunruhigung war das Wirken des für die Berliner Universität ernannten Regierungsbevollmächtigten, des Staatsrats

⁶ M. Hertz, Zu Böckhs achtzigstem Geburtstag, „Wachenhusens Hausfreund“ 1866, Nr. 9.

⁷ A. Boeckh, Gesammelte Kleine Schriften, Bd. 2, Leipzig 1859, S. 235.

⁸ Boeckh, S. 91.

Schultz. Es gab, wie Böckh in einem späteren Rückblick gesagt hat, Zerwürfnisse nach allen Seiten. Professoren wurden verdächtigt, namentlich Schleiermacher, und Studentenverbindungen aufgelöst; die Verwaltung des Ministers v. Altenstein erfuhr mannigfache Anfechtung, bis 1824 Schultz aus seinem Amt entlassen wurde.“⁹

Boeckh zeigt hier genau die gleiche Haltung gegen die „Karlsbader Beschlüsse“ und ihre Folgen wie Niebuhr.

Wie Niebuhr hat auch Boeckh ein Werk geschrieben, das die Leistungen der Zeitgenossen weit überragte, seine 1817 in zwei Bänden erschienene „Staatshaushaltung der Athener“, die in ihrer Art insofern einzig blieb, als sie nicht wie Niebuhrs Römische Geschichte durch einen Mommsen überholt wurde und auch heute noch vielfach gelesen wird.

Weit mehr von seiner Zeit beanspruchte jedoch die großartige Sammlung griechischer Inschriften, die auch insofern Bedeutung hat, als sie der Akademie der Wissenschaften ein wichtiges Forschungsunternehmen auf dem Gebiete der Gesellschaftswissenschaften sicherte. Hoffmann bemerkt: „Seit 1814 war er Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Er erkannte bald, wie zweckmäßig es sei, die Thätigkeit dieser gelehrten Körperschaft auf größere Unternehmungen zu richten, welche die Kräfte eines einzelnen Gelehrten überstiegen. Auf seinen Antrag beschloß die Akademie, eine Sammlung der erhaltenen griechischen Inschriften in einem mit Staatsunterstützung herauszugebenden Druckwerke zu veranstalten. ... Es war eine würdige Aufgabe für die deutsche Wissenschaft, das bisher meist von Forschern anderer Nationen Gesammelte für die Wissenschaft wahrhaft nutzbar zu machen und aus den bisher noch zu wenig gewürdigten Steindenkmälern die aus den Schriftstellern gewonnene Altertumskunde in vielen Stücken zu ergänzen. Böckhs Antrag fand in der Akademie lebhaften Beifall; Niebuhr, Schleiermacher, Ideler, Hirt sagten ihre Hilfe zu; die Hauptarbeit des Sammels, Ordners und Erklärens übernahm er selbst. Das Ministerium bewilligte am 12. Mai 1815 einen Staatszuschuß, zunächst 6000 Thaler auf vier Jahre verteilt, und so wurde das Werk in Angriff genommen.“¹⁰ Später übergab er anderen die Herausgabe der einzelnen Bände, behielt aber die leitende Aufsicht. Das Erscheinen des Registerbandes im Jahre 1877 erlebte er nicht mehr.

Im Wintersemester 1866/67 hatte der Einundachtzigjährige seine letzte Vorlesung, und zwar über griechische Literaturgeschichte, gelesen, im Sommersemester 1867 hielt er nur noch ein Seminar ab. Am 3. August 1867 starb er. 18 Jahre später feierte die Universität seinen 100. Geburtstag; Ernst Curtius hielt die Festrede, in der er ausführte: „Er hat uns die alte Welt in solchem Umfange neu aufgeschlossen, die Gesetze hellenischen Denkens und Dichtens sowie die Ordnungen des öffentlichen Lebens in so großem Zusammenhang an das Licht gebracht, daß wir von einer aus frischen Quellen strömenden, einer zweiten Wiedergeburt des klassischen Alterthums, [72] die mit Böckh begonnen hat, reden dürfen. ... Man bewundert die Macht hochgebietender Staatsmänner und Feldherrn, welche die Volksgeschichte in neue Bahnen lenken; aber nicht minder bewundernswürdig erscheint uns die Macht, welche von einem Geiste ausgeht, der ohne äußerliche Mittel in einsamer Forschung eine von Geschlecht zu Geschlecht sich lebendig fortpflanzende Wirkung erzielt, um den sich in allen gebildeten Nationen die Männer sammeln, welche die geistige Geschichte der Menschheit zu erkennen suchen, um von ihm immer neue Anregung und Begeisterung zu empfangen.“¹¹

Mit Niebuhr und Boeckh hatte die Wissenschaft von der Antike einen Höhepunkt in Deutschland erreicht. Beide waren Gelehrte von Weltruf, der eine auf dem Gebiete der römischen, der andere auf dem der griechischen Altertumskunde.

⁹ Ebendort, S. 85 f.

¹⁰ Ebendort, S. 34.

¹¹ Ebendort, S. 145 f.

Beide waren, ohne befreundet zu sein, sich voller Achtung vor den wissenschaftlichen Leistungen des anderen freundschaftlich zugetan. Boeckh hatte sein Werk über die Staatshaushaltung der Athener „dem scharfsinnigen und großherzigen Kenner des Alterthums“ Niebuhr gewidmet, Niebuhr als Gesandter in Rom Boeckh Materialien für dessen Inschriftenwerk gesandt.

Schon in der ersten Zeit der Berliner Universität, als beide an ihr lehrten, waren sie sich persönlich näher gekommen. Beide waren damals Mitglieder der „Griechischen Gesellschaft“, zu der auch Schleiermacher gehörte, und die Boeckh seiner Frau so schilderte: „Wir versammeln uns alle Freitag, und zwar so, daß alle neun Wochen einer das Haus dazu giebt. Es wird Tee getrunken, nachher ohne Beisein der Frauen Griechisch gelesen, und zum Schluß ein Abendessen; es ist aber verboten, mehr als ein Gericht zu geben; nur Hirt als Junggeselle hat ein Vorrecht mehr aufzutischen.“¹²

Beide waren Vertreter einer neuen Richtung in ihrer Wissenschaft und kämpften gegen veraltete Auffassungen – längere Zeit hindurch gemeinsam, gewissermaßen in Verabredung. Beide fühlten sich einander so verbunden, daß sie ohne größere Hemmung Gedanken austauschten und Boeckh ohne Scheu Niebuhr als Chefredakteur Arbeiten zur „beliebigen Veränderung“ überließ.

Man denke etwa, was die freie Kommunikation zwischen ihnen betrifft, an Boeckhs Brief, der die Übersendung des Niebuhr gewidmeten Buches begleitet (vom 19. Oktober 1817 – Niebuhr ist zu dieser Zeit Gesandter in Rom):

„Sie haben bisher von mir noch keine Zeile erhalten, verehrtester Freund, obgleich mein Inschriftengeschäft dazu soviel Veranlassung bot. Der Grund davon war, daß ich Ihnen nicht eher schreiben wollte, als ich Ihnen zugleich einen Beweis meiner aufrichtigsten Freundschaft und Verehrung geben könnte, woran Sie jedoch wohl niemals gezweifelt haben. Ich wünsche nunmehr von ganzem Herzen, daß das Buch, welches ich mit Ihrem Namen geziert habe, Ihren Beifall, wenn nicht in allem Einzelnen, doch im Ganzen erhalten möge: gerade dieser Wunsch trug mit dazu bei, es Ihnen zuzueignen, wenngleich es Ihnen schon deshalb zugehört, weil Ihr Umgang und [73] nebenher auch Ihre Beurtheilung des Heerenschen Kapitels von der Staatswirthschaft den ersten Gedanken dazu in mir erregte ...

Von hiesigen Dingen schreibe ich nichts, als was mich zunächst berührt, einmahl weil Sie bessere Berichte haben werden, und sodann weil ich nichts weiß, da ich eben erst vorgestern nach einer fast zehnwöchentlichen Reise hier angekommen bin, auf welcher ich, beiläufig gesagt, mit Vergnügen bemerkte, welche Bewunderung man Ihrer Römischen Geschichte zollt. Dies ist selbst in Göttingen der Fall, wo Sie es vielleicht am wenigsten erwartet haben, und sogar einen benachbarten hannöverschen Drostens hörte ich mit Begeisterung davon reden. Aber leider ist unläugbar, daß im Hannöverschen der Sinn für das Alterthum weit lebendiger ist als in Preußen, wie schön sich auch unsere Verordnungen auf dem Papier ausnehmen. Auf der hiesigen Universität ist dies besonders bemerkbar seit dem letzten Kriege, seit welchem ein ganz erbärmliches Brotstudium eingerissen ist ...

Die Akademie der Wissenschaften ist und bleibt eine Leiche, und selbst der Magnetismus wird sie nicht auferwecken, obgleich Hufeland darüber die geistreichsten Abhandlungen vorliest und eine Preisaufgabe darüber gestellt werden soll, deren Bekanntmachung sich indessen, ich weiß nicht warum, wieder verzögert hat. ... Denn vielleicht werde ich nebst Schleiermacher, Bekker und Lichtenstein mich von der Akademie trennen, und dann möchte ich vielleicht das Inschriftenwesen aufgeben, wenn mich nicht der Nutzen der Sache doch noch bewegt, dabei zu beharren.“¹³

¹² Ebendort, S. 26.

¹³ Ebendort, S. 209 ff.

Oder, betreffend die außerordentliche Freiheit der Redaktion, die Boeckh Niebuhr gibt, sei auf einen Brief Boeckhs vom 25. Juli 1826 verwiesen: „Die veränderte Redaction hat den Vortheil der Kürze; in dem Theile der Einleitung, der noch übrig bleibt, mögen Sie verfahren wie mit dem übrigen und das zu harte tilgen. ... Im Ausdruck lasse ich Ihnen völlig Freiheit und sehe es als einen großen Freundschaftsdienst an, wenn Sie bedeutend mäßigen und so das thun, was ich nicht kann und vielleicht nur Wenige an dem Eigenen thun können. Je mehr Sie in dieser Hinsicht thun werden, desto lieber wird es mir seyn, da mich Ihre Bemerkung, daß Sie ‚viele, aufrichtig gesagt vieles‘ abändern zu können meinen, ohnehin schon kopfscheu macht.“¹⁴

Schön schreibt auch Niebuhr an Boeckh (20. Juni 1826): „Ich freue mich, daß man Ihnen die Lust an Ihrer edlen Arbeit nicht verdirbt. Ich wollte, wir könnten manchmal uns *de rebus communibus* [Fragen von gemeinsamem Interesse] unterreden. In der alten Geschichte kommen mir manche Gedanken, über die ich von niemand lieber als von Ihnen hörte, ob sie Ihnen gefielen, namentlich über die ältesten griechischen Zeiten, und Sie würden mich auch belehren, ob sie neu sind. Die römische Geschichte in der neuen Ausgabe soll, hoffe ich, Ihres Beifalls sicher sein.“¹⁵ [74]

2. Der große Streit der Philologen

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es zwei Hauptrichtungen in der Philologie Deutschlands: Die Richtung Gottfried Hermann (1772-1848) und die Richtung Niebuhr – Boeckh (auf die Unterschiede zwischen den beiden letzteren werden wir noch eingehen).

Hermann und seine Schule, auch „die Leipziger“ genannt, vertraten die Ansicht, daß die Hauptaufgabe der Altertumforschung, damals einfach Philologie genannt, die Erforschung der Sprache sei. Als Hauptgegner trat Boeckh auf, der meinte, die Philologie müßte alle Gebiete der antiken Gesellschaft, „alle Sachen“, umfassen.

Der Streit spitzte sich insbesondere am ersten Band der griechischen Inschriften von Boeckh zu, die Hermann nicht nur in einer Besprechung scharf kritisierte, sondern denen er sogar ein ganzes Buch mit Titel „Über Herrn Prof. Boeckhs Behandlung der Griechischen Inschriften“¹⁶ widmete. In der Vorrede wendet er sich gegen die, die „mit dem Vorgeben, wichtigere Dinge, Sachen, zu betreiben, den Mangel des Fleisses, den sie zuförderst auf die Sprache hätten verwenden sollen, bedecken zu können wännen.“¹⁷

Boeckh antwortet scharf in seiner Abhandlung „Über die Logisten und Euthynen der Athener“¹⁸ und sagt von Hermann: „in dem eiteln Wahne befangen, daß man mit der Sprachkenntniß alles zwingt, läßt er sich unvorbereitet in Untersuchungen ein, welche ohne Sachkenntnisse nicht geführt werden können, und kleinmeistert noch obendrein andere, welche in wohl erworbenem Besitz der letzteren sind“.

Hoffmann bemerkt zu dem Streit: „Der Streit erhielt dadurch eine höhere Bedeutung, daß beide Gegner ihre verschiedene Auffassung der Philologie dargelegt hatten; ein schon lange bestehender Gegensatz war damit zum Ausdruck gekommen. Dem Haupte der sprachforschenden Richtung stand der um dreizehn Jahre jüngere Vertreter einer umfassenden Sprach- und Sachforschung gegenüber, welchem der Vorwurf gemacht war, er verstehe die Sprache nicht hinlänglich. Ihr Streit hatte noch manche Spaltung unter den Fachgenossen zur Folge; schließlich aber überwog die Erkenntnis, daß die beiden verschiedenen Richtungen in der Wissenschaft doch demselben Ziele zustreben. Hermann erkannte an, daß die Sprachforschung der Erforschung des gesamten Altertums zu dienen berufen sei, Böckh bezeichnete sie als ein sehr

¹⁴ Ebendort, S. 222 f.

¹⁵ Ebendort, S. 221.

¹⁶ Leipzig, 1826.

¹⁷ Ebendort, S. 5.

¹⁸ A. Boeckh, Gesammelte Kleine Schriften, Bd. 7, Leipzig 1872, S. 268.

notwendiges und wichtiges Glied des Systems der Philologie, damit war die Möglichkeit der Einigung gegeben.“¹⁹

In seinem schon erwähnten Buche gegen Boeckh stellt Hermann seinen Standpunkt polemisch so dar: „Meistens ist es von dem endlosen Gebiete der Sachen nur ein kleiner Theil, auf dem man sich in leicht erbauten Hütten angesiedelt hat, bald das nebliche [nebelige] Feld der Mythologie, bald ein kleiner Zeitraum der Geschichte, bald ein einzelner Staat des Alterthums, bald ein Zweig der bildenden Kunst, während andere große Strecken, wie Philosophie, Mathematik, Naturgeschichte, öde und un bebaut [75] liegen bleiben. Aber gesetzt auch, die Sachkenntniß umfaßte alles, was man Sachen zu nennen beliebt, so bleibt sie doch noch Einseitigkeit, so lange sie gerade das, was den Schlüssel zu jedem ihrer Theile enthält, die Sprachkenntniß, vernachlässigt oder gar mit geringschätzigen Augen betrachtet. Die wahren Philologen dagegen, wohl wissend, daß man im Fluge zwar schnell zu einer Höhe gelangen könne, wo man in der Vogelperspective sehr vieles übersieht, aber nichts recht unterscheiden kann, gehen einen andern Weg, und indem sie die Geisteswerke der Alten für das vornehmste und wichtigste halten, sehen sie die Sprache als die schwer zu ersteigenden Propyläen zu dem gesammten Alterthume an.“²⁰

Boeckh antwortet sehr bestimmt mit seiner Definition der Philologie bzw. Altertumswissenschaft, die Bedeutung der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse („Sachen“) als Forschungsobjekt hervorhebend: „Mit guter Ueberlegung, aber ohne mich in Auseinandersetzungen einzulassen, die hier auf einigen Seiten eben so wenig gründlich geführt werden können, als was Hermann in seiner Vorrede gegeben hat gründlich ist, setze ich voraus, daß die Philologie in Bezug auf ein bestimmtes Volk in einem verhältnismäßig abgeschlossenen Zeitalter die geschichtlich wissenschaftliche Erkenntniß der gesammten Thätigkeit, des ganzen Lebens und Wirkens des Volkes ist. Dies Leben und Wirken, natürlich auch mit dem, was dadurch erzeugt ist, ist die von der Philologie zu betrachtende Sache: es ist aber entweder ein Praktisches, wodurch die Familien- und Staatsverhältnisse geschaffen werden, oder ein Theoretisches, in Religion, Kunst und Wissen. Daß die Sprache, als Form des Gedankens, zu dem Gebiete gehöre, welches ich hier kurz Wissen genannt habe, kann leicht gezeigt werden; folglich gehört auch sie mit zur Sache, welche die Philologie zu betrachten hat.“²¹

Der Streit wurde also mit ganz besonderer Heftigkeit, insbesondere von Seiten der Leipziger, mit Boeckh als „Anführer aller anderen“ geführt. Die Hauptblütezeit des Streits umfaßt die Jahre 1825 bis 1835.

Auch wenn, wie Hoffmann schreibt, die Gegner sich am Ende aussöhnten, zum Teil, weil ein bedeutender Teil der Schüler Hermanns „zu Boeckh überliefen“, ist er bis heute nicht beendet, ja heute wieder erneut ausgebrochen, und zwar auf weit breiterer Ebene. Mit den vielen neuen Methoden der Sprachforschung hat sich diese auf allen Sprachgebieten mehr und mehr verselbstständigt, ausgehend von den Vereinigten Staaten, bis diese Tendenz auch unsere Akademie erreicht hat – allerdings meiner Ansicht nach zum Glück, nicht unsere Altertumsforschung. Es kann meiner Meinung nach nur eine Frage der Zeit sein, bis wir Sprachforschung und „Sachforschung“, zumindest was die Schöne Literatur betrifft, wieder vereinen.

Was die Forschungsrichtungen von Niebuhr und Boeckh betrifft, so standen sie zwar vereint gegen Hermann, hatten aber auch ihre eigenen Schulen.

Niebuhr schreibt über seine Methode im Vorwort des ersten Bandes seiner Römischen Geschichte (1811): „Wir ... haben eine andre Ansicht der Historie, andre [76] Forderungen (als Livius, – J. K.) ... und wir müssen es entweder nicht unternehmen, die älteste Geschichte Roms

¹⁹ Boeckh, a. a. O., S. 52.

²⁰ G. Hermann, a. a. O., S. 7 f.

²¹ A. Boeckh, Gesammelte Kleine Schriften, Bd. 7, a. a. O., S. 264.

zu schreiben, oder eine ganz andre Arbeit unternehmen als eine, nothwendig mißlingende, Nacherzählung dessen, was der römische Historiker zum Glauben der Geschichte erhob. Wir müssen uns bemühen Gedicht und Verfälschung zu scheiden, und den Blick anstrengen um die Züge der Wahrheit, befreyt von jenen Übertünchungen, zu erkennen. Jenes, die Trennung der Fabel, die Zerstörung des Betrugs, mag dem Kritiker genügen; er will nur eine täuschende Geschichte enthüllen, und er ist zufrieden einzelne Vermuthungen aufzustellen, während der größere Theil des Ganzen in Trümmern bleibt.

Der Historiker aber bedarf Positives: er muß wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Zusammenhang, und eine glaublichere Erzählung an der Stelle derjenigen entdecken, welche er seiner Überzeugung aufopfert.“²²

Man hat die Methode Niebuhrs mit Recht die der „kritischen Geschichtsschreibung“ genannt. Mußte schon diese eine außerordentliche Wirkung ausüben, so kam zu ihr noch die erstaunliche Art der Darstellung, über die er im Vorwort zur zweiten Auflage (hier zitiert nach der dritten) schreibt: „Hatte eine frühere Zeit sich mit alter Geschichte begnügt, wie mancher Landcharten, oder gezeichnete Landschaften, als selbständig betrachtet: nicht einmal versucht, aus ihnen als nothdürftigen Mitteln das Bild der Gegenstände vor seine Seele zu rufen: so vermochte sie nun nicht mehr zu genügen, wenn sie sich nicht an Klarheit und Bestimmtheit neben die der Gegenwart stellen konnte. Und es war eine Zeit, in der wir Unerhörtes und Unglaubliches erlebten: eine Zeit, welche die Aufmerksamkeit auf viele vergessene und abgelebte Ordnungen durch deren Zusammensturz hinzog; und unsere Seelen durch die Gefahren mit deren Dräuen wir vertraut wurden, wie durch die leidenschaftlich erhöhte Anhänglichkeit an Landesherrn und Vaterland stark machte ... Die Vergegenwärtigung anderer Zeiten bringt sie der Teilnahme und dem Gefühl des Geschichtsschreibers um so näher, je größere Begebenheiten er mit zerrissenem oder freudigem Herzen erlebte.“²³

Goethe war von dem Werke Niebuhrs sehr beeindruckt, ohne doch wirklich glücklich mit ihm zu werden. Niebuhr hatte ihm in kurzem Abstand den ersten und den Zweiten Band zugeschickt und Goethe antwortet sehr ausführlich. Am 17. Dezember 1811 schreibt er nach Empfang des ersten Bandes voller Billigung: „Die Sonderung von Dichtung und Geschichte ist unschätzbar, indem keine von beyden dadurch zerstört, ja vielmehr jede erst recht in ihrem Werth und Würde bestätigt wird; sowie es unendlich interessant ist zu sehen, wie sie beyde wieder zusammenfließen und wechselseitig auf einander wirken. Möchten doch alle ähnlichen Erscheinungen der Weltbegebenheiten auf diese Weise behandelt werden.“²⁴

Nach Erhalt des zweiten Bandes kommen ihm andere Überlegungen (Brief vom 23. November 1812). Zunächst arbeitet er den Standpunkt des Dichters zur Geschichte heraus:

[77] „Mein Interesse an Ihren Bemühungen ist immer dasselbe und es ist immer im Wachsen. Lassen Sie mich das Allgemeine statt des Besonderen aussprechen! Das Vorübergegangene kann unserm innern Aug und Sinn als gegenwärtig erscheinen durch gleichzeitige schriftliche Monumente, Annalen, Chroniken, Documente, Memoires, und wie das alles heißen mag. Sie überliefern ein Unmittelbares, das uns, so wie es ist, entzückt, das wir aber auch wohl wieder, um anderer willen, aus hunderterley Trieben und Absichten vermitteln möchten. Wir thun's, wir verarbeiten das Gegebene, und wie? als Poeten, als Rhetoren! Das ist von jeher geschehn, und diese Behandlungsarten äußern große Wirkung; sie bemächtigen sich der Einbildungskraft, des Gefühls, sie füllen das Gemüth aus, bestärken den Charakter und erregen die That. Es ist eine zweyte Welt, welche die erste verschlungen hat. Denke man sich nun die Empfindungen der Menschen, wenn diese Welt zerstört wird und jene nicht dem Anschauen vollkommen entgegentritt.

²² B. G. Niebuhr, Römische Geschichte, Berlin 1811, S. IX f.

²³ B. G. Niebuhr, a. a. O., Berlin 1828, S. X u. XIII.

²⁴ Goethe-Briefe, hg. von Ph. Stein, Bd. VI, Berlin 1905, S. 177.

Höchst erwünscht ist jedem, der zu dem Uranschauen zurückkehren möchte, die Kritik, die alles Secundäre zerschlägt und das Ursprüngliche, wenn sie es nicht wieder herstellen kann, wenigstens in Bruchstücken ordnet und den Zusammenhang ahnden läßt. Aber das wollen die Lebe-Menschen nicht, und mit Recht.“

Sodann engt er die Bedeutung des Werkes recht ein: „Lassen Sie mich hier eine Kluft überspringen! Hätten wir zusammengelebt, hätte ich das Glück gehabt, von Ihren Untersuchungen seit Jahren unterrichtet zu seyn, so würde ich Ihnen gerathen haben, nach Weise des edlen und lieben St. Croix, Ihre Schrift zu betiteln:

Kritik der Schriftsteller, welche uns die
römische Geschichte überlieferten.“

Um schließlich doch die Großartigkeit der ganzen Darstellung wieder voll anzuerkennen:

„Nehmen Sie also meine Freude, daß Sie in allen Hauptpunkten, was Welt und Völker betrifft, meines Sinnes sind, nehmen Sie meinen Dank, daß Sie mir die römische Geschichte wieder genießbar gemacht haben, indem Sie Sich zur Pflicht machen, die stationären und retrograden Epochen derselben in's vollste Licht zu setzen. Denn welcher geistreiche Mensch wird leugnen, daß es ihn in seiner Vorstellung genirt habe, wenn eine solche hundertfache Ilias und so unendliche herrliche Helden, die viertausend Fabier* mit eingeschlossen, nichts weiter in vierhundert Jahren zu Stande gebracht, als daß die Stadt, der Staat, der eben erst, nach unendlichen Bemühungen, mit den Philistern von Veji** fertig geworden, auf die allerkleinstädtischste Weise am Allia zu Grunde geht***, so daß sie ganz wieder von vorne anfangen müssen.

Sieht man nun aber die Sache recht klar und deutlich nach Ihrer Darstellung, so gereicht dieß jenem Volke keineswegs zur Schmach, sondern zur Ehre.“²⁵

Als Schlußbemerkung aber sollte man die letztlich äußerst kritische Bemerkung zu Eckermann vom 15. Oktober 1825 nehmen, in der er doch die wissenschaftliche und die dichterische Konzeption nicht mehr trennen will bzw. der letzteren den Vorzug gibt:

„Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen“, sagte er, „ist die Quelle alles Übels unserer neuesten Literatur.

[78] Besonders in der Kritik zeigt dieser Mangel sich zum Nachteile der Welt, indem er entweder Falsches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre.

Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.“²⁶ Oder ist es nicht doch richtiger, mit folgenden Zeilen vom 10. Januar 1831 aus einem Brief an Adele Schopenhauer zu schließen?: „Eben als ich schließen will stockt mir die Rede. Ich kann nicht ausdrücken wie mich das Hinscheiden unsres Niebuhrs angegriffen hat. Eben wollt ich Ihnen die freundlichsten Grüße an denselben auftragen. Vor drey Wochen erhielt ich einen treuen, verständig-wohlwollenden, belehrenden Brief von ihm und habe mich tagtäglich mit dem zweyten Theil römischer Geschichte neuester Ausgabe beschäftigt, und, in

* Die gens Fabia war eine der führenden Patrizierfamilien des antiken Rom.

** antike etruskische Stadt

*** Die Schlacht an der Allia (387 oder 390 v. Z.) war eine Auseinandersetzung zwischen Kelten und Römern im Rahmen der keltischen Invasion in Mittelitalien.

²⁵ Ebendort, S. 218 f.

²⁶ Eckermann, a. a. O., S. 215.

anhaltendem geistigen Gespräch mit ihm, einen Brief, den ich an ihn senden wollte, vorbereitet. Nun muß ich das für mich allein durcharbeiten.“²⁷

Über die Methodologie und Richtung Boeckhs haben wir schon im Zusammenhang mit seinem Streit mit der Leipziger Schule gesprochen. Abschließend sei hier noch Bernheim mit seiner Kritik zitiert: „Von einem anderen Standpunkt gehen die klassischen Philologen aus, welche Philologie und Geschichte für identisch erklären:

Boeckh und seine Schule namentlich definieren die Philologie als ‚die Erkenntnis des vom menschlichen Geiste Produzierten, d. h. des Erkannten‘, oder gar ‚als Wiedererkenntnis und Darstellung des ganzen vorhandenen menschlichen Wissens‘^{*}, so daß nur die Philosophie als selbständige Geisteswissenschaft daneben stehen bleibt; die Geschichte sei nur scheinbar von der Philologie verschieden, weil dieselbe ‚gewöhnlich der Hauptsache nach auf das Politische beschränkt wird‘^{**}. Diese ausschweifende Definition hat einen Schein von Berechtigung zunächst nur auf dem Gebiet des klassischen Altertums; die übersehbare Abgeschlossenheit des Materials und der eigentümliche einheitliche Charakter aller Betätigungen des griechisch-römischen Geistes haben es möglich und seit F. A. Wolfs universalen Richtung üblich gemacht, dies Gebiet als *ein* Arbeitsgebiet zu umfassen^{***}. Diese auf die Praxis gegründete Berechtigung verliert jene Definition sofort, wenn wir auf das Gebiet der mittelalterlichen und modernen Philologie kommen: hier ist das Material so umfangreich und ungleichartig, erfordert so verschiedenartige Vorkenntnisse und Behandlung, daß es praktisch unmöglich ist, das gesamte geistige Leben auch nur *eines* Volkes im Sinne jener Definition als ein geschlossenes Arbeitsgebiet zu umfassen. Einmütig lehnen [79] daher die Vertreter der neuphilologischen Encyclopädie und Methodologie jene Definition als für ihr Gebiet praktisch unzulässig ab, sowohl G. Gröber[†], wie G. Körting^{††}, selbst K. Elze^{†††}, der die Definition Boeckhs aufnimmt, gesteht^{†*} zu, daß aus den angeführten praktischen Gründen die selbständige Abtrennung vieler Disziplinen, welche zu jenem Systems gehören, für die englische Philologie unerläßlich sei, und H. Paul^{†**} ist zwar im Prinzip gegen die Abtrennung einzelner geschlossener Disziplinen von der allgemeinen Einheit der Kulturwissenschaft, gesteht aber doch der Philologie als der speziell auf die Sprachdenkmäler basierenden Forschung eine relative Selbständigkeit zu. Ja, auch klassische Philologen finden neuerdings, angesichts des allseitig gewachsenen Stoffes, selbst das Gebiet des Altertums nicht mehr zu solch einheitlicher Behandlung geeignet^{†***}.“²⁸

Daß die Sprachwissenschaft, daß die Philologie eine eigene Wissenschaft mit eigenen Gesetzen ist, wird selbstverständlich heute niemand bestreiten. Daß sie jedoch isoliert, ohne Beherrschung der anderen Gesellschaftswissenschaften in speziellen Instituten betrieben werden soll, erscheint mir aber sehr zweifelhaft. Darum halte ich es für keine glückliche Lösung, separate Sprachinstitute und Literaturinstitute zu schaffen. Darum scheint es mir nicht nur für Erforscher

²⁷ Goethe-Briefe, a. a. O., Bd. VIII, S. 330.

^{*} Boeckhs Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften, herausgeg. von E. Bratuscheck, Leipzig 1877, 2. Aufl. von R. Klußmann 1886, S. 10 f., 16.

^{**} Boeckhs Enzyklopädie I. c. S. 11.

^{***} Vgl. C. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie, S. 540 f.

[†] In seinem Grundriß der romanischen Philologie, Straßburg 1886, Bd. 1, S. 142 ff., 2. Aufl. 1904/06, S. 187 ff.

^{††} In seiner Enzyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie, 1884, Bd. I, S. 83.

^{†††} In seinem Grundriß der englischen Philologie, 1. Aufl. 1887, Einleitung.

^{†*} S. 21.

^{†**} Im Grundriß der germanischen Philologie, 2. Aufl. 1901, Bd. 1, Abschn. I.

^{†***} Wie H. Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft 1882, F. Blaß im Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausg. von J. Müller, 1886, S. 142 f., 2. Aufl. 1892, S. 165 f. dazun. Dagegen J. H. Lipsius, Die Aufgaben der klassischen Philologie in der Gegenwart, Rektoratsrede Leipzig 1891.– Zu weit geht wohl M. Bonnet, La philologie classique 1892, wenn er die Philologie gar nicht als eine systematische Disziplin fassen will, sondern nur die zum Verständnis der Autoren praktisch nötigen Kenntnisse darunter versteht, Kenntnisse, die aus der Sphäre der Sciences historiques et morales zu entnehmen seien.

²⁸ E. Bernheim, Lehrbuch der Historischen Methode und der Geschichtsphilosophie, Leipzig 1908, S. 87 f.

alter Sprachen notwendig, Philosophie und Geschichte, politische Ökonomie und Kultur im Sinne von Kunst der Völker, deren Sprachen sie untersuchen, zu kennen, sondern genau so für die Erforscher von Sprachen der Feudalzeit oder anderer Gesellschaftsordnungen. Doch mehr: Es gibt Wissenschaften, die durch ihre institutionelle Trennung von anderen Wissenschaften forschungsmäßig mit Bestimmtheit leiden müssen. Genau aus diesem Grunde hat man die Erforschung einzelner Sprachen viele Jahrzehnte hindurch direkt mit Instituten für Schöne Literatur verbunden. Und das scheint mir auch heute noch richtig. In ähnlicher Weise hat man auch die Statistik, die ja ebenfalls eine eigene Wissenschaft ist, seit Jahrzehnten mit der Wirtschaftswissenschaft verbunden, und diese glückliche Verbindung hat sich auch bei uns an den Universitäten gehalten und bewährt. [80]

3. Zeitschriften sind Streitschriften

Wissenschaftliche Zeitschriften der Bourgeoisie waren zumeist und sind auch heute noch oft Organe wissenschaftlicher Schulen und damit zugleich Streitschriften für und gegen bestimmte Weltanschauungen oder Methodologien der Forschung. Nur wenn man sie so sieht, wird man ihre ganze Fruchtbarkeit für den Fortschritt der Wissenschaft verstehen. Gar nicht selten wurden die wichtigsten Meinungskämpfe in Zeitschriften ausgetragen. Oft hatten die Zeitschriften ein hohes wissenschaftliches Niveau, und sie sind von großer Bedeutung für die Erkenntnis der großen geistigen Ströme einer Periode in der Geschichte des Überbaus. Leider liest der Historiker oder Literaturwissenschaftler, der Politökonom oder Philosoph heute nur noch, wenn überhaupt, diesen oder jenen Artikel in diesem oder jenem alten Bande, nicht mehr den ganzen Band, so wie man ein Buch liest.

Welche Streitbedeutung solche Zeitschriften haben können, dafür ist der Briefwechsel Niebuhr-Boeckh ein gutes Beispiel.

Die Sache beginnt mit einem Brief von Niebuhr an Boeckh vom 13. März 1826 (Unterstreichungen von J. K.):

„Ein Brief von Hasse* wird Sie, liebster Boeckh, auf den gegenwärtigen vorbereitet haben. Sie werden also wissen, daß ich zu einer Sache gekommen bin, die ich mir am wenigsten erwartet, zur Theilnahme an der Redaction eines Journals. Ich bin bei den Haaren dazu gezogen und habe mich bequemt, um unsern jüngeren Freunden eine Gelegenheit zu verschaffen sich bekannt zu machen. Jezt stockt die Sache wieder daran, ob Sie in die Redaction eintreten wollen; denn ohne einen Philologen, der es ganz sei, geht es doch nicht: ich kann nur die historische Philologie vertreten, wo ein Gefährte wie Sie mir darum nicht minder erwünscht ist. *Ich glaube, liebster Boeckh, daß es Ihnen für sich und Ihr Verhältniß in der Wissenschaft nicht ungelegen kommen könnte, einen Punkt zu haben, wo wir mit Freundlichgesinnten oder Parteilosen zusammenstehen und den vor Hoffahrt toll gewordenen Leipzigern die Spize bieten, wenn es noth thut, im Ganzen aber unsere Art ruhig treiben und jene Wahnsinnigen durch Nichtbeachtung noch toller machen.* Was von Ihnen gefordert wird, ist sehr wenig: Ihr Name und soviel Theilnahme als Sie bequem gewähren können, dann daß Sie Leute, die Sie tüchtig finden, zur Mitwirkung veranlassen und Beiträge annehmen und prüfen. Sie werden nichts dagegen haben, daß ich aus den mir nähergelegenen Gegenden Beiträge unmittelbar annehme, auch rein philologischen Inhalts. Sie sind ja keiner von denen, welche einen nicht [zunft]** gerechten‘ was ich freilich noch immer nicht bin, als einen Bönhasen verachten und vertrauen [mir wohl]***, daß ich darin nichts verkehrtes machen werde.

Die pecuniären Bedingungen hat Hasse Ihnen ohne Zweifel angegeben, wahrscheinlich aber nicht gewußt, daß der Verleger sich verpflichtet, Ihnen alle Porto-Auslagen [81] zu erstatten.

* Professor der Rechte in Bonn.

** Durchlöcherte Steile im Brief.

*** Durchlöcherte Steile im Brief.

Doch müssen die Mitarbeiter ihre Aufsätze an Sie wie an uns hier portofrei oder durch Buchhändler schicken; die jezigen Portosätze sind nicht auf Einsendungen berechnet, weder die preußischen noch die Taxischen*. In der Ankündigung, deren Project an Sie abgehen wird, sobald Sie sich unseren Wünschen beifällig erklären, muß gesagt werden, daß *wir alle Speculationen über Urzeiten und dergleichen ausschließen; sonst bekommen wir rasende Sachen von Hüllmann***, der sich hier nicht abweisen läßt, ohne die Feindseligkeiten aufs äußerste zu treiben. Des Friedens wegen müssen wir sogar den kläglichen welken Welcker*** einladen.“²⁹

Es handelt sich um eine Zeitschrift – ihr Name ist „Rheinisches Museum“ – allgemein gesellschaftswissenschaftlichen Inhalts, in der jedoch die Altertumswissenschaft eine bedeutende Rolle spielen soll, und da Niebuhr sich mehr als Historiker fühlt, bittet er Boeckh, die mehr philologische Seite dieses Wissenschaftszweiges zu vertreten. Und was diese betrifft, so soll sie zu einer Streitschrift gegen die „vor Hoffahrt toll gewordenen Leipziger“ dienen. Von Niebuhrs Seite („kritische Richtung“) soll sie auch dem Kampf gegen die Spekulationen der „Urzeitler“ dienen.

Boeckh sagt zu und bemerkt ausdrücklich – das Wort ist von ihm unterstrichen –, daß Polemik in der Zeitschrift ihm sehr erwünscht sein wird (Brief vom 25. März): „Alle Tage, verehrtester Freund, war ich im Begriff auf Ihren lieben Brief vom 13. d. M. zu antworten und habe dazu nicht kommen können, theils weil ich bis letzten Mittwoch Vorlesungen halten mußte, und zwar drei Stunden täglich, um mit den Griechischen Alterthümern fertig zu werden, theils weil ich Besuch von auswärtigen Freunden habe, und die letzte Zeit, die noch übrig blieb, durch das Rectorat weggenommen wurde, welches ich für dieses Jahr anzunehmen für unumgänglich hielt, da ich es im vorigen Jahre aus Abneigung gegen das Geschäftsleben und Furcht vor Verdruß abgelehnt hatte. Endlich hielt ich eine sehr schleunige Antwort nicht für sehr nothwendig, da ich eben Hasen geschrieben hatte, daß ich die Ehre, die Sie mir erzeigen wollen, mit Vergnügen annehme, indem ich freilich darauf rechne daß die Bonner das Beste thun, und zugleich das bescheidene Bedenken habe, ob wir insgesamt jene Art unnützer Thätigkeit, die zur Redaction von Zeitschriften gehört, in gehörigem Grade besitzen. Wenn ich übrigens nur Zeit habe etwas zu leisten, so würde ich es gern thun; auch kann es mir allerdings erwünscht seyn, an einer Zeitschrift Theil zu haben, wenn es nöthig ist *Polemik* anzufangen, die ich übrigens, wie ohne Zweifel auch Sie, dann zumahl von Herzen hasse, wenn nur die Person und Partheisache dabei im Spiel ist.“

[82] Gleichzeitig teilt er Niebuhrs Meinung betreffend die Urgeschichte und Hüllmann: „Hüllmanns Arbeiten sind unverbesserlich, und er scheint für bessere Überzeugung durch Naturfehler unempfänglich, hat aber dennoch, was ich nicht begreife, Leute die ihm glauben.“ Was Welcker betrifft, so teilt er Niebuhrs Ansicht nur zum Teil und hebt vor allem dessen menschliche Erfreulichkeit hervor: „Seit langer Zeit bin ich mit ihm befreundet, liebe ihn seiner Milde wegen, ärgere mich jedesmal über seine Manier und seine Schwächen im Schriftstellerischen, und behalte dennoch wegen vieler guten Seiten, die doch in seinen Schriften unverkennbar sind, Achtung und Liebe für ihn. Und so würde ich ihn, wie Sie, ebenfalls eingeladen haben, ohne ihm zuviel Vollmacht zu geben.“³⁰

* Nach der Auflösung des Heiligen Römischen Reichs 1806 übernahmen einige Nachfolgestaaten die Einrichtungen der Taxis'schen Reichspost gegen Abfindung in Staatsregie, andere beauftragten die Familie mit der Weiterführung als Privatunternehmen, der Thurn-und-Taxis-Post, die bis 1867 wieder von Frankfurt aus geführt wurde.

** Karl Dietrich Hüllmann, 1818-1846 Professor der Geschichte in Bonn; vgl. Böckhs Recensionen von 1818 über einige seiner Schriften, Kl. Schriften 7, 220 ff.

*** Welcker war durch die 1819 gegen ihn eröffnete politische Untersuchung, die sich bis 1825 hinzog, in seinem Wirken gehemmt, hatte aber doch das akademische Kunstmuseum eingerichtet und 1824 seine bedeutende Schrift über die Aeschylische Trilogie Prometheus veröffentlicht. Gerechter urteilte über Welckers „edle Persönlichkeit“ *Job. Classen*, der seit 1827 Niebuhr nahe stand als Lehrer seines Sohnes; s. Kekulé Leben Welckers, S. 174 f. Welcker nahm an dem Rheinischen Museum zunächst nicht teil, lieferte aber 1828 und 1829 Beiträge dazu und übernahm nach Niebuhrs Tode die Herausgabe.

²⁹ Boeckh, S. 218 f.

³⁰ Ebendort, S. 219 f.

Wenig später, am 21. Mai, schreibt er an Welcker: „Sie werden wissen, daß Niebuhr und Hasse mich bewogen haben, Antheil an dem Bonner Museum zu nehmen und sogar als Redacteur aufzutreten. Rechnen Sie mir dieß nicht als Anmaßung zu; ich habe es ungern gethan, aber ich glaubte nicht es abschlagen zu dürfen ... Ich werde in diesen Tagen Niebuhr den Antrag thun, ob sie meinen Aufsatz über die Logisten aufnehmen wollen; ohnehin war es seine und Hasses Ansicht, durch das Museum den Leipziguern etwas entgegenzusetzen, und so paßt ja die Sache vollkommen zu ihrem Zweck.“³¹

Und so geht die Mitarbeit von Boeckh am „Rheinischen Museum“ seinen Gang.

Niebuhr und Boeckh waren beide Hegel sehr unfreundlich gesinnt, vor allem wegen dessen Position an der Universität und seines Einflusses auf das zuständige Ministerium. Schleiermacher ging aus den gleichen Gründen soweit, zum Führer derer zu werden, die Hegels Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften verhinderten.

In dem Brief, in dem er Boeckh zur Mitarbeit am „Rheinischen Museum“ auffordert, bemerkt Niebuhr auch: „Ich habe hier mit viel Freude gelesen; es ist viel Theilnahme und Empfänglichkeit bei unsern Jünglingen, und gesunde Philologie ist das beste Antidoton gegen Fanatismus. Das Ministerium aber läßt sich wissentlich von den Pfaffenfreunden bei der Nase führen und arbeitet nur auf den Hegelianismus. In den Ferien geht Schlegel nach Berlin, ... aus lauter Eitelkeit ein grundloser Narr; der Universität ist er keinen Schuß Pulver werth.“

Und Boeckh schließt sich dieser Einschätzung in seinem Antwortbrief so an: „Was Sie von Ministerium und Hegelianismus schreiben, entwickelt sich leider immer mehr und so ohne alle Scheu, daß auf die öffentliche Meinung gar keine Rücksicht mehr genommen wird.“³²

Als Boeckh an Niebuhr seinen ersten Artikel schickt, bemerkt er zu ihm: „Welcker im Prolog und Epilog zu erwähnen konnte ich nicht gänzlich umhin; im Epilog kommt auch Hegel vor, was Sie, wie es ist, als Scherz verstehen werden, denn wir sind eben keine Freunde.“³³

[83] Dagegen stand sich Boeckh mit dem Hauptschüler Hegels, Eduard Gans, gut, ja freundschaftlich in späterer Zeit.

Und nun geschieht folgendes: Hegel gründet eine Zeitschrift, die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“, und man fordert Boeckh auf, in die Redaktion einzutreten.

Boeckh folgt dieser Aufforderung und schreibt nach einigem Zögern folgenden Rechtfertigungsbrief an Niebuhr (24. Oktober 1826):

„Münchows* Rückkehr nach Bonn giebt mir eine gute Gelegenheit, verehrtester Freund, einige Zeilen an Sie zu schreiben, in welchen ich Ihnen zuerst melde, daß ich durch den Stud. Brüggemann Ihr kleines Schreiben vom 5. September empfangen habe und dem genannten auf alle mir mögliche Weise dienen werde. Meine Hauptabsicht jedoch, die ich unverhohlen ausspreche, ist die, Ihnen über eine Sache zu schreiben, die ich bei Ihnen nicht in falschem Lichte angebracht wünschte, was vielleicht schon geschehen seyn könnte, vielleicht und höchstwahrscheinlich geschehen würde, wenn es noch nicht geschehen ist.

Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben, daß sogenannte ‚Berliner Jahrbücher der Litteratur‘, oder was weiß ich, wie sie heißen sollen, herausgegeben werden sollen. Der Plan ist alt, und da wir hier überhaupt keinen Stützpunkt in einer Zeitschrift haben, bin ich niemals dagegen gewesen, obgleich ich niemals daran dachte, ernsthaften Antheil zu nehmen, da ohnehin meine Zeit hierzu sehr beschränkt und meine Neigung ganz gegen das Recensiren ist. Unerwartet war mir es, daß dieser Plan verwirklicht werden sollte, und noch unerwarteter, zu sehen, daß Hegel an

³¹ Ebendort, S. 167.

³² Ebendort, S. 219 f.

³³ Ebendort, S. 222.

* Karl Dietrich von Münchow, 1818-1836 Prof. der Mathematik in Bonn.

die Spitze trat. Indessen wurde ich von ihm aufgefordert, daran theilzunehmen, und so große Überwindung es mich kostete, und so lange und wiederholt ich mit mir kämpfte, entschloß ich mich aus vielen in der Sache, zum Theil auch in der Person liegenden Gründen, den Antrag nicht unbedingt von mir zu weisen. Ich habe seit vielen Jahren mit Hegel in einer ziemlich erklärten Spannung gestanden; sein ganzes Bestreben, seine unerträgliche Partheimacherei und vorzüglich die höchst verkehrte Begünstigung seiner Anhänger von oben herab, und selbst die unangenehme Art seines persönlichen Wesens haben mich beständig von ihm abgestoßen, und auch er war mir abgeneigt. Während meines Rectorats aber, welches Gott sei Dank nun zu Ende ist, habe ich ihm nach Pflicht und Gewissen Beistand leisten müssen und in einer Angelegenheit, worin ihn die philosophische Facultät meines Erachtens unverantwortlich stecken ließ. Ein gewisser Dr. v. Keyserlingk, Privatdocent hierselbst, hatte bei der Universität ein Circular erlassen, welches gefährliche Beschuldigungen der Hegelschen Lehre enthielt, die eine jenen schon oft dagewesenen Verfolgungen der Philosophen ähnliche Verfolgung veranlassen konnten. Indem ich diesem Unwesen steuerte und dem K. auf meinen Antrag vom Senat ein Verweis gegeben wurde, wie es sich durchaus gebührte, hat sich der Haß der Hegelschen Parthei gegen mich gelegt, und ich bin so in jenes mir übrigens noch ziemlich unbekanntes Institut der Jahrbücher hineingezogen worden. Wird dieses schlecht, so ist es eine gemeinsame Blame [Schuld] der [84] hiesigen Universität, wovon man es im Publicum doch nicht trennen wird; es scheint mir daher, dies müsse, wer Gelegenheit hat, zu vermeiden suchen, und es ist vielleicht möglich, daß ich Nachtheil verhüte; wo nicht, kann ich mich noch immer zeitig genug wieder zurückziehn. Überdies liebe ich die Ruhe; hätte ich allen Antheil verweigert, so würde man die Waffen gewiß bald auch gegen mich gekehrt haben, da ich jetzt gerade der Bosheit der Gegner ausgesetzt bin. Ich würde zwar diese verachten, wenn alle Freunde so zuverlässig wären als Sie, aber die hiesigen sind theils alt und schwach, theils unzuverlässig und lächeln im Stillen, wenn ich einen Hieb bekomme.

Doch genug hiervon; Sie werden mich, denke ich, verstehen und richtig beurtheilen.“³⁴

Ganz offenbar fühlt sich Boeckh sehr unwohl in seiner Position zwischen den Parteien. Er sucht seinen Beitritt theils als einen taktischen Schachzug, als Mittel der „Neutralisierung der Hegelianer“, theils als Dienst an der Universität zu rechtfertigen. Niebuhr antwortet nicht und so schreibt Boeckh ihm von Neuem am 29. November:

„Ich habe Ihnen neulich davon geschrieben, daß ich den Berliner Jahrbüchern beigetreten bin ... übrigens bin ich bestrebt zu bewirken, daß die Partei, die die Berliner Jahrbücher gestiftet hat, neutralisiert werde, und ich habe davon schon jetzt, vielleicht nach den Regeln der Klugheit, die ich nicht immer beobachtete, zu früh, einen unzweideutigen Beweis gegeben, welcher auch die, die meinen Beitritt gemißbilligt haben, zu dem Geständniß gezwungen hat, sie seien mir Dank schuldig, daß ich mich mit eigener Aufopferung vor den Riß stelle, um die Parthei zu bekämpfen. Ich habe in der ersten Versammlung, bei der ich gegenwärtig war, verlangt, damit man sähe, daß diese Anstalt nicht einer Parthei dienen und einer bestimmten Farbe huldigen solle, sollte die Gesellschaft Schleiermacher und Savigny einladen theilzunehmen; auch Süvern habe ich vorgeschlagen. Ich habe einen gewaltigen Sturm erregt, habe aber wenigstens jetzt schon soviel gewonnen, daß Einzelne zur Einsicht kommen. Ob ich etwas mehr werde wirken können, muß sich zeigen; wo nicht, so bleibt mir der Rückschritt immer offen. Doch glaube ich wirklich, es wird nicht halten. Denn dieser Hegel ist wirklich ein verwünschter Mensch, und jedesmahl daß ich mit ihm wieder in Beziehung komme, gehe ich nach den entgegengesetzten Polen wieder mit ihm auseinander. Doch genug für heute. Bleiben Sie mir in Freundschaft gewogen.

Von ganzem Herzen und mit innigster Verehrung Böckh.“³⁵

Geradezu komisch, das schlechte Gewissen, das Boeckh haben muß, weil er in die Redaktion einer anderen Zeit- bzw. Streitschrift eingetreten ist. Wie rührend, daß er Niebuhr vor allem

³⁴ Ebendort, S. 224 f.

³⁵ Ebendort, S. 226 f.

gleich von dem ersten Streit, den er in der neuen Zeitschrift gehabt hat, berichtet; und am Schluß wählt er die in ihrem Briefwechsel ungewöhnlichen Worte „von ganzem Herzen“.

Am gleichen Tage schreibt er an Welcker: „Sie werden wahrscheinlich wissen, daß hier auf Hegels und seiner Parthei Veranlassung ‚Jahrbücher der Litteratur‘ heraus-[85]kommen sollen und wirklich nächstens herauskommen werden. Da man sich um mich dabei bemühte, habe ich nicht abschlagen mögen, zumal da ich allerdings darauf sehen muß, der Intrigue der Leipziger Partei wenigstens insofern negativ entgegenzutreten, daß ich mir nicht geradezu neue Feinde mache. Auch hoffte ich und hoffe es noch, die Partheilichkeit gegen andere durch meinen Beitritt etwas zu mildern und möglichst eine Vermittelung zu bewirken. Gans, den ich für so übel nicht halte als viele, hat mir gesagt, er habe wegen Ihres Beitritts auch an Sie schon geschrieben, und ich bitte Sie, uns zu unterstützen. Ich wünschte allerdings, daß die Zeitschrift ordentlich würde. ... Man hat mir diesen Beitritt zu den Jahrbüchern zum Theil übel ausgelegt. Alle, die dies thaten, haben nur an ihre Leidenschaften gedacht, und nachdem sie sahen, daß ich gerade die Partheilichkeit aufzuheben bestrebt bin, denken sie schon gemäßigter. Wie sehr wollte ich, daß auch die Bonner in sich gingen und ihre Parthei wollte Frieden machen! Diese verdammten Händel, die doch überall nur in der Selbstsucht gegründet sind, verbittern alle wissenschaftliche Thätigkeit. Ich bin gerade in dieser Hinsicht mit Niebuhr gar nicht einverstanden, der den Zunder, wie es scheint, anfacht. Im Vertrauen gesagt (denn geklatscht soll es nicht sein, und ich bin überzeugt, daß Sie davon gegen Niemanden etwas fallen lassen) habe ich auch gelegentlich über Sie an ihn geschrieben, und es war mir verdrießlich, so viel Vorurtheil bei ihm zu finden, was nur auf den Häkeleien beruhen kann, die Ihre Universität beunruhigen.“³⁶

Endlich – am 12. Dezember antwortet Niebuhr: „Ihr Brief vom 24. October, lieber Böckh, ist viel später, als Sie wohl vermutheten, in meine Hände gekommen; daher bin ich Ihnen die Beantwortung doch nicht so gar lange schuldig und ich hätte Ihnen gleich geschrieben, wäre sein Inhalt, ein Gerücht bestätigend, dem zu glauben ich mich sträubte, weniger peinlich gewesen. Ihr zweiter freundlicher Brief, den ich gestern erhalten, mahnt mich stillschweigend, und nun liegen zwei ausführliche Briefe auf meinem Schreibtisch worin ich Ihnen meine Ansicht über den unglücklichen Schritt, wozu Sie sich haben bewegen lassen, ganz offen aussprach. Da es nichts helfen kann und Sie sich doch wohl durch meine Offenheit gekränkt fühlen würden, so soll keiner von beiden abgehen, so wenig der zweite als der zuerst verworfene. Meine Ansicht sehen Sie hieraus zur Genüge. Nun kenne ich wohl Ihre Sinnesart und denke mir, daß Sie mir Schuld geben werden, die Sache zu übertreiben und zu schwer zu nehmen. Die Zeit wird kommen, wo Sie einsehen, wohin man Sie gebracht hat. Bis dahin lassen Sie zwischen uns kein Wort über die Sache weiter vorfallen, die mir für Sie durchs Herz geht. Lassen Sie uns Ihre neuen Verhältnisse so unberührt lassen, als wenn Sie Ihre Religion verändert hätten. Ich will mich nicht über das beschweren, worüber ich das vollste Recht hätte es zu thun; Sie müssen aber nun keinen Anspruch machen, daß unser Verhältniß mich abhalte zu thun, was ich mir, Freunden und der Litteratur schuldig zu sein glauben werde, auch wenn es Ihnen unangenehm fiele. Sie rechnen mich zu den ‚zuverlässigsten Freunden‘; daß ich das bin, weiß ich und noch jetzt biete ich gegen andre wie gegen mich selbst alle Entschuldigungsgründe für Sie auf und vermische Sie nicht mit Ihren unsauberen Associirten; aber [86] mir einbilden, daß schwarz weiß sei, und mich den Fehlern eines Freundes aufopfern kann ich nicht.“³⁷

Und damit ist der Briefwechsel beendet. Niebuhr entfernte Boeckh aus der Redaktion des „Rheinischen Museums“ – „ausgestrichen aus dessen Redaktoren“ nennt Boeckh es in einem Brief an seinen Freund Friedrich Wilhelm Thiersch.³⁸

³⁶ Ebendort, S. 170 f.

³⁷ Ebendort, S. 227.

³⁸ Ebendort, S. 253.

Hoffmann schildert das Ende der Beziehungen so: „Böckh lieferte für das erste Heft (des ‚Rheinischen Museum‘ – J. K.) seine Abhandlung über die athenischen Rechenschaftsbehörden, doch ehe das zweite erschien, trat ein Zerwürfnis ein. Niebuhr faßte die Beteiligung Böckhs an der in Berlin neugegründeten Zeitschrift ‚Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik‘ als Abwendung von der seinigen auf und schrieb an Böckh einen erregten Brief, auf welchen dieser nicht erwiderte; Böckhs Teilnahme am Rheinischen Museum war damit abgebrochen, um so mehr, da er mit dem Inhalt der zunächst folgenden Hefte nicht durchweg einverstanden war und die von Niebuhr verfügte Ausschließung Welckers mißbilligte. Treffend urteilt Böckh in seinen Briefen an Otfried Müller: ‚Niebuhr ist zu heftig und fest in Haß und Liebe‘ und ein andermal: ‚Er kann nicht ohne Leidenschaft schreiben‘.“³⁹

Erstaunlich die Heftigkeit des wissenschaftlichen Meinungsstreits damals und die engen Bewegungsgrenzen, die er dem Wissenschaftler in der Mitarbeit an Zeitschriften und erst recht an der Mitredaktion setzte.

Man kann nicht sagen, daß Boeckh sich bemühte, über den Parteien zu stehen. Wahrlich nicht, wenn man an seinen Streit mit den „Leipzigern“ denkt. Auch soll man ihm nicht glauben, wenn er öfter erklärt, wie zuwider ihm „all der Hader“ sei – zuwider ist ihm nur der persönliche Angriff, im Gegensatz zum wissenschaftlichen, und auch der letztere ist ihm nicht immer unangenehm, wenn es gegen ihn selbst geht. Aber zweifellos war er nicht so streitsüchtig wie Niebuhr und nicht so rigide und nicht so leicht so tief gekränkt.

Natürlich ist es grotesk, ihm einen „Verrat an der alten Religion“ vorzuwerfen, wie es Niebuhr tut. Aber daß Boeckh sich in seiner Haut nicht wohl fühlte, als er, meiner Ansicht nach durchaus vernünftigerweise, sich nicht weigerte, an der Hegelschen Zeitschrift mitzuarbeiten, bzw. in die Redaktion einzutreten, ist offenbar. Es ist gerade diese Tatsache, die zeigt, wie eng das wissenschaftliche Leben damals war, nicht nur voller persönlicher Reibereien, was nicht unnatürlich, sondern voller Cliquen und Sekten.

Auf der anderen Seite darf man nicht übersehen, welchen große Bedeutung all solche Tendenzen, wenn sie sich nicht auswachsen, wenn sie in vernünftigen Grenzen blieben, für den Fortschritt der Wissenschaften hatten. Immer waren es Einseitigkeiten, die die Wissenschaften vorangebracht haben – einschließlich der von Engels für sich und Marx festgestellten Einseitigkeit der Überbetonung der Rolle der Basis gegenüber dem Überbau. Der wägende Ausgleich kann leicht geschaffen werden, nachdem sich einmal durch die Einseitigkeit ihrer Vertretung die richtige Einsicht durchgesetzt hat. [87]

³⁹ Ebendort, S. 79.

IV. Kapitel: Der Briefwechsel zwischen A. v. Humboldt und Varnhagen von Ense – Zum Problem des Stils

1. Zu Varnhagen von Ense

Als der regelmäßige Briefwechsel zwischen den beiden am 25. September 1827 beginnt, ist Alexander von Humboldt der anerkannt bedeutendste Naturwissenschaftler Deutschlands und Varnhagen ein bekannter Literaturwissenschaftler mit historischen Neigungen, der Mann der Rahel, der geistreichsten Frau Deutschlands im 19. Jahrhundert, die den bedeutendsten Salon in der Geschichte Deutschlands hatte.

Dreißig Jahre später, am 12. Oktober 1858, schreibt der 89jährige Humboldt, angesehen wie kein anderer Wissenschaftler in der Welt, an Ludmilla Assing, die Nichte von Varnhagen, seinen Beileidsbrief zum zwei Tage zuvor erfolgten Tode seines 73jährigen Freundes (am Tage zuvor hatte er von seinem Gönner, dem Könige Friedrich Wilhelm IV., der gerade hatte abdanken müssen, Abschied genommen):

„Welch ein Tag der Erschütterung, der Trauer, des Unglücks für mich, der gestrige. Ich war von der Königin nach Potsdam beschieden, um von dem König Abschied zu nehmen. Er war weinend vor tiefer Rührung. Ich komme nach Hause, Nachmittag gegen 6 Uhr und erbreche Ihren Schmerzensbrief, theure, liebe, geistreiche Freundin! Er früher dem Irdischen entzogen, als ich der Neunzigjährige, der Alte von den Bergen. Es ist nicht genug zu sagen, daß Deutschland einen großen Schriftsteller, den verlor, der die Sprache am edelsten zum Ausdruck der zartesten Empfindungen zu modeln wußte – aber was ist die Form bei so viel Scharfblick, so prägnanter Geistigkeit, solchem Seelenadel, solcher Weltklugheit. Was Er mir war, was er mir dem nun ganz Vereinzelten war, das können Sie in Ihrem schönen, feinen Sinne allein ganz fassen. Ich werde bald kommen es Ihnen zu sagen.

Mit tiefem Seelenschmerze Ihr
Al. Humboldt.“¹

Karl August Varnhagen von Ense war 1785 geboren und nach einem unsteten Jugendleben, Dienst in der österreichischen Armee und bei Oberst Tettenborn während der sogenannten Befreiungskriege, im preußischen diplomatischen Dienst gelandet. In der Einleitung zu seiner Ausgabe der „Denkwürdigkeiten des eignen Lebens“ von Varnhagen schreibt Joachim Kühn: „Im Gefolge Tettenborns macht Varnhagen den Feldzug gegen die Dänen mit; als er beendet ist, marschiert er mit ihm durch Nordwestdeutschland an den Rhein, und Anfang 1814 nimmt er an dem großen Ringen der [88] Verbündeten mit Napoleon teil, jener ‚Campagne de France‘, die das Genie des Imperators noch einmal im hellsten Lichte zeigt. Als er endlich niederbricht, nimmt Varnhagen mit Tettenborn in Paris Quartier, und damit beginnt ein Leben, wie es sich Varnhagen von jeher gewünscht hat, voll gesellschaftlicher und politischer Anziehungen, durch zahllose persönliche Beziehungen angeregt, die sich mit den führenden Diplomaten und Generalen der Zeit anknüpfen; er sieht Wilhelm von Humboldt, er sieht Hardenberg, und dieser beauftragt ihn mit politisch-publizistischen Aufgaben, die er mit gewandter Feder zur Zufriedenheit des Staatskanzlers löst. Als der Pariser Frieden im reinen ist und die Verbündeten einen großen Weltkongreß nach Wien einberufen, der das Schicksal Europas auf Jahrhunderte hinaus festlegen soll, da bestimmt ihn Hardenberg zum publizistischen Begleiter der preußischen Delegation. Ehe Varnhagen ihm nach Wien folgt, eilt er nach Berlin, und hier läßt er sich am 24. September 1814 mit Rahel trauen ... Als dann im März 1815 in den tanzenden Kongreß wie eine Bombe die Nachricht von der Rückkehr Napoleons nach Paris hineinplatzt, da verfügt sich Varnhagen mit Hardenberg nach Berlin und tritt in seinem Gefolge im Juni die Reise nach

¹ Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagen's Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt (künftig zitiert als: Briefe), Leipzig 1860, S. 400.

Frankreich an. Sie geht in einem Zuge nach Paris, denn Napoleon ist inzwischen bei Waterloo vernichtend geschlagen worden und dankt zum zweiten Male ab, und in Paris wiederholt sich nun das schillernde Treiben, das sich bereits im Vorjahre dort entfaltet hatte ... Und auch politisch hat Varnhagen den festen Standpunkt gefunden, der sein ganzes weiteres Leben bestimmt; er weiß, daß die Regelung, die von den Staatsmännern der Verbündeten angestrebt wird, die Regelung der *äußeren* Verhältnisse Europas auf Grund der Heiligen Allianz, die Regelung der *inneren* Verhältnisse Europas auf Grund des Legitimitätsprinzips ein Unding ist, weil sich die im Kampf gegen Napoleon wach gewordenen Völker nicht mehr dauernd von Diplomaten niederhalten lassen, und so schreibt er am 29. Juli 1815 bedenklich an Rahel: „Wir meinen hier die Revolution zu beendigen mit der Rückkehr zur sogenannten Legitimität: ach, arme Kinder! Das Werk ist jetzt anderen Arbeitern übergeben, aus allen Nationen zusammengebrachten, wenn auch wirklich die Franzosen davon entlassen wären, was ich doch nicht glaube; es geht hier wie in dem Spiel mit dem Ringe an der Schnur im Kreise, sie suchen die Revolution hier, während sie schon längst beim Nachbarn abgegeben worden!“²

Von 1816 bis 1819 war Varnhagen preußischer Geschäftsträger und dann Ministerresident in Karlsruhe, wo er eng mit den süddeutschen liberalen Kräften zusammenarbeitete. Infolgedessen wurde er abberufen. Man bot ihm einen entsprechenden Posten in Washington an, den er aber ablehnte, da er sich nicht soweit von den „Ereignissen in Deutschland“ entfernen wollte. Der Vierunddreißigjährige wurde darauf als Geheimer Legationsrat zur Disposition gestellt. „In den folgenden Jahren ist er dem preußischen Außenministerium teils als offiziöser Publizist, teils als Spezialbeauftragter in delikaten Angelegenheiten wiederholt zur Hand gegangen, solange an seiner Spitze ein Staatsmann wie Graf Bernstorff stand, der die vernichtenden Folgen einer rückschrittlichen Politik für Preußens Stellung in Deutschland erkannte. Als dann jedoch der Erzreaktionär Ancillon die Leitung der preußischen Außenpolitik [89] übernahm, da hat Varnhagen dem auswärtigen Dienst endgültig den Rücken gekehrt.“³

„Nach außen hin hat er sich von da ab (wie schon vorher) vor allem als Geschichtsschreiber der jüngsten Vergangenheit betätigt. Was er für die Aufhellung als Biograph geleistet hat, ist heute fast vergessen; die Zeitgenossen haben seine Bücher um so höher gestellt, seine ‚Biographischen Denkmale‘, die zwischen 1824 und 1829 erschienen, seine Feldherrnportraits, die in die ersten dreißiger Jahre fielen, seine kulturgeschichtlichen Studien, die gleichfalls in biographischer Form einzelne literarische Persönlichkeiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts umrissen, seine friderizianischen Charakterköpfe, die zwischen 1834 und 1844 herauskamen, sie alle haben in den Salons wie in den Studierstuben der Biedermeierzeit den größten Anklang gefunden, und selbst ein so hartnäckiger und kurzsichtiger Verkleinerer Varnhagens wie Rudolf Haym hat ihm nach seinem Tode nicht das Verdienst absprechen können, ‚die Geschichte Preußens, eine Geschichte, die namentlich in ihren früheren Partien allen Schulknaben viel trockener erschien als die Geschichte sowohl des alten Rom und Griechenland, wie die sämtlicher anderer Nationen des neuen Europa, mit einem bisher fast unbekanntem Reize zu versehen, der sie der Phantasie und dem Gedächtnis einprägte.“⁴

Goethe schätzte Varnhagens Verständnis für die „Wanderjahre“ und schreibt über ihn: „Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannigfach besonders auch des Wohlwollens gegen die ‚Wanderjahre‘ dankbarlichst erfreuen, welches mir bis jetzt dreifältig zu Gesicht gekommen. Ein tief sinnender und -fühlender Mann, Varnhagen von Ense, der, meinen Lebensgang schon längst aufmerksam beobachtend, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, hat im ‚Gesellschafter‘ die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen

² K. A. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Berlin 1922, S. XX f.

³ Ebendort, S. XXII f.

⁴ Ebendort, S. XXIII.

und Sinnesweisen hierdurch am besten zur Sprache bringen und sein eignes Empfinden mannigfach und anmutig an den Tag geben kann.“⁵

Von dem zwischen 1824 und 1830 erscheinenden Werk Varnhagens „Biographische Denkmale“ besprach Goethe den ersten und vierten Band. Vom ersten Band sagt er:

„Mit vielem Vergnügen hab’ ich diese glückliche Arbeit durchgelesen; sie erinnert an Plutarchs Zusammenstellung ähnelnder Lebensweisen; jedoch beziehen sich die drei hier aufgeführten Personen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neuhof, sind eigentlich höchst mannigfaltige Variationen desselben Themas. ...

Dank sei daher im allgemeinen dem Verfasser, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart grenzende Epoche so klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite besonders, daß er meine frühesten Jugenderinnerungen wieder aufgefrischt. Denn das ist, bei manchem Entbehren, der große Vorteil des hohen Alters, [90] sich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als persönlich gegenwärtig anzuschauen.“⁶

Die Besprechung des vierten Bandes schließt Goethe: „Und hiemit sei denn auch dem werten Verfasser dieser Biographien von meiner Seite Dank gesagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Bestreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen, die zunächst unsre Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeistes, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern. Klarheit nötigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen tätigen Friedens.“⁷

Zu seiner Ausgabe der „Denkwürdigkeiten“ macht Kühn folgende, für uns hier ganz besonders interessanten Ausführungen:

„Mit Ausnahme der Streichungen ist nichts an Varnhagens Text geändert worden, und wenn es auch verführerisch gewesen wäre, die allzu enge Einschachtelung seiner Sätze zu beseitigen, die übergroße Anzahl pedantischer Kommas, zögernder Semikolons und pathetischer Ausrufungszeichen zu beseitigen, um die Erzählung ungehinderter von Punkt zu Punkt strömen zu lassen, so wäre dieser Eingriff doch ein solches Attentat gegen das Eigentümliche der Varnhagenschen Sprache gewesen, daß sie eine Änderung an ihrer Substanz bedeutet hätte. Varnhagens Zeitgenossen wären vielleicht pietätloser gewesen, denn sie hielten Varnhagens Schreibweise durchaus nicht für so vorbildlich, wie man das heute glaubt: Hebbel hat in seinem Tagebuch 1838 notiert, Varnhagen schreibe gut, aber nicht vorzüglich; gut, weil er im Ausdruck wie im Gedanken das Trennende trenne, nicht vorzüglich, denn er tue das nicht mit Bewußtsein, er ringe nach dieser Form; Laube hat Varnhagens Stil als ‚Zölibatstil‘ bezeichnet und gesagt, ‚der Satz ist reinlich und gefältelt wie Klosterwäsche, die Gedanken kommen in Prozessionsordnung mit kurzen Schritten heran, die Worte sind züchtig und schmucklos, es ist ein still, klug und geordnet waltendes Leben darin, nur kein bewegendes, fortreibendes, kein schaffendes‘, und Varnhagen selbst hat einmal mit Unzufriedenheit von seinem ‚stolzen Periodenbau‘ gesprochen. Und trotzdem läßt sich die allzu reichliche Zeichengebung aus Varnhagens Sätzen nicht wegdenken. Sie ist Stil, denn indem sie den Satz in logische Abteilungen zergliedert, gibt sie den einzelnen Worten eine ganz besondere Bedeutung, und was sich in weniger kurzen Einschnitten gekünstelt und gezwungen ausnimmt, erhält erhöhten Wert, wenn das Auge immer wieder durch die Barre eines Kommas oder die Hürde eines Semikolons zur ruhigeren Lektüre gemahnt wird. Hat man dies Geheimnis entdeckt, so begreift man, wenn Heine in seinem viel

⁵ Cotta, Bd. 37, S. 219 f.

⁶ Ebendort, S. 277, 279.

⁷ Ebendort, Bd. 38, S. 99.

zu wenig gelesenen Buche ‚Über Deutschland‘ sagt, in Varnhagens Worten steckten Gedanken, die so groß seien wie die Welt. Freilich ist Varnhagens Stil mit den Jahren sehr bewußt geworden, er hat mit den [91] Worten raffiniert, je mehr sie durchblicken ließen, desto lieber waren sie ihm, und so läßt sich nicht weglegen, daß man hier und da einen einfacheren, treffenderen Ausdruck vorzöge. Wenn Rudolf Haym ‚diese umbiegende, ausbeugende, leisetretende, flüsternde, düftelnde Schreibweise‘ in Grund und Boden kritisiert und behauptet, daß Varnhagen das Talleyrandsche Wort von der Sprache zu Ehren gebracht habe, wenn Gutzkow gelegentlich Varnhagens Sprache ‚entnervt‘ nennt, so ist das in dieser allgemeinen Form zu hart und voreingenommen, trifft indessen auf einzelne Partien der Varnhagenschen Schriften, in denen sein Stil zur Manier erstarrt ist, tatsächlich zu.

An der Herausbildung dieser Manier ist zweifellos der Goethesche Altersstil beteiligt gewesen.“⁸

Wir haben so ausführlich zitiert, weil gerade Probleme des Stils eine so große Rolle im Briefwechsel zwischen Humboldt und Varnhagen spielen.

2. Zu Alexander von Humboldt

Als Ludmilla Assing anfangs 1860 die Briefe Humboldts an Varnhagen herausgab, kam es zu einem Skandal, der aber nur die Wirkung hatte, daß noch im gleichen Jahre vier weitere Auflagen der Briefe erschienen. Beigefügt zu den Briefen Humboldts waren einige erhalten gebliebene Briefe Varnhagens, einige Auszüge aus seinen Tagebüchern sowie Briefe anderer an Humboldt, die er Varnhagen für dessen Briefsammlung – er selbst vernichtete die meisten Briefe, die er erhielt –, gesandt hatte. Von diesen letzteren schreibt Assing: „Die Briefe vieler anderer berühmter und ausgezeichneten Personen, welche beigefügt sind, zeigen Humboldt in seinem ausgebreiteten Weltverkehr, in seinen mannigfaltigen Beziehungen zu Gelehrten und Schriftstellern, zu Staatsmännern und Fürsten, die sich ihm huldigend nahten.“⁹

Ja, Assing hatte recht, die Staatsmänner und Fürsten huldigten Humboldt. Niemals zuvor hat ein Wissenschaftler eine so einzigartige Position in der Geschichte eingenommen wie Humboldt. Die Großen der Welt, ob hochgebildete Reaktionäre wie Metternich, ob Ehrgeizlinge, die einst fortschrittlich waren, wie Guizot, ob der Prinzgemahl der Königin Victoria von England, der König von Dänemark ebenso wie die bedeutendsten Wissenschaftler der Welt – sie alle schreiben dem Günstling Friedrich Wilhelm des IV., des Königs von Preußen, der seinem König ergeben Gesellschaft leistet und so dem Fortschritt der Wissenschaft in Preußen, in Deutschland, in der Welt dient, ohne Illusionen über die eigene Position, ohne Illusionen über den Zustand der Welt.

Eckermann berichtet am 11. Dezember 1826 von einer Bemerkung Goethes über Humboldt: „Ich fand Goethe in einer sehr heiter aufgeregten Stimmung. ‚Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen‘, sagte er mir sehr belebt entgegen. ‚Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen‘ er hat an Kenntnissen und leben-[92]digem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt.“¹⁰

Am 3. Dezember 1841 endet der 72jährige Humboldt einen Brief an Varnhagen mit den Worten „Es ist für mich eine trübe, schwere Abendluft“, und unter dem gleichen Datum notiert Varnhagen

⁸ A. a. O., S. XXV f.

⁹ Briefe, S. IX.

¹⁰ Goethes Gespräche mit Eckermann, a. a. O., S. 239.

in sein Tagebuch über dieses Briefende: „Es ist hart, Humboldt zu sein, und das sagen zu müssen, auf dem Gipfel der Ehren, in der Fülle des Ruhmes! Er hat in der That wenig Freude, und nur seine satyrische Munterkeit macht ihm das Leben hier noch etwas erträglich.“¹¹

Am 30. März 1847, als die politischen Verhältnisse sich zuzuspitzen beginnen, notiert Varnhagen: „Wie ich wieder zu Hause bin, kommt Humboldt und bringt mir ein Pack Manuskript, die Briefe seines Bruders an Frau Diede. – Humboldt sieht die hiesigen Sachen so verzweifelt an, als ich, tröstet sich aber damit, daß die geschenkten Verfassungen von Haus aus nichts taugen, und daß am Ende schon etwas Gutes hervorgehen wird; er ist auf Heftigkeiten aller Art, Polizeigrimm, Volkswuth, Truppeneinwirken gefaßt. Der König, meint er, ahndet dergleichen nicht, ist seelenvergnügt, hat seine Eröffnungsrede fertig, und denkt nicht weiter an den 11. April und seine Folgen. Mit Humboldt hat er über die Ständesache nie ein Wort gesprochen.“¹²

Und am 11. Juli des gleichen Jahres: „Heute früh unerwartet Humboldt bei mir, ganz rüstig und munter. Er will nicht eigentlich krank gewesen sein. Er sagt, der König lebe in einem Taumel von Vergnügen, sei oft ausgelassen lustig, denke nicht mehr an den Landtag außer wenn er an ihn erinnert werde, dann freilich sei er ernst und finster. Die Minister aber sind höchst erbittert, besonders Savigny und Eichhorn, und am meisten Bodelschwingh, der noch jetzt den König zu scharfen Maßnahmen reize, dagegen Canitz diesmal mild und versöhnlich wirke. Bodelschwingh kann es den Ständen nicht verzeihen, daß sie ihn um seinen geträumten Sieg gebracht, um seine geträumte Premierministerschaft.“¹³

Wie radikal Varnhagen denkt, zeigt eine Tagebuchnotiz vom 10. Mai 1849, als die Reaktion schon triumphiert: „Was ich thun mag, im Wachen, im Schlaf, immer drückt mich der Alp dieser Tageszustände, obschon ich recht gut weiß, daß es eben nur Zustände des Tages sind, daß die Vergeltung nicht ausbleibt, und daß die Zukunft reiche Früchte bringt. *Auf*, mein Vaterland! *auf* denn! Durch Bürgerkrieg mußt du hindurch, so gehe muthig deinen Weg, und alle Schuld des Blutes falle auf die Häupter, die dich auf diesen Weg zwingen – Hier sind es nicht die augenblicklichen Erfolge, sondern die Mißerfolge, welche die Volkssache fördern.“¹⁴

Humboldts Brief vom 2. Juli 1850 beginnt mit den Worten: „Ich freue mich in [93] dieser trüben Reaktionszeit ein so liebenswürdiges Lebenszeichen von Ihrer Hand, theurer Freund, zu empfangen.“¹⁵ Ein Brief vom 1. November 1851 endet: „In alter Anhänglichkeit in trüber matter Zeit geschrieben von“ ...¹⁶

Im gleichen Monat, am 24. November, notiert Varnhagen in sein Tagebuch: „Einflüsterungen, die man gegen Humboldt versucht. Die Kleinen und Mittelmäßigen, die wohl fühlen, daß sie gegen einen Großen nichts sind, vereinigen sich gegen ihn neidisch und gehässig, und glauben dadurch etwas zu sein. Einer kommt lächelnd zum andern, vertraut ihm die Abneigung, die er empfindet, die Schwächen und Mängel, die er entdeckt hat, der andre nimmt das freundlich auf, antwortet in gleicher Weise, sie drücken sich vergnügt die Hände, und sind festverbundene Freunde gegen den Helden. Die angeblich Treuesten geben sich zu solchen Ränken hin. Einzeln bedeuten sie nichts, aber in der Masse wirken sie als solche, bedrücken den Tag, hemmen und verderben das Gute, untergraben Lust und Stimmung. Von solchem Gezücht hat Goethe gelitten, leidet Humboldt. Ich kenne dergleichen aus Erfahrung, an Rahel hab' ich die Fülle davon erlebt! Die Brüder, die Nichten, wie gerne waren sie einig mit den untergeordnetsten Leuten, ihre vereinigte Mittelmäßigkeit höher zu stellen als die Genialität des Herzens und Geistes, von der sie sich doch stets erhellen und erwärmen ließen! Humboldt's Schwächen sind bekannt, er

¹¹ Briefe, ebendort, S. 102 f.

¹² Ebendort, S. 238.

¹³ Ebendort, S. 239.

¹⁴ Ebendort, S. 241.

¹⁵ Ebendort, S. 253.

¹⁶ Ebendort, S. 257.

thut nicht geheim, er läßt sich sehen wie er ist; aber seine Größe bleibe unangetastet, die Größe seines Geistes, wie die nicht mindere seines Herzens! Und achtzig Jahr, – Welch ein Bollwerk! wer darf es wagen, dawider anzustürmen?“¹⁷

Am 5. Februar 1852 schreibt Humboldt an Varnhagen über die Ereignisse in Paris, wo Napoleon III. gerade seinen Staatsstreich, der ihn zum Präsidenten auf 10 Jahre gemacht, durchgeführt hatte: „Meine Meinung ist von jeher gewesen, daß die wildeste Republik den geistigen Fortschritten der Menschheit und dem Bewußtsein ihrer Ehrenrechte nicht so viel und so langdauernd schaden kann, als le régime de mon oncle, le despotisme éclairé, dogmatique, mielleux*, der, welcher alle Künste der Zivilisation anwendet, um den Willen und die Laune eines Einzigen herrschen zu lassen. Lesen Sie, um den Abscheu vor solcher Erniedrigung, die wie eine Pest sich zu verbreiten droht, zu vermehren, im heutigen Journal des Débats (vom 3. Februar) die Gründe, welche eine Empfehlungsliste der Wählbaren (laut dem Constitutionnel) nothwendig macht. In der gestrigen Spener'schen Zeitung war schon ein Inserat von ähnlichen Vorschlägen für die zweite Kammer bei uns!“¹⁸

Traurig beginnt ein Brief Humboldts vom 13. März 1853: „Ich bin, theurer, vieljähriger Freund, bei den Verwirrnissen meines öden Lebens, in einer moralisch so schmachvollen Zeit, in der Geistesverwirrung und Ungewißheit, ob ich Ihnen den siebenten Band der gesammelten Schriften meines Bruders schon gesandt habe!“ Doch wie großartig endet er: „Und in welchem Zustande verlasse ich die Welt, der ich 1789 erlebte und mitfühlte – aber Jahrhunderte sind Sekunden in dem großen [94] Entwicklungs-Prozesse der fortschreitenden Menschheit. Die ansteigende Curve hat aber kleine Einbiegungen, und es ist gar unbequem sich in solchem Theile des Niederganges zu befinden.“¹⁹

Das Leben beider neigt sich dem Ende zu. Am 27. Februar 1857 notiert Varnhagen in sein Tagebuch: >„Sollten wir Humboldt verlieren, es wäre ein entsetzlicher Verlust. Er ist ein Gegengewicht so vieles Schlechten und Geringen, das sich nach seinem Tode keck hervorwagen und breit machen wird. Ehre und Ansehn der Wissenschaft sind in ihm verkörpert, beide werden sinken, wenn er nicht mehr da ist. Kein Name jetzt in Deutschland, in Europa, gleicht dem seinen, in ganz Berlin ist kein Ansehn, das größer, anerkannter wäre, als das seine. Und wie schmerzlich wäre sein Verlust mir! An seinen Namen, seine Bekanntschaft knüpfen sich über fünfzig meiner Lebensjahre, er hat noch die gekannt, die mir vertraut und theuer waren.“²⁰

So Humboldt und Varnhagen über die Zustände in der Welt. So auch die Rolle und Position Humboldts in Preußen.

Ein Günstling des Königs und Freund der Revolution von 1789, so lebt und denkt und wirkt Humboldt.

Wie merkwürdig ist doch seine Stellung bei Hofe! Varnhagen notierte am 1. April 1844: „Nach langer Zeit wieder ein Besuch von Humboldt. Er sagte mir alles, was er auf dem Herzen hat. Er thut was er kann, aber viel kann er nicht, und der Vierundsiebzighährige ist doch einmal vierundsiebzighährig! Er selber wies mit Bedeutung auf sein Alter hin. Seine gehäuften Geschäfte drücken ihn, doch möchte er sie nicht missen; und Hof und Gesellschaft sind ihm wie ein altgewohntes Stammhäusel, wo man seinen Abend zuzubringen und seinen Schoppen zu trinken pflegt.“²¹ Der Hof – Humboldts Stammkneipe, in der er aber nicht Skat spielt, sondern zahlreiche Geschäfte im Interesse des Fortschritts erledigt, zum Beispiel die vom König von Hannover

¹⁷ Ebendort.

* das Regime meines Onkels, aufgeklärter, dogmatischer, gerechter Despotismus

¹⁸ Ebendort, S. 260.

¹⁹ Ebendort, S. 266 f.

²⁰ Ebendort, S. 352.

²¹ Ebendort, S. 135.

verfolgten Brüder Grimm der wissenschaftlichen Forschung rettet und sie in Ehre nach Berlin bringt.

Der Hof ist seine Rettung vor der Reaktion und sein Arbeitsmittel für den Fortschritt. Am 26. Dezember 1845 notierte Varnhagen: „Humboldt besucht mich, und bleibt über eine Stunde. Merkwürdige Mittheilungen. Er versichert mich, ohne sein Hofverhältniß würde er hier nicht leben können, er würde ausgewiesen werden, so sehr haßten ihn die Ultra's und Pietisten, es sei unglaublich wie sehr man täglich den König gegen ihn einzunehmen suche; in den andern deutschen Ländern würde man ihn eben so wenig dulden, sobald er den Schutz und Schimmer seiner Stellung nicht mehr habe.“²²

Ein Höfling im besten Sinne des Wortes, ist Humboldt, ein Mann, der sich bei Hofe zu bewegen weiß, und ein aufrechter Mann, der aber eben versteht, wie man mit der Wahrheit umzugehen hat. Als Varnhagen ihm geschrieben, wie beschenkt er sich durch Humboldts Offenheit fühle, antwortet ihm dieser am 7. Dezember 1841: [95] ‚Sie gönnen sich kaum den Besitz meiner Impietäten.‘ Über solch Eigenthum mögen Sie nach meinem baldigen Hinscheiden walten und schalten. Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet, also Ihnen.“²³

Wahrheit nur denen, die sie verdienen. Aber Parteinahme und Mut für den Fortschritt stets und allen gegenüber. Er setzt sich etwa für den fortschrittlichen Literaturhistoriker Prutz ein und schreibt am 15. Januar 1846 an Varnhagen: „... aber eine große Freude ist es mir, wenn mein keckes Auftreten für Prutz ihm endlich nützlich geworden ist. Das ist das elend Wenige, das ich in meiner Lage erlange: ich sterbe aber mit dem Gewissens-Glauben, bis an meinen Tod keinen der mir Gleichgesinnten verlassen zu haben. Ihr Beifall ist mir von hohem Werthe, mein theurer Freund!“²⁴

Als Humboldt Ende Oktober 1849, zur Zeit verstärkter Reaktion also, Ehrenbürger der „Soldatenstadt“ Potsdam wird, legt er größten Wert darauf, daß seine Dankrede „in einem liberalen Journal“ abgedruckt wird. In dieser Rede hatte er erklärt: „Sie haben, Ihrer würdig, neben der Sorgfalt für das materielle Wohl, von höheren Ansichten geleitet, Ihre Theilnahme und Achtung für die Bestrebungen dargethan, die mit den Fortschritten des Wissens, mit der Volkserziehung und der allgemeinen Bildung der Menschen zusammenhängen. Als der Lohn für einen Theil dieser Bestrebungen, denen mein ganzes, langes, vielbewegtes Leben gewidmet gewesen ist, nehme ich mit Stolz Ihre ehrenvolle Gabe an. Durch die Huld zweier edlen Monarchen ist mir zweiundzwanzig Jahre lang die Freude geworden, mit weniger Unterbrechung, als Ihr Mitbürger zu leben und in einer anmuthigen geschmückten Natur die Anregungen zu finden, deren keine lebendige Naturdarstellung entbehren darf, wenn sie sich zu dem Walten der Kräfte des Weltalls erheben will. Dankbar habe ich fast jede meiner neueren Schriften mit dem historischen Namen geschmückt, der mir theuer geworden ist, und in dessen Mauern 1767 mein Bruder geboren ward, dessen Name in dem Andenken derer gefeiert wird, bei denen sich für die größeren Ansichten eines fortschreitenden, sich regelmäßig entwickelnden Staatslebens der freie Sinn erhalten hat.“²⁵ Potsdam, sagt Humboldt den Stadtverordneten, ist für ihn die Stadt, von der aus er so viele seiner dem Fortschritt der Wissenschaft, der Volkserziehung, der allgemeinen Bildung gewidmeten Schriften datiert hat, ist ihm die Stadt, in der sein Bruder geboren wurde, sein Bruder, der im Gedächtnis derer lebt, bei denen sich der „freie Sinn“ für Fortschritt erhalten hat.

Auch dem König gegenüber äußert er sich, natürlich mit entsprechendem Geschick und taktisch-diplomatisch beabsichtigt, gar nicht selten offen, insbesondere wenn es gilt, Wissenschaft und Wissenschaftler zu fördern. So schreibt er am 9. Juli 1854 an Varnhagen: „Da ich dem

²² Ebendort, S. 170.

²³ Ebendort, S. 104 f.

²⁴ Ebendort, S. 188.

²⁵ Ebendort, S. 250.

Könige stets gegenüber sitze, so rede ich laut nur zu diesem, aber recht frei, weil ich weiß, daß man es widersagt, freilich gemodelt nach der Färbung des Erzählenden, in einem Lande wo dazu allerhand Anspielung eines zarten Tadels, bei völligem Mangel der Ausbildung in geselliger Rede, verloren geht.“²⁶ Und Varnhagen gibt in seinem Tagebuch zahlreiche Beispiele dafür.

[96] So manche überaus intelligente Hofnarren sind uns aus der Geschichte bekannt, die ihrem Herrn Fürsten so manche Wahrheit sagten. Einen großen Wissenschaftler aber, der drei Jahrzehnte hindurch solches tun konnte, hat es vor und nach Alexander von Humboldt nicht wieder gegeben – und niemand hat auch in den letzten 125 Jahren diese einzigartige Position Humboldts im Einzelnen untersucht und analysiert.

Humboldt empfand große Hochachtung für Varnhagen. Er hält ihn für einen bedeutenden Historiker. Als dieser ihm seinen „Schwerin“ sendet, antwortet er ihm am 7. Dezember 1841: „Ich habe nicht Muße, Ihnen, verehrter Freund, für Ihre geistreiche und historisch-gediegene Darstellung von Schwerin’s Leben schriftlich zu danken. Ein tiefes Eindringen in die Individualität des großen Charakters belebt das Ganze, wie Natürlichkeit immer, im Darstellen, das eigentliche Element des Lebens ist. Ein mürrischer Rath zum Wegreiten, eine allein gewonnene Schlacht, haben dem Helden seine ganze Laufbahn unwegsam gemacht. Das Ende, mit der Fahne in der Hand, in dem blutigen Gemetzel von dreizehntausend theilnahmlösen Menschen, schließt recht mahlerisch das Leben des Greises, der wie Columbus, groß und prosaisch geizig zugleich war. Was hier Ihrem Talent als Geschichtschreiber besonders Ehre macht und von Vielen gewiß übersehen worden ist, liegt in der Nicht-Unterbrechung der Narration des Schlachtgetümmels durch Schwerin’s Tod. –“²⁷ und zwölf Jahre später, am 12. Dezember 1853 urteilt er: „Die Gallerie Ihrer Lebensbilder steht einzig groß in unserer deutschen Litteratur.“²⁸

Doch was ihn zur Bewunderung des Historikers Varnhagen veranlaßt, ist nicht dessen Quellenforschung oder historische Akribie, es ist vielmehr, was er in einem Brief vom 27. August 1843 so charakterisiert: „Wie sollte ich nicht eilen, mein theurer Freund, Ihnen für Ihre köstliche Gabe, für Ihre liebevolle Erinnerung an einen geistig Dahinschwindenden zu danken! Ich kenne nichts Anmuthigeres in Komposition (tief gemüthlicher Auffassung), in Wohlklang der Sprache, und Haltung des landschaftlichen Kolorits, als Ihre Lebensbilder, als die Beurtheilung dessen, was in unserer gemeinsam verlebten Zeit, litterarischen Werth gehabt.“²⁹

Am stärksten aber beeindruckten ihn Sprache und Geschmack Varnhagens – und man wird nach diesem Zitat verstehen, warum ich den ersten Teil dieses Kapitels mit den Bemerkungen Kühns zu Varnhagens Stil schloß. Humboldt sendet Varnhagen sein Vorwort zu den Schriften seines Bruders und bemerkt (17. Mai 1841): „Es ist mir ein großer Schmerz, Sie unter den Bedrängnissen meiner morgenden Abreise (erst Potsdam, dann Paris bis Oktober) nicht vorher umarmen zu können. Ich wende mich wieder an Sie als an die Quelle – bis Rückert kommt, die einzige – des reinen Geschmacks, des Sprachsinnes, des zartesten Gefühls für Schicklichkeit. Schreiben Sie mir recht nachsichtsvoll, was ich in diesem Vorwort streichen soll, geben Sie aber [97] auch Rath wo Sie tadeln. Ich habe die zwei Seiten in trüber Stimmung in der Nacht niedergeschrieben. Sie haben vielleicht eine zu sentimental lobende Tendenz.“³⁰

Und schon zuvor, am 1. Juli 1837, hatte er ihm geschrieben: „In Ihnen ist alles tief und milde zugleich, und Sie besitzen was jenem fehlt, die ewige Anmuth und Jugend der Sprache.“³¹

²⁶ Ebendort, S. 289.

²⁷ Ebendort, S. 104.

²⁸ Ebendort, S. 276.

²⁹ Ebendort, S. 130.

³⁰ Ebendort, S. 99.

³¹ Ebendort, S. 44.

3. Der Naturwissenschaftler und sein Stil

In seiner „Geschichte der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin“ hat Adolf Harnack diese schönen Sätze über die beiden ersten Bände des Humboldtschen „Kosmos“ geschrieben: „... Solange man neben Naturforschung für Naturbetrachtung einen Sinn haben wird, für eine Naturbetrachtung, die doch nicht oberflächlich daherfährt, sondern von den Naturerkenntnissen wirklich Gebrauch macht, werden jene beiden Bände in hohen Ehren gehalten werden, und wer für den Zauber einer künstlerischen Komposition und eines hohen Stils empfänglich ist, wird noch immer mit Genuß den ‚Kosmos‘ lesen, auf dem ein Abglanz der großen französischen Schriftsteller und Goethes liegt.“³²

Mit Recht erinnert Harnack an die großen französischen Prosaisten zu Ende des 18. und des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts, wenn er von Humboldts Stil spricht. Lebte Humboldt doch von 1807 bis 1827 in Paris, offen in allen Poren, um die Kultur dieses Landes so ganz in sich aufzunehmen.

Aber man darf auch folgendes nicht vergessen: 1805 bis 1807 war Humboldt in Berlin, wo er an seinen „Ansichten der Natur“ arbeitete, eine Artikelsammlung, die ihm im Alter, als er an seinem „Kosmos“ schrieb, wieder besonders lieb wurde. Gerhard Harig schreibt über die „Ansichten der Natur“, die 1808 erschienen:

„In gepflegtem und flüssigem Deutsch schildert Humboldt in diesem Werk auf Grund seiner Tagebücher und Notizen die tiefen und lebendigen Eindrücke, die er durch vergleichende Betrachtungen der tropischen Eindrücke der tropischen Landschaft und Natur gewonnen hatte, und verbindet sie geschickt mit Einzelheiten über seine neuen Entdeckungen.

Das Werk nimmt im Schaffen und in der Wirkung, die Humboldt auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat, deshalb einen wichtigen Platz ein, weil er hier zum ersten Male die Grenzen der fachwissenschaftlichen Darstellung durchbricht. Er wendet sich an ein breites, gebildetes Publikum und verbindet die literarische Darstellung oder, wie er sich selbst im Vorwort ausdrückt, die ‚ästhetische Behandlung‘ mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Genauigkeit in dem Wunsch, ‚gleichzeitig die Phantasie zu beschäftigen und durch Vermehrung des Wissens das Leben mit Ideen zu bereichern‘.^{*}

Humboldt hat damit eine auf hohem Niveau stehende populärwissenschaftliche [98] Literatur im Sinne und im Geist des deutschen Humanismus ins Leben gerufen, deren literarhistorische Behandlung und Bearbeitung bis heute noch auf sich warten läßt.

Diese neue Literaturgattung ist von ihm selbst mit den später zu erwähnenden Vorträgen und Vorlesungen in Berlin und mit dem ‚Kosmos‘ fortgesetzt und weiterentwickelt worden und fand bis in die Mitte des Jahrhunderts vielfach Nachahmung. Ihr verdankt Humboldt selbst die große Verehrung seiner Zeitgenossen, die ganz anderer Art war als die Achtung und Bewunderung, die einem Gelehrten für wissenschaftliche Entdeckungen gezollt werden. Er überwand die literarische Gattung der Abenteuergeschichten, in deren Stil bis dahin Forschungsreisen geschildert worden waren, und erhöhte in Verbindung mit dem großen Reisewerk damit die Ansprüche und Forderungen, die in Zukunft an Entdecker und Forschungsreisende gestellt wurden.“³³

1827 kehrte Humboldt nach Berlin zurück – und sogleich begann er auf eine neue Art populärwissenschaftlich zu wirken ... mit 58 Jahren! Gerhard Harig schildert:

„Am eindrucksvollsten müssen wohl die Vorträge gewesen sein, die er nach seiner endgültigen Übersiedlung nach Berlin im Winter 1827/28 gehalten hat. Der weltberühmte Naturforscher

³² A. Harnack, a. a. O., Bd. I, Berlin 1900, S. 838.

^{*} Alexander von Humboldt: Ansichten der Natur, 3. Aufl., Stuttgart und Tübingen 1849, S. VIII und XII.

³³ Alexander von Humboldt. Eine Auswahl. Herausgegeben von Gerhard Harig. Leipzig/Jena 1959, S. 17.

zog sich nicht in die Abgeschiedenheit des Gelehrten oder in das innere Getriebe der Akademie der Wissenschaften zurück, sondern wendete sich mit der Darstellung seiner Ansicht von der Natur und der Darstellung der aufsehenerregenden Ergebnisse seiner Forschungsreisen an die breite Öffentlichkeit, ja man kann ohne Übertreibung sagen, an das deutsche Volk schlechthin. Er begann am 3. November 1827 mit einer öffentlichen Vorlesung über physikalische Geographie an der Berliner Universität, die er bis zum April 1828 fortführte. Da sich der Hörsaal bald als zu klein erwies, begann Humboldt Anfang Dezember 1827 mit einer zweiten Vortagsreihe in der Singakademie, dem damals größten Saal Berlins. Der einfache Berliner Bürger, Maurermeister und andere Handwerker, Professoren, Lehrer und Studenten, aber auch der König selbst, der Kronprinz, die Angehörigen des Hofes und des Adels und Offiziere zählten zu seinen Hörern.

Wir besitzen begeisterte Berichte über diese Vorträge, die sowohl der Form wie dem Inhalt nach vorzüglich und einmalig gewesen sein müssen. So erhielt zum Beispiel Goethe von Zelter folgenden Bericht:

„Nun will ich denn auch des großen Vergnügens gedenken, das mir von Humboldts prächtiger Naturwunderkollegium gewährt vor einem respektabelsten Auditorio, das an die Tausende geht. Ein Mann steht vor mir, meiner Art, der hat, was er gibt, ohne zu wissen, zu kargen wem, keine Kapitel macht, keine Vorrede, kein Dunst, keine Kunst. Selbst wo er irren sollte, müßte man's gern glauben.“*

Und Karl von Holtei berichtete ihm:

„Achthundert Menschen atmen kaum, um den Einen zu hören. Es gibt keinen großartigeren Eindruck, als die irdische Macht zu sehen, wie sie dem Geist huldigt; [99] und schon deshalb gehört Humboldts jetziges Wirken in Berlin zu den erhabensten Erscheinungen der Zeit.“**³⁴

Cotta, der Verleger Goethes und Schillers, wandte sich an Humboldt und bat ihn um Erlaubnis, seine Vorträge mitstenographieren zu lassen, um sie dann veröffentlichen zu können.

Humboldt wußte besser als Cotta, daß man solche Vorträge nicht vom Stenogramm drucken kann. Eine Rede, es sei denn, sie sei eine Festrede, ist keine Schreibe. Und so lehnte er ab.

Doch den Gedanken einer populären Darstellung der Thematik der Vorträge nahm er auf – sogleich sogar, und arbeitete hinfert, natürlich mit zahlreichen Unterbrechungen für anderes Wirken, dreißig Jahre an seinem „Kosmos“, dessen erster Band 1845 erschien.

Über den Sinn seines Werkes äußert sich Humboldt in dessen drittem Band so:

„Das Grundprincip meines Werkes über den Kosmos ... ist in dem Streben enthalten: Die Welterscheinungen als ein Naturganzes aufzufassen; zu zeigen, wie in einzelnen Gruppen dieser Erscheinungen die ihnen gemeinsamen Bedingnisse, d. i. das Walten großer Gesetze, erkannt worden sind; wie man von den Gesetzen zu der Erforschung ihres ursächlichen Zusammenhanges aufsteigt. Ein solcher Drang nach dem Verstehen des Weltplans, d. h. der Naturordnung, beginnt mit Verallgemeinerung des Besondern: mit Erkenntnis der Bedingungen, unter denen die physischen Veränderungen sich gleichmäßig wiederkehrend offenbaren; er leitet zu der denkenden Betrachtung dessen, was die Empirie uns darbietet: nicht aber zu einer Weltansicht durch Spekulation und alleinige Gedankenentwicklung, nicht zu einer absoluten Einheitslehre in Absonderung von der Erfahrung.“³⁵

Das Werk war ein unmittelbarer Erfolg, und Übersetzungen wurden in allen führenden Sprachen Europas veröffentlicht. Vier Bände konnte Humboldt noch selbst herausbringen, den letzten als

* Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, hrsg. von Max Hecker, Leipzig 1913 bis 1918, Bd. III, Nr. 596, S. 4.

** Zitiert nach Rudolf Borch; Alexander von Humboldt, sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten, Berlin 1948, S. 242.

³⁴ Ebendort, S. 32 f.

³⁵ A. v. Humboldt, Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, Bd. 3, Stuttgart und Augsburg 1850, S. 9 f.

Achtundachtzigjähriger 1858; ein fünfter, fragmentarischer, erschien in zwei Teilen 1862 und 1863.

Im Briefwechsel mit Varnhagen können wir den Weg des „Kosmos“ verfolgen. Schon am 15. April 1828 – in diesem Monat endeten seine populären Vorlesungen – schreibt er an ihn über den Anfang der Arbeit. Am 27. Oktober 1834 berichtet er Varnhagen, daß der Druck des Werkes beginnt: „Ich fange den Druck meines Werks (des Werks meines Lebens) an. Ich habe den tollen Einfall, die ganze materielle Welt, alles was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelsternen bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen, wissen, alles in Einem Werke darzustellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüth ergötzt. Jede große und wichtige Idee, die irgendwo aufgeglimmt, muß neben den Thatsachen hier verzeichnet sein. Es muß eine Epoche [100] der geistigen Entwicklung der Menschheit (in ihrem Wissen von der Natur) darstellen. Die Prolegomena sind meist fertig, ...“

Es folgt eine Vorschau auf den Inhalt, und dann fährt Humboldt fort: „Ich habe gewünscht, daß Sie, hochverehrter Freund, einen deutlichen Begriff von meinem Unternehmen durch mich selbst erhalten möchten. Es ist mir nicht geglückt, das Ganze in einen Band zusammenzudrängen, und doch würde es in dieser Kürze den großartigsten Eindruck hinterlassen haben. Ich hoffe, daß zwei Bände das Ganze fassen. Keine Note unter dem Texte, aber hinter den Kapiteln Noten, welche ganz ungelesen bleiben können, die aber solide Erudition und mehr Einzelheiten enthalten. Das Ganze ist nicht was man gemeinhin physikalische Erdbeschreibung nennt, es begreift Himmel und Erde, alles Geschaffene.“³⁶

Am 28. April 1841 ist er immer noch mit der „Komposition“ beschäftigt und schreibt an Varnhagen:

„In die Noten wollte ich einige nicht ganz gemeine Erudition [Gelehrsamkeit] bannen. So sollte das Buch der Reflex meines Selbst, meines Lebens, meiner uralten Person sein. Bei dieser Freiheit der Behandlung kann ich aphoristisch verfahren. Es soll mehr angedeutet als ergründet werden. Manches wird nur von denen recht verstanden werden, die tief ein einzelnes naturhistorisches Fach kennen; aber meine Rede, denke ich, ist immer so gehalten, daß nichts die stört, die weniger wissen. Der eigentliche Zweck ist das Schweben über den Dingen, die wir 1841 wissen. Mens agitat molem [Der Geist bewegt die Materie], möge der Geist noch da sein!

Daß ein solches Werk nicht vollendet wird von Einem aus dem Kometen-Jahr 1769 ist sonnenklar. Die einzelnen Fragmente sollen so erscheinen, in Massen von zwölf bis fünfzehn Bogen, daß die, welche mich begraben sehen, in jedem Fragmente etwas Abgeschlossenes haben. So sollen erscheinen von den Prolegomenen 1-4. (Mein ‚Anregungsmittel‘, beschreibende Poesie, die Sie noch nicht gesehen, es ist ein Hauptstück, auf das ich sehr rechne); – No. 5. Die Geschichte der Weltanschauung, die ich ganz fertig habe, soll das ganze zweite Heft füllen.

Dem Oratorischen muß das einfach und wissenschaftlich Beschreibende immerfort gemischt sein. So ist die Natur selbst. Die funkelnden Sterne erfreuen und begeistern, und doch kreist am Himmelsgewölbe alles in mathematischen Figuren. Die Hauptsache ist, daß der Ausdruck immer edel bleibe, dann fehlt der Eindruck von der Größe der Natur nicht.“³⁷

Im Jahre des Erscheinens des ersten Bandes ist er hoffnungsvoller in Bezug auf die Vollendung und schreibt, sich des ersten großen deutschen Bevölkerungsstatistikers erinnernd, am 4. Juni 1845 an Varnhagen: „Wenn Süßmilch es erlaubt, so vollende ich den Kosmos; freilich stehen an den Eingängen vieler Disziplinen (Weltgeschichte, Geologie, Mechanik des Himmels) schwarze Gestalten, die drohend hindern wollen, in das Innere zu dringen. –“³⁸ Unermüdlich

³⁶ Briefe, S. 20 ff.

³⁷ Ebendort, S. 91 f.

³⁸ Ebendort, S. 173.

arbeitet er jetzt und vergißt manches andere darüber. So bemerkt er in einem Brief vom 2. Oktober 1845 an Varnhagen: [101] „Es ist allerdings ein großes Unrecht von mir, einem so vortrefflichen Mann als dem Verfasser der ‚religiösen Poesie der Juden in Spanien‘ noch nicht geantwortet zu haben. Ich wollte erst lesen, und der Schrecken am 14. September sechsundsiebzig Jahr alt geworden zu sein, hat mich dergestalt in den Kosmos versenkt, daß darüber mir liebe Pflichten unerfüllt geblieben sind.“³⁹ Am 29. März 1846 heißt es: „Ich arbeite, ich glaube nicht ohne Glück, am Kosmos, aber in trüber Stimmung über die öffentliche Sache.“⁴⁰ Am 11. Juli 1847 notiert Varnhagen nach einem Besuch Humboldts in sein Tagebuch: „Humboldt ist am letzten Bogen seines zweiten Bandes; er geht im September nach Paris.“⁴¹

Vier Jahre später, am 1. November 1851, teilt Humboldt Varnhagen mit: „Ehe ich Ihnen mir theuern Brief mit Baader’s Bildniß erhielt, war mein Vorsatz, sobald er erschiene, den mit vieler Anstrengung vollendeten leider ganz astronomischen dritten Band des Kosmos (beide Abtheilungen zusammengebunden) Ihnen persönlich zu überbringen. Ich war eines freundlichen Empfanges gewiß, und Ihr Brief vom 24. Oktober, der in meinem Berliner Hause liegen geblieben war, bekräftigt meinen Entschluß.“⁴² Mehr als ein Jahr später, am 7. Februar 1857, berichtet Humboldt: „Mit meinem Hauptübel geht es um vieles besser; auch mit dem nächtlichen Fleiße. Der letzte vierte Band des Kosmos wird aus Zwei Abtheilungen bestehen, d. h. aus Zwei Bänden, jeder zu 35 Bogen, deren erster schon fertig gedruckt ist. Man druckt nun am zweiten. Es sollen aber beide Abtheilungen zugleich erscheinen, um den Effekt (von der innern Wärme des Erdkörpers bis zu den Menschen-Racen) nicht zu mindern.“⁴³ Varnhagen antwortet am 9. Februar: „Die Nachrichten von den neuen Bänden des Kosmos sind mir höchst erfreulich, und ich sage wie Schiller bei Gelegenheit eines Goethe’schen Meisterwerks: Ich danke den Göttern, daß sie mich dies erleben lassen!“⁴⁴

Damit endet der Briefwechsel über den äußeren Fortgang des Werkes.

Humboldt hat immer Wert gelegt auf gute Sprache, auf edlen, auf würdigen Stil, gerade als Naturwissenschaftler. So schrieb er (zwischen dem 24. April und 10. Mai 1837) an Varnhagen: „Ich behaupte, daß es nicht unverdienstlich ist, wenn ein Mensch, der sein Leben mit Zahlen und Steinen zugebracht, sich so viel Arbeit gegeben hat, deutsch schreiben zu lernen.“⁴⁵

Aber der Aufbau des Werkes, seine Komposition, wie er es oft nennt, steht ihm natürlich höher. Darüber äußert er sich an Varnhagen (22. April 1846): „Es ist mir eine große Beruhigung gewesen vor Ihnen haben lesen zu dürfen, und wenn ich auch in dem so lebhaften als liebenswürdigen Ausdrucke Ihres Lobes sehr viel dem Zartgefühl zuschreiben muß, mit dem man gern einem Greise Freude gewährt, so bleibt [102] mir doch eine große Befriedigung im Innern des Gemüthes übrig. Die Hauptsache nach der ich strebe ist die der Komposition, das Beherrschen großer mit Sorgfalt und genauer Sachkenntniß zusammengetriebener Massen. Die Benutzung unserer herrlichen, schmiegsamen, harmonischen, darstellenden Sprache ist erst ein sekundäres Streben.“⁴⁶

Doch dieses „sekundäre Streben“ spielt gerade im Briefwechsel mit Varnhagen die entscheidende Rolle. Varnhagen konnte ihm natürlich in der „Komposition“ nicht helfen, wohl aber, Humboldts Meinung nach, im Stil, in der Sprache; hier hielt ihn Humboldt für einen und auch für seinen Meister.

³⁹ Ebendort, S. 183 f.

⁴⁰ Ebendort, S. 194.

⁴¹ Ebendort, S. 239.

⁴² Ebendort, S. 256.

⁴³ Ebendort, S. 347 f.

⁴⁴ Ebendort, S. 350.

⁴⁵ Ebendort, S. 37.

⁴⁶ Ebendort, S. 215.

Schon in dem bereits zitierten ganz frühen Brief vom 15. April 1828 geht es um den Titel des siebzehn Jahre später zu erscheinen beginnenden „Kosmos“:

„Dürfte ich Sie heute zwischen 2 Uhr 1/4 und 3 Uhr auf einige Augenblicke stören, und Sie um einen litterarischen Rath bitten? Mein Buch soll heißen:

‚Entwurf einer physischen Weltbeschreibung.‘

Ich wünschte die individuelle Veranlassung der Vorlesungen auf dem Titel anzugeben, und doch fühlen lassen, daß ich mehr und etwas anderes gebe, als die Vorlesungen. ‚Nach Erinnerungen aus Vorlesungen in den Jahren 1827 und 1828, bearbeitet von Al. v. Humboldt‘ hat man, höre ich, lächerlich und präventiös gefunden. Ich gebe es gerne auf; aber ‚Souvenirs d’un cours de Physique du monde‘, ‚Souvenirs d’un voyage en Perse‘, schienen mir unschädlich. Wie soll ich den Titel einrichten. ‚Entwurf einer phys. W. von A. v. H. (auf Veranlassung von Vorlesungen neubearbeitet‘, oder: ‚theilweise nach Vorlesungen bearbeitet.‘)? Alles das scheint mir unbeholfen. Adverbia sind unpassend für Titel. Wie wenn ich mit ganz kleinen Lettern zusetzen ließe: ‚Ein Theil dieser Schrift ist der Gegenstand von Vorlesungen in den Jahren 1827 und 1828 gewesen.‘? Aber das ist lang, und dann das Verbum! ‚Auf Veranlassung‘ ist vielleicht doch besser. Ich vertraue auf Ihr Talent. Sie werden mir gewiß aus diesem Labyrinth heraus helfen.“⁴⁷

Manches ist interessant an diesem Brief. So die eingehende Erörterung verschiedener Titel, teils unter dem Gesichtspunkt des Geschmacks, des Stils und auch der Grammatik.

Auch daß Humboldt an Varnhagen so ausführlich schreibt, obgleich er ihn doch am gleichen Tage wegen dieser Fragen aufsuchen will. Aber sicher findet er es richtig, Varnhagen vorher seine Probleme mitzuteilen, damit dieser inzwischen darüber nachdenken kann. Wie gut vom „wissenschaftsorganisatorischen“ Standpunkt! Und noch eines ist erstaunlich: Humboldt schreibt, daß man einen von ihm entworfenen Titel „lächerlich und präventiös gefunden“ hätte. Wer war dieser anonyme „man“, den Humboldt sehr wohl kannte? Varnhagen verrät es uns in einer Anmerkung auf dem Brief: „Ich selbst hatte jenen ersten Titel an der Tafel des Prinzen August getadelt, und Humboldt es durch Beuth wiedererfahren.“⁴⁸

Schön, wie diese beiden Wissenschaftler miteinander verkehren können, und wie [103] selbstverständlich auch der sechzehn Jahre ältere Königliche Kammerherr und berühmte Gelehrte seinen Freund Varnhagen besucht, weil er etwas von ihm möchte. Besucht ihn, wenn er etwas von ihm möchte, auch wenn es ihm gesundheitlich nicht gut geht. So berichtet Varnhagen in seinem Tagebuch am 25. April 1841: „Humboldt kam und blieb über anderthalb Stunden, ich fand ihn schlimm aussehend, aber frischen, muntern Geistes, und redseliger als je.“⁴⁹

Bisweilen entschuldigt sich Humboldt ganz rührend für seine Besuche. Etwa so am 15. August 1853: „Durch die Verlängerung meines langweiligen Aufenthalts in Potsdam von Ihnen getrennt, mein theurer geistreicher Freund, ist meine erste Annäherung eine Bitte. Sie, Sie allein sind mein litterarischer Rathgeber, der Tiefe der Gefühle mit einem so wunderbar harmonischen Sprachtalente verbindet. In meinem Uralter nimmt Zaghaftheit über mich selbst krankhaft zu. Es erscheint als ein besonderes Bändchen die Auswahl der Sonette meines Bruders, in denen Stoff und Form nicht immer in glücklichem Einklang stehen. Ich flehe, daß ich morgen, Diens-tags, um 1 Uhr zu Ihnen kommen darf, um Ihnen eine mir abgedrungene Vorrede vorzulesen! Geben Sie mir ja nur ein mündliches Ja, durch den Diener.“⁵⁰

⁴⁷ Ebendort, S. 4 f.

⁴⁸ Ebendort, S. 5.

⁴⁹ Ebendort, S. 88.

⁵⁰ Ebendort, S. 270.

Ein andermal zeigt er einen merkwürdig invertierten Takt: „Hier mein kleines kosmisches Geschenk, theurer Freund! Ich wollte es nicht selbst bringen, damit es nicht aussehe, als dürfte ich sonst nicht kommen.“⁵¹

Was für ein lebendiger persönlicher Verkehr herrschte doch zwischen diesen beiden Wissenschaftlern und Männern der Welt!

Doch zurück zum Hauptthema, der Stil- und Sprachberatung zwischen den beiden. Wir hatten schon aus dem langen Brief vom 27. Oktober 1834 zitiert, in dem Humboldt Varnhagen anzeigt, daß der Druck des Kosmos begonnen. In diesem Brief bittet er auch Varnhagen, gewissermaßen zu seinem literarischen Kritiker zu werden:

„Nun meine Bitte, theurer Freund! Ich kann es nicht über mich gewinnen, den Anfang meines Manuskripts wegzusenden, ohne Sie anzuflehen, einen kritischen Blick darauf zu werfen. Sie haben ein so großes Talent der anmuthreichsten Schreibart, Sie sind auch so geistreich und unabhängig, daß Sie Formen des Schreibens nicht gradehin zurückstoßen, die individuell sind, und von den Ihrigen abweichen. Lesen Sie gewogentlichst die Rede, und legen Sie ein Blättchen an, auf welches Sie schreiben ganz ohne Gründe anzugeben: so ... hätte ich lieber statt so ... dieses. Tadeln Sie aber nicht, ohne mir zu helfen. Auch beruhigen Sie mich über den Titel. Mit innigstem Vertrauen Ihr

Montags.

A. v. Humboldt

Die Hauptgebrechen meines Stils sind eine unglückliche Neigung zu allzu dichterischen Formen, eine lange Partizipial-Konstruktion und ein zu großes Konzentriren vielfacher Ansichten, Gefühle in Einen Periodenbau. Ich glaube, daß diese meiner Individualität anhangenden Radikal-Übel durch eine daneben bestehende ernste Einfachheit und Verallgemeinerung (ein Schweben über der Beobachtung, wenn ich [104] eitel so sagen dürfte) gemindert werden. Ein Buch von der Natur muß den Eindruck wie die Natur selbst hervorbringen. Worauf ich aber besonders wie in meinen Ansichten der Natur geachtet, und worin meine Manier von Forster und Chateaubriand ganz verschieden ist, ich habe gesucht, immer wahr beschreibend, bezeichnend, selbst wissenschaftlich wahr zu sein, ohne in die dürre Region des Wissens zu gelangen.“⁵²

Varnhagen hat den Text offenbar sehr genau durchgelesen und eine ganze Reihe Verbesserungen vorgeschlagen. Wie reizend und dankbar schreibt Humboldt ihm am 28. Oktober 1834: „Sie haben mich aufgerichtet und erfreut durch Ihren lebenswürdigen Brief und Ihre noch lebenswürdigere Sorgfalt. Sie sind ganz in den Geist meines Bestrebens eingedrungen, nur hat die Aeüßerung meines liebenden Vertrauens (eine Manifestation der Würdigung Ihres schönen Talents in der Humboldtischen Familie) Sie zu nachsichtig und lobend gemacht. Ihre Bemerkungen haben einen Grad der Feinheit, des Geschmacks und des Scharfsinns, der mir das Verbessern zum angenehmsten Geschäft gemacht. Ich habe alles, fast alles benutzt, über 19/20, einiger Eigensinn bleibt dem ersten Redakteur immer. Ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Ihnen Blätter gesandt, in denen ich (gegen das Ende der Rede) das Neu-Angeklebte nicht durchgesehen. Einige Phrasen waren ganz embrouillirt [verwirrt]. Sie erlauben mir, daß ich in diesen Tagen Ihnen noch mündlich danken darf. Dann werde ich Ihnen die Verbesserungen am Schlusse der Rede vorlegen. – Auch ich würde mich glücklich geschätzt haben, hätte ich der Unsrigen einige dieser Reisebilder vorlegen können. Dankbarst Ihr

A. v. Humboldt.“

(Bei wievielen Gelehrten im vorangehenden und gegenwärtigen Jahrhundert fehlt doch dieser „Eigensinn des ersten Redakteurs“, da ihnen der Stil recht gleichgültig ist und ihnen jede Verbesserung eines Lektors recht scheint!)

⁵¹ Ebendort, S. 258.

⁵² Ebendort, S. 22.

Und dann noch eine interessante Nachbemerkung Humboldts: „Wenn es doch im Deutschen ein so vortreffliches, ganz unraisonirtes Synonymen-Buch gäbe, als das beiliegende, welches Sie gewiß nicht kennen, und das mir der Abbé Delisle angerathen, weil es einem viel, viel Zeit erspart, wenn man ein ähnliches Wort sucht. Man sieht gleich, auf welchem Wege der Ersatz möglich ist. Ich hole das Buch ab.“⁵³

Immer wieder erstaunt das Detail von Humboldts Anfragen, erstaunt, wie ernst er die Problematik einzelner Formulierungen nimmt. Man lese etwa in einem Brief vom 29. März 1840:

„Entscheiden Sie, der Meister der Wohlredenheit und des Wohlklangs:

Ich hatte: ‚So weit Humanität (Gesittung) den Erdkreis umfaßte‘;

Mir gefällt jetzt besser: 1) ‚Er hat gleich mächtig, so weit Gesittung und Weltverkehr reichen, auf die Herrscher wie auf die Völker gewirkt‘, (reichen, nicht reichten, das ich verabscheue,) oder: 2) ‚So weit Gesittung und Weltverkehr die Menschheit veredelten‘, oder: 3) ‚Die Menschheit empfänglich machten‘, oder: 4) ‚Die Menschheit geeinigt.‘

[105] Wäre No. 4 (das letzte) nicht das bessere? Vielleicht haben Sie eine Inspiration. Stecken Sie mir bei Stägemann heute Abend ein Zettelchen verstohlen in die Hand. Vielleicht ist die alte Lesart doch die beste.

A. Ht.

‚Humanität‘ gebe ich auf jeden Fall auf, nachdem ich eben im letzten Bande von Campe’s Wörterbuch so viel Moquerien [Spott] darüber lese.“⁵⁴

In jenem ersten Brief zum „Kosmos“ vom 15. April 1828 war schon gleich die Frage des Titels des Werkes aufgetaucht. Fast genau dreizehn Jahre später geht es nun um die endgültige Entscheidung; am 24. April 1841 schreibt Humboldt:

„Ein Schmerz, Sie, theurer Freund, nicht gefunden zu haben! Korrigiren Sie mir den Titel, den ich wegsenden muß. Es ist nothwendig zu sagen, ‚daß es nicht die Vorlesung von 1828 ist‘, und den langen Satz habe ich so aphoristisch in kleiner Schrift auf den Titel bringen wollen. Es mag ungewöhnlich sein, nach dem Namen, aber ich wollte, Sie könnten es billigen.

Ht.

Kosmos
Entwurf einer physischen
Weltbeschreibung
von
A. von Humboldt.

Nach Umrissen von Vorlesungen aus den Jahren 1827 und 1828, erweitert und berichtigt durch die Forschungen (Entdeckungen?) der neusten Zeit.

Naturae vero rerum vis atque majestas in omnibus
momentis fide caret, si quis modo partes ejus ac
non totam complectatur animo. Plin. hist. nat. lib.
7. c. 1.“⁵⁵

⁵³ Ebendort, S. 24 f.

⁵⁴ Ebendort, S. 75.

⁵⁵ Ebendort, S. 89. – Aber die Kraft und die Großartigkeit der Dinge der Natur entbehren in all ihren Wechseln der Glaubwürdigkeit, wenn jemand im Geiste nur deren Teile und sie nicht als ganze erfaßt. Plinius, Naturgeschichte.

Auf dem gedruckten Titelblatt von 1845 wird dann der Hinweis auf die Vorlesungen fehlen.

Vier Tage später wieder eine allgemeine Bemerkung zu Stil und Sprache: „Ich wünschte das Werk selbst in Allgemeinheit und Größe der Ansicht, in Lebendigkeit und wo möglich Anmuth des Stils, Uebertragung der technischen Ausdrücke in glücklich gewählte, beschreibende mahlende Ausdrücke.“⁵⁶ Interessant, wie Humboldt die technischen Ausdrücke, die für ein populärwissenschaftliches Buch ungeeignet sind, durch „beschreibende, mahlende Ausdrücke“ ersetzen will.

[106] Was könnten unsere Verfasser populärer naturwissenschaftlicher Schriften aus der Lektüre des „Kosmos“ und dem Briefwechsel Humboldts mit Varnhagen zum „Kosmos“ lernen!

Bald darauf – Varnhagen hat wieder Manuskript gelesen –, am 4. Mai 1841, schreibt Humboldt froh über die freundliche Kritik Varnhagens: „Wenn ich auch abrechne, mein theurer Freund, was Ihr Wunsch mich zu beruhigen dem Urtheil Zartes und Sanftes zugefügt, so bleibt mir doch in Ihrem heutigen lieben Briefe überviel des Beglückenden übrig. Ich werde Ihnen morgen früh nach 11 Uhr die Buße [Der 5. Mai, Bußtag.] auflegen, daß Sie mich auf einige Augenblicke empfangen und meinen Dank annehmen sollen.“

Aber er widerspricht Varnhagen, wenn dieser dazu neigt, Humboldts Schärfe im Urteil gegen wissenschaftlichen Humbug zu mildern: „Ich würde durch Minderung alles verderben, und man muß im Schreiben den Muth haben, den man im Sprechen zeigt, aber beides in derselben leichten und heiteren Manier.“⁵⁷

Nach dem Erscheinen des ersten Bandes des „Kosmos“ verfolgt Humboldt sehr genau die Besprechungen gerade auch vom Standpunkt des Stils und der Sprache. So berichtet er am 2. Oktober 1845 Varnhagen: „Im *Westminster Review* sagt in einem langen Artikel ein Doktor Croß, der Stil des Kosmos sei gedehnt und überaus mittelmäßig, der häufige Reflex auf die Empfindung würde von englischen Gelehrten für recht überflüssig gehalten, Neues enthalte so ein Buch gar nicht. Dann folgt die Denunciation des Atheismus, obgleich überall von der ‚Schöpfung‘ und dem ‚Geschaffenen‘ im Kosmos die Rede ist.“⁵⁸ Am 15. Januar 1846 erzählt er dem Freunde von einer ganz ähnlich schlechten englischen Kritik seines Stils: „Im *Quarterly Review* wird gesagt, ich habe einen prolixen [weitschweifigen] Stil und nie eine Seite of vivid expression [lebhafter Ausdruck] schreiben können.“⁵⁹ Und gleich darauf noch einmal (am 25. Januar):

„Vielleicht haben Sie noch die Journale nicht, in denen ich unmäßig gelobt und getadelt werde. (*North British Review* und *Quarterly Review*.)

In Deutschland wird meine Prosa oft als zu poetisch getadelt, im *Quart. Rev.* heißt sie schleppend, ohne alles Leben: not a vivid description [kein lebhafter Ausdruck]. Wie jedes Volk anders fühlt.“⁶⁰

In Deutschland war der „Kosmos“ ein großer Erfolg, den Humboldt dem Freunde am 30. November 1845 so erklärt: „Wie der Kosmos so unterwartet hat gefallen können? Es liegt wohl in dem was die Menschen sich daneben denken und in der Bildsamkeit unserer deutschen Sprache, die es so leicht macht etwas anschaulich zu machen, durch Worte zu mahlen.“⁶¹

Doch sind es nicht nur die Kosmos-Bände, bei denen Varnhagen stilistischen und sprachlichen Rat geben soll, bisweilen sogar unter stärkstem Zeitdruck. Am 28. März 1836 schreibt ihm Humboldt:

⁵⁶ Ebendort, S. 91

⁵⁷ Ebendort, S. 95 f.

⁵⁸ Ebendort, S. 182 f.

⁵⁹ Ebendort, S. 188.

⁶⁰ Ebendort, S. 190.

⁶¹ Ebendort, S. 186.

[107] „Ein Geist wie der Ihrige, edler Freund, weiß in seiner Milde und Stärke für alles eine Rechtfertigung zu ersinnen: deßhalb fürchte ich auch nicht, nach so langer Abwesenheit, nach einem durch fürstlichen Wellenschlag und Festlichkeiten zerrissenen Winter, heute Vormittag bittend vor Ihnen zu erscheinen. Sie sind in der tonarmen, geistig verodeten Stadt der Einzige, der Sinn für Maß im Ausdruck trauriger Gefühle und für Harmonie des Stiles zeigt. Darf ich Sie bitten, einen kritischen Blick auf die beiliegenden Blätter zu werfen.* Die Variationen auf der lobenden Leier für vierzig Individuen war eine lästige, stilverderbende Nothwendigkeit. Es war bestimmt, wer an die große Tafel geladen werden sollte. Ich denke auch daraus habe ich mich, durch einige individuelle Bezeichnungen und graduirten Lobgesang, nicht ganz albern gerettet. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, gegen 11 Uhr Sie heute besuchen zu dürfen, um die Blätter, mit denen man in der Druckerei sehr eilt, sammt ihren mündlichen Bemerkungen abzuholen. Ich ändere, falls es nöthig ist, sous votre dictée [unter Ihrem Diktat] bei Ihnen selber. Es wäre menschlich, wenn Sie mich vor Ihrem Bette empfangen wollten. Verehrungsvoll Ihr
Montag. A. Humboldt.

Ich komme um elf Uhr.“⁶²

Ein andermal, wieder eine Arbeit zur Herausgabe eines Werkes des Bruders, wieder äußerst eilig und drängend (31. 8. 1853):

„Ihr herrlicher Brief trifft mich bei dem bon à tirer [Druckfreigabe] einer kleinen, ich hoffe präentionslosen Vorrede zu den Sonetten. Da es mir leider unmöglich ist, Ihnen morgen persönlich zu danken (ich muß Freitag dem König bei seiner Ankunft manches Versprochene in Potsdam übergeben), so wage ich es Ihnen noch diesen Abend meinen Korrekturbogen zu schicken.

Ich bitte Sie inständigst die Blätter, in die ich ein wunderbares Fragment (wie zur Erläuterung der Ideen und Stimmungen, die in den ‚Briefen an die Freundin‘ sich offenbaren) eingeschaltet habe, streng zu behandeln, und mir auf einem besonderen Blättchen zu notiren, was ich *ändern*, und besonders was ich *substituiren* soll. *Ihnen* folge ich blindlings.“⁶³

Zwei Tage später etwas beschämt über sein Drängen und wieder mit einer ganz detaillierten Frage:

„Tausend Verzeihung, daß ich Sie, den Leidenden, bedrängte! Ich habe alles aufgenommen, bin jedem Winke gefolgt. Gern aber möchte ich auch die Betrachtung anbringen, die Sie bei S. VI äußern. Würden Sie folgende Einschaltung billigen:

‚Ein langer Aufenthalt in Rom, und vielleicht ein lebhaftes Interesse für gewisse Epochen des italienischen Dichterlebens scheinen meinem Bruder eine besondere Vorliebe für eine kleine lyrische Form eingeflößt zu haben, die dem Gedanken (soll der Wohlklang nicht aufgeopfert werden) enge Fesseln anlegt, die er aber mit Bewußtsein und Absicht frei behandelte.‘ (Oder wollen Sie ‚die er in Freiheit mit Bewußtsein und Absicht behandelte‘, oder ‚die er in bewußter Freiheit behandelte‘?) ‚Wenn [108] nun der Dichter nach seiner realen Eigenheit und Individualität am lebhaftesten das Bedürfniß fühlte, alles was der Empfindung entquillt, mit Ideen zu verweben.‘

Den kritischen Schatz, Ihr Blättchen, erbitte ich zurück.

Dankbarst Ihr
A. v. Humboldt.
Freitags.

* Vorrede zu Wilhelm von Humboldts Werk über die Kawi-Sprache.

⁶² Ebendort, S. 30 f.

⁶³ Ebendort, S. 271.

(Anmerkung von Varnhagen. Ich wähle: ‚Die er aber mit bewußter Freiheit behandelte‘, weil diese Lesart sich am besten zu dem Bilde der eben genannten ‚Fesseln‘ schickt, jedoch auch sonst die Sache bestimmt ausdrückt).“⁶⁴

Sehr interessant, und manch andere zuvor angedeutete Probleme mitbehandelnd, sind eine Reihe Bemerkungen zu einer Rede, die er vor den Abgeordneten Berlins gehalten hatte. Humboldt schreibt, nachdem ihn Varnhagen am 27. Januar so gelobt hatte, am nächsten Tag:

Varnhagen: „Mit freudigem Dank empfangen ich den von Eurer Exzellenz mir gütigst übersandten Abdruck Ihrer schönen, an die Abgeordneten der Stadt Berlin gerichteten Antwortrede. Wäre es nicht anmaßlich zu loben, wo das Lob schon Gewohnheit und Überfluß ist, so würde ich sagen, die Rede ist so gehaltreich-gediegen als geistig-edel. Für mich aber ist ihr schönster Lichtpunkt die – soll ich sagen glückliche oder meisterhafte? – Wendung, mit der Sie des Königs erwähnen, so würdig als fein, so warm als anmuthig, und jedes reine Gefühl muß sogleich einstimmend bekennen, daß hier diese Erwähnung besonders angemessen und schön erscheint.“

Humboldt: „Mein gar nicht schlummernder Ehrgeiz ist reichlich dadurch befriedigt worden, daß der Meister der Sprache (ich vermeide den Ausdruck Redeformer) so anmuthig mich belobt über meine Art, den König und mein Verhältniß zu ihm zu bezeichnen. Indem man preiset das wovon der andre keinen Luxus hat, zeigt man ihm den ehrenvolleren Weg und rechtfertigt sich selbst vor seiner Nation. Ein Waldmensch, den man glaubt an den Höfen zahm gemacht zu haben, bedarf solcher Rechtfertigung.“⁶⁵

Auch des Sechsendachtzigjährigen Ehrgeiz hinsichtlich Stil und Sprache schlummert noch nicht. Ebenso wenig wie seine offene Bewunderung für Varnhagen, der ihm stets ein Meister auf diesem Gebiet bleibt.

Aber ob auch andere als Varnhagen und Humboldt die Ironie des Lobes für den König erkennen – ihn auf einem Gebiet, auf dem er nicht allzuviel für die Nation tut, zu preisen, um ihn so zu größeren Leistungen anzuspornen. Es ist kein besonders neuer diplomatischer Trick, der sich jedoch bisweilen als wirksam erwiesen hat. Nichts Besonderes, daß der alte Diplomat und Höfling Humboldt ihn gebraucht. Aber tief rührend, wie er ihn auch zur eigenen Rechtfertigung vor der Nation gebraucht. Er, Alexander von Humboldt, Kammerherr und Günstling seines Königs, Zierde der Weltwissenschaft, bedarf einer solchen Rechtfertigung, da er im Grunde [109] ein „Waldmensch“ geblieben ist. Niemand wird ihm den „Waldmensch“ anmerken – nur sein Gewissen weiß um ihn und freut sich dessen. Und an dieser Freude soll auch sein „Sprachvertrauter“ und Freund Varnhagen teilhaben.

Wie eng stehen sich doch die beiden, wie vertraut sind sie miteinander! – auch wenn sie sich stets siezen, auch wenn Varnhagen in den Briefen bis zuletzt den Freund mit „Euer Exzellenz“ anredet und den Brief endet mit „In tiefster Verehrung und dankbarster Ergebenheit gehorsamst Varnhagen von Ense“, auch wenn Humboldt den letzten Brief beginnt: „Innigen Dank, mein theurer Freund“ und ihn unterschreibt „Mit treuester freundschaftlicher Verehrung Ihr A. v. Humboldt.“

Wieviele politisch gefährliche Meinungen und Geheimnisse vertrauen sie sich einander an.

Wie ungezwungen besuchen sie sich gegenseitig!

Wie oft tauschen sie auch Bücher aus. So oft, daß man darauf noch etwas mehr eingehen sollte, weil auch das damals so ganz zum wissenschaftlichen Verkehr gehörte, zumal der Rückgabe dann oft eine Besprechung des Buches untereinander folgte. Humboldt an Varnhagen:

3. Dezember 1833: „Verzeihung, tausendmal Verzeihung, daß ich Ihnen so spät erst die klassischen Studien von Friedrich Schlegel zurücksende. Ich habe sie fleißig studiert, und mich

⁶⁴ Ebendort, S. 273.

⁶⁵ Ebendort, S. 309 f.

überzeugt, daß viele Ansichten des hellenischen Alterthums, die die Neueren sich zuschreiben, in Aufsätzen vor 1795 (eine Deukalionische Vorzeit) begraben liegen.“⁶⁶

9. Dezember 1833: „Darf ich Sie, verehrter Freund, um Friedrich Schlegel’s sämtliche Werke etwa den dritten Theil bitten?“⁶⁷

30. Mai 1837: „Sie können, mein verehrter Freund, ganz über den Theil der Akademie disponieren, bis ich Ihnen ein eigenes Exemplar schaffe. Die Mittheilung für den geistreichen Gans ist mir besonders angenehm. Hegel’s geschichtliche Studien werden mich besonders interessieren, weil ich bisher ein wildes Vorurtheil gegen die Ansicht hege, daß die Völker, ein jedes, etwas repräsentiren müssen; daß alles geschehen sei, ‚damit erfüllet werde‘ was der Philosoph verheißt. Ich werde aufmerksam lesen, und gern von meinem Vorurtheile zurückkommen.“⁶⁸

3. Juni 1839: „Das Buch was Sie mir geliehen*, mein theurer Freund, ist ein köstliches Buch, wie alles köstlich genannt werden muß, was die Individualität der Menschen bezeichnet.“⁶⁹

29. Dezember 1839 „Es ist eine schöne und recht menschliche Handlung, daß Sie mir, mein theurer Freund, diese kleine Schrift** leihen, die mir gewiß entgangen wäre. Das Lob, was Sie ihr zollen, der Sie so lebendig ein Lebensbild zu entwerfen, [110] und so anmuthig zu verschönern wissen, ohne die Grundzüge zu verwischen, ist eine große Autorität.“⁷⁰

Bis an das Ende:

7. März 1858:

„Ich vermuthe, theurer Freund, daß Sie das indiskrete fast geistlose Buch von Normanby nicht in Händen gehabt. Ich werde es an Lady Bloomfield nicht zurückgeben, ohne es Ihnen anzubieten. Durchblättern Sie es nach dem Register, und schicken Sie es mir gütigst in 4 bis 5 Tagen zurück. Es schildert eine schlechtgespielte Komödie. Ihr anhänglichster

A. v. Humboldt
Sonntag Nacht.

Meine Verehrung Ihrer liebenswürdigen Nichte.

(A year of revolution. From a journal kept in Paris in 1848. By the marquis of Normanby, K. G. London. 1857. 2 Vols. in 8°.)“

Am 8. März 1858 bemerkt Varnhagen in seinen Tageblättern: „Humboldt sendet mir mit freundlichen Zeilen das Buch des Marquis von Normanby über die Revolution von 1848. Er nennt es ein indiskretes und fast geistloses Buch, ich nenn es ein stupides, und dem Inhalte nach verrätherisches; es zeigt, wie schädlich es ist, sich mit der Diplomatie einzulassen, besonders mit einer unamtlichen, wie damals die des Marquis war, auf den sowohl Lamartine als Cavaignac nur zu sehr gehört haben. Er ist einer der stumpfesten und langweiligsten Engländer, die es je gegeben hat.“

Am 9. März 1858 fügt Varnhagen seinem Urtheil über Normanby noch Folgendes hinzu: „In Normanby weitergelesen. Er ist ein armer Tropf, aber die Elendigkeit Louis Philippe’s, die Schlechtigkeit Guizot’s, die verderblichen Einwirkungen der Schleicher und Betrüger, lernt man aus seinem schlechten Buche gehörig kennen. Übrigens ist er ein Meister, alles Lebendige und Sprudelnde der gewaltigsten Ereignisse zu tödtender Langweiligkeit herabzustimmen.“⁷¹

⁶⁶ Ebendort, S. 17.

⁶⁷ Ebendort, S. 18.

⁶⁸ Ebendort, S. 43.

* Dorow’s Denkschriften und Briefe. Band III.

⁶⁹ Ebendort, S. 56.

** Fr. Jacobs’ Jubelschrift für Kries in Gotha.

⁷⁰ Ebendort, S. 60.

⁷¹ Ebendort, S. 391 f.

Aber alles andere überwiegend bleibt doch letztlich Humboldts Interesse an Varnhagen als Meister deutscher Sprache und Stilgeschmacks. Eine merkwürdige Beziehung, die uns sonst unter Wissenschaftlern in dieser Art wohl nicht bekannt, und die auch nur Humboldt in einer Zeit, in der ihm die Popularisierung der Wissenschaft so sehr am Herzen lag, haben konnte.

Dabei muß man sich klar darüber sein, daß Humboldt nicht etwa, wie in der nachfolgenden Zeit Thomas Henry Huxley in England, eine große Kampagne unter den Wissenschaftlern für die Popularisierung ihres Faches betrieb. Sein Bemühen galt vor allem dem Stil und der Sprache seines eigenen Werkes. [111]

V. Kapitel: Der Briefwechsel zwischen Johann Gustav Droysen und Heinrich v. Treitschke – Die „politischen Geschichtsschreiber“ und die deutsche Misere

1. Die Schule

Hans Schleier, der von den marxistischen Historiographen sich am intensivsten mit den kleindeutschen Historikern, die zugleich Begründer der „politischen Geschichtsschreibung“ in Deutschland waren, beschäftigt hat, bemerkt über sie:

„Die kleindeutschen Historiker bildeten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die herrschende Schule der bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung. In den fünfziger und sechziger Jahren griffen sie maßgeblich in die politischen Auseinandersetzungen für die nationale Einigung Deutschlands unter der Führung Preußens ein; seit 1871 galten sie als die offiziöse historische Schule Preußen-Deutschlands; und erst mit dem Übergang zum Imperialismus und die dadurch bedingte Zuspitzung der Klassengegensätze und der Widersprüche im Innern wie nach außen wurde diese Schule durch andere reaktionäre bürgerliche Richtungen abgelöst.

Der Name kleindeutsche oder preußisch-deutsche Historiker kennzeichnet ihre politische Haltung in der Reichsgründungszeit und ihre einseitige historiographische Verherrlichung des Preußentums. Als politische Historiker werden im engeren Sinne diejenigen, freilich die einflußreichsten, bezeichnet, die sich relativ offen zu den politischen oder, wie sie es auch ausdrücken, ethischen Aufgaben jeder Geschichtsschreibung bekannten.“¹

Über Droysen schreibt er an derselben Stelle:

„Johann Gustav Droysen wurde 1808 in Treptow als Sohn eines Garnispredigers geboren, der mit dem Kreis um Blücher in engem Kontakt stand. Schon das Elternhaus richtete seine Erziehung auf Luthertum und Preußentum aus, die zeitlebens für ihn bestimmend blieben. Von 1826 an studierte Droysen in Berlin. Zu seinen einflußreichsten Lehrern gehörten Boeckh und Hegel. 1833 habilitierte er sich in Berlin und erhielt dort 1835 eine außerordentliche Professur. Seine ersten Arbeiten galten der Antike, der Übersetzung der Werke des Aeschylus (2 Bände, 1832) und der Komödien des Aristophanes (3 Bände, 1836-38). 1833 erschien die Geschichte Alexanders des Großen (Fortsetzung mit der Geschichte des Hellenismus, 1836, 1843), in der er im Militärstaat Makedonien und seiner Einigung der griechischen Kleinstaaten das Vorbild für die nationale Einigung Deutschlands erblickte.

Mit dem Antritt der Professur in Kiel (1840) verlagerten sich die Studien Droysens [112] immer mehr auf die neue Geschichte (Vorlesungen über die Freiheitskriege, 2 Bände, 1846). Zugleich begann er sich aktiv an den politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit zu beteiligen, zunächst in Schleswig-Holstein, dann in der Revolution von 1848 als Mitglied des führenden Professorenkreises der Paulskirche.

Seit 1850 wirkte er in Jena, von 1859 bis zu seinem Tode in Berlin. Trotz der Enttäuschung Droysens über Preußens Haltung 1848/50 prägte sich bei ihm in den fünfziger Jahren die Machtstaatsidee immer stärker aus. Er wurde zum erbitterten Gegner der Demokratie und des Linksliberalismus, aber auch der Kreuzzeitungspartei. Das letztere hinderte ihn freilich nicht, aus dem ‚Grafen York‘ (2 Bände, 1851/52), einem der galligsten Junker, wie Mehring sagte*, einen Vorkämpfer für die nationalstaatliche Einigung zu machen. Sein Hauptwerk war die ‚Geschichte der preußischen Politik‘ (ab 1855, bis zu seinem Tode 15 Bände, die bis 1756 führten).

¹ H. Schleier, Die kleindeutsche Schule (Droysen, Sybel, Treitschke), in: Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, hg. von J. Streisand, Bd. 1, Berlin 1963, S. 271 – künftig zitiert als: Studien.

* Mehring, Franz, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, Bd. 1, Berlin 1960, S. 566. (Ges. Schriften, Bd. 1, hg. v. Th. Höhle, H. Koch, J. Schleifstein.)

Parteilich stand er auf dem äußersten rechten Flügel der Liberalen. Er gehörte dem Kreis um die altliberalen ‚Preußischen Jahrbücher‘ an. Seit 1864 wurde seine Anerkennung für Bismarck immer vorbehaltloser. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens leitete Droysen eine Reihe von Aktenpublikationen aus den preußischen Archiven, die die borussische Legende stützen sollten. 1884 verstarb er in Berlin.“²

Über Treitschke, den er den „tönendsten und publizistisch nachhaltigsten Vertreter der kleindeutschen Schule“ nennt, bemerkt Schleier:

„Geboren 1834, wuchs er in Dresden in der beschränkten Atmosphäre einer später auch zu Hofe gehenden Offiziersfamilie von streng konservativ-partikularistischer und religiöser Gesinnung auf. Schon in jungen Jahren löste sich der junge Treitschke mehr und mehr von dieser Welt und formte seine politischen Auffassungen entscheidend während seiner Studienzeit in Bonn (ab 1851). Vor allem die Vorlesungen Dahlmanns hatten angesichts der nationalen Zerrissenheit Deutschlands die nachhaltigste Wirkung auf ihn. Sie brachten ihm die enge Verbindung von Politik und Geschichte in rechtsliberaler Version nahe und bestärkten seine Hinwendung zu Preußen. Von großem Einfluß erwies sich auch das Studium der Werke kleindeutscher Ideologen wie Mommsen und Gneist, der Vulgärökonom Knies und Roscher, der ‚Realpolitik‘ Rochaus.

Nach der Habilitation (1858, Die Gesellschaftswissenschaft) begann Treitschke 1859 in Leipzig unter großem Zulauf seine Vorlesungen. Ihres propreußischen Gehalts wegen erhielt er nicht in Sachsen, sondern im badischen Freiburg eine außerordentliche Professur (1863). Treitschke gehörte zu den frühesten und erfolgreichsten Autoren der ‚Preußischen Jahrbücher‘. In ihnen veröffentlichte er zu Beginn der sechziger Jahre verschiedene, von liberalen Gedanken getragene Essays (Die Grundlagen der englischen Freiheit, Milton, Das Selfgovernment, Die Freiheit, Fichte). Im Mittelpunkt dieser im ganzen fortschrittlichen Aufsätze stand, auch wenn sie zum Teil englische Geschichte behandelten, die Frage der nationalen Einigung und der bürgerlichen Monarchie. Im Verfassungskonflikt noch in Opposition zur preußischen [113] Regierung, war er seit 1864 Bismarckianer. 1866 ging er nach Berlin, um mit Wehrenpfennig die Redaktion der ‚Preußischen Jahrbücher‘ zu übernehmen, die er dann bis 1889 geleitet hat. 1866 Professor in Kiel, 1867 in Heidelberg, wurde er 1874 nach Berlin berufen, um hier den Kreis der militanten politischen Historiker zu verstärken. Mit Zustimmung Bismarcks ließ er sich 1871 in den Reichstag wählen, dem er bis 1879 auf der äußersten Rechten der Nationalliberalen, dann bis 1884 als Unabhängiger angehörte. Ohne Rücksicht auf seine Fraktionszugehörigkeit folgte er in allen entscheidenden Fragen den Wendungen der Bismarckschen Diplomatie und unterstützte sie publizistisch. Ideologisch verkörperte Treitschke so sehr das Bismarck-Reich, daß ihn Alfred Dove förmlich zum ‚Propheten unseres Reichs‘* erheben konnte.

Seit 1879 erschienen fünf Bände seines Hauptwerkes der ‚Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert‘. Die Übernahme der ‚Historischen Zeitschrift‘ nach Sybels Tode konnte sich nicht mehr entscheidend auswirken, da Treitschke schon kurz darauf (1896) verstarb.“³

Das Programm der „politischen Geschichtsschreibung“ entwickelte Heinrich von Sybel in seinem Vortrag „Über den Stand der neuen deutschen Geschichtsschreibung“ (1856). Vaterlandsliebe und Bekenntnis zu einer politischen Überzeugung seien entscheidend für jeden Historiker. Daß der Historiker cum ira et studio, mit Leidenschaft und Eifer schreiben müsse, hatte Sybel schon in seiner Dissertation propagiert.

Kein Wunder, daß ein Großteil der kleindeutschen Historiker in der Paulskirche bzw. später in deutschen Parlamenten saß. Sybel war 1848/49 Mitglied der Hessischen Ständeversammlung,

² Ebendort, S. 271 f.

* Dove, Alfred, Der Prophet unseres Reichs, zuerst 1871 in der Wochenschrift, „Im neuen Reich“, wieder abgedruckt in: Ausgew. Schriften vornehmlich histor. Inhalts, Leipzig 1898.

³ Ebendort, S. 273 f.

später Mitglied des Preußischen Landtages, 1867 Mitglied des konstituierenden Reichstags und schließlich Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Treitschke war von 1871 bis 88 Mitglied des Reichstags. Droysen saß wie Max Duncker in der Paulskirche.

Die Kleindeutschen, die ein Deutschland unter Führung Preußens wünschten, bildeten eine feste Schule. Sie beherrschten die preußischen und auch andere deutsche Universitäten. Der kleindeutsche Treitschke war der Nachfolger des kleindeutschen Ludwig Häusser in Heidelberg, und als Droysen in Berlin Verstärkung suchte, veranlaßte er, daß Treitschke von Heidelberg nach Berlin kam und beriet mit ihm, welcher Kleindeutsche ihm am besten in Heidelberg folgen sollte.

Aus dem Briefwechsel zwischen Droysen und Treitschke geht hervor, daß, als dieser von einer Berufung nach Berlin hört, er Bedenken hat, ob das Droysen recht sei. Droysen antwortet sogleich am 22. März 1873: „Vor einigen Tagen sagte mir Duncker, daß Sie in betreff Ihres Rufes nach Berlin Bedenken hätten, unter andern das, daß es mir nicht erwünscht sein möchte. Vielleicht hätte ich Ihnen in dieser Beziehung schon früher schreiben sollen; ich habe es unterlassen, weil ich in solchen Sachen nicht gern über die Linie meiner unzweifelhaften Kompetenz hinausgehe. Nach jenem Anlaß darf ich Ihnen meine Ansicht offen sagen, wenn auch nur zu Ihrer privaten Orientierung. Es ist auf meinen Antrag geschehen, daß die von der Fakultät [114] bestellte Kommission Ihre Berufung vorgeschlagen hat. Und ich kann meinerseits nur dringend und von ganzem Herzen gegen Sie den Wunsch aussprechen, daß Sie dem Rufe Folge leisten. Sie erlassen es mir, die Gründe dafür, die ich in Ihrer persönlichen Begabung und Leistung der Fakultät nachweisen zu können meinte, darzulegen. Sachlich mache ich geltend, daß Sie in unserer Disziplin eine Richtung vertreten, welche wir hier in Berlin durchaus verstärken müssen, wenn ich mir erlauben darf zu sagen, daß ich mich in einer ähnlichen zu bewegen versuche. Die historische Schule, die sich an dem Mittelalter oder vielmehr an den Quellen der mittelalterlichen Geschichte gebildet hat, ist soweit entfernt, das geistige Bedürfnis, für das die Geschichte einzutreten hat, zu befriedigen, daß sie im Grunde nur Philologie, aber ohne den großen und geistesmächtigen Inhalt des klassischen Altertums, gibt und lehrt; höchstens, daß dann die Begabteren etwas Firnis von sogenannter schöner Darstellung hinzufügen. Von den lebendigen Impulsen des geschichtlichen Lebens in Staat, Kirche, sozialer und Verfassungsarbeit bleibt in dieser Art Studium wenig übrig, höchstens die Trebern.“⁴

Wie klar wird hier, daß der kleindeutsche Treitschke zur Verstärkung von Droysen gegen Ranke und seine Schule nach Berlin berufen wird. Genau so politisch und schulisch sieht Treitschke die Sache an und antwortet (am 26. März): „Die Wahl ist aber keineswegs leicht. Es ist nicht das schöne Rheinland und die naturfrische Umgebung, was mir das Scheiden schwer macht, wie hoch ich auch diese Güter für mich und mein Haus anschlage. Vielmehr weiß ich durchaus nicht mit Sicherheit zu sagen, ob ich als Lehrer hier oder in Berlin mehr nützen kann. Die letzten Wochen haben mir sehr deutlich gezeigt, daß ich festen Fuß gefaßt habe auf dem pfälzer Boden. Meine Zuhörer sind zur Hälfte Süddeutsche, harmlose junge Leute, meist recht unwissend, aber dankbar und empfänglich. Solange unser Reich noch in so jungen Jahren steht, ist es doch nicht ganz gleichgültig, wer dem Nachwuchs der gebildeten Klassen des Südens die vaterländische Geschichte vorträgt; und unter unseren jüngeren Historikern passen doch nur wenige auf Häussers Lehrstuhl. Ich glaube fast, meine ganze Art taugt besser für diese erregbaren süddeutschen Gemüter als nach Berlin. Jedenfalls müßte ich eine andere Weise des Vortrags lernen; hier hat man nur die naive Unwissenheit zu bekämpfen, in Berlin den Dünkel der Halbbildung und die Barbarei eines sinnlichen Radikalismus, der sich selber für idealistisch hält. Sie sehen, das sind ernste Erwägungen; rasch läßt sich die Entscheidung nicht finden. Ich werde zu Anfang nächster Woche nach Berlin kommen, dann wird eine Unterredung mit dem Minister wohl endlich

⁴ J. G. Droysen, Briefwechsel, hg. von R. Hübner, Bd. 2, Berlin und Leipzig 1929, S. 906 f. – künftig zitiert als: Droysen.

zum Abschluß für oder wider führen.“⁵ Ein halbes Jahr später schreibt Treitschke (23. November 1873) immer noch aus Heidelberg: „Die Wahl meines Nachfolgers macht uns viel Not. Da Pauli wahrscheinlich nicht kommt, und Baumgarten als Schwager Jollys hier nicht durchzubringen ist, so bleiben wohl nur Maurenbrecher, Erdmannsdörffer und Noorden (denn von Oncken, der hier viele Freunde hat, darf doch nicht die Rede sein). Von diesen dreien ist Erdmannsdörffer [115] wohl der feinste Kopf, aber Maurenbrecher die kräftigste Natur und der beste Lehrer. Andere gehen schwerlich aus Preußen fort.“⁶ Natürlich muß es ein Preuße sein, der in Baden sein Nachfolger wird!

Ganz wesentlich trug zum organisatorischen Zusammenschluß der Schule bei, daß sie zwei wichtige Zeitschriften in der Hand hatte: die „Preußischen Jahrbücher“, an deren Gründung 1858 Droysen, Häusser und Treitschke beteiligt waren, ein allgemein politisch-wissenschaftliches Organ, dessen Leitung Treitschke 1866 übernahm, und die „Historische Zeitschrift“, ein „Fachorgan“, das seit 1859 erschien und zwar mit Sybel als Herausgeber.

Die Schule ordnete ihre gesamte Aktivität als Historiker dem Ziel der Einigung Deutschlands unter Führung Preußens in einer Revolution von oben unter. Sie diente damit in erster Linie den Interessen der preußischen Bourgeoisie. Solange sie – bis 1866 etwa – mit diesem Streben für Einheit das halbfeudale, reaktionäre Junkertum bekämpfte, gab es fortschrittliche Züge in ihrer Haltung.

Die Entwicklung ihrer politischen Haltung schildert Schleier:

„Die organisatorische Sammlung der gemäßigt-liberalen Historiker auf der Basis eines antifeudalen wie antirevolutionären Programms in den 40er Jahren wurde unterbrochen durch den Ausbruch der Revolution von 1848. In ihr setzten Dahlmann, Droysen, Duncker, Häusser, Sybel u. a. jedoch diese politische Linie in vorderster Front fort. Sie gehören zu dem führenden Professorenkreis des Frankfurter Vorparlaments und der Nationalversammlung und erstrebten die kleindeutsche bundesstaatliche Einigung Deutschlands durch Reformen von oben unter Abwägung der Volksbewegung.

Nach dem Scheitern der Revolution verfolgten sie im Interesse der preußisch orientierten Großbourgeoisie als Gothaer und später als Mitglieder des Erfurter Parlaments die weitere Hinwendung zum Preußentum in Deutschland. Galten ihnen noch während der Revolution das Aufgehen Preußens in Deutschland, zumindest die Gewährung einer konstitutionellen Verfassung und der Verzicht auf preußische Sonderinteressen als eine Selbstverständlichkeit, so erblickten sie jetzt gerade in dem preußischen Machtstaat die Gewähr für eine zukünftige nationalstaatliche Initiative, aber auch die Garantie für den Schutz der sozialökonomischen Belange der Bourgeoisie gegen das Proletariat. Ihre antifeudale Position verlor dadurch weitgehend an Schärfe und Folgerichtigkeit.

Seit 1866/71 wurden die preußisch-deutschen Historiker nach dem Übergang zu Bismarck auch offiziell als die herrschende Schule der deutschen Historiographie anerkannt und bestimmten in den 70er und 80er Jahren weiterhin maßgeblich das Gesicht der Forschung und Lehre der neueren deutschen Geschichte an den Universitäten. Anstelle ihrer Opposition gegen die feudale preußische Bürokratie und die Konfliktpolitik Bismarcks trat nun die fast bedingungslose Unterstützung der Bismarckschen Politik nach innen und außen.“⁷

Die Kleindeutschen Historiker waren also im allgemeinen antidemokratisch, wes-[116]halb sie aber bis 1870 nicht antifortschrittlich waren. Ihre historische Aufgabe war ja die Förderung der Bourgeoisie und die Einigung Deutschlands, und die Aufgabe konnte, das hat die deutsche Geschichte wahrlich bewiesen, auch auf antidemokratischem Wege erfüllt werden. Sie werden erst

⁵ Ebendort, S. 907 f.

⁶ Ebendort, S. 910.

⁷ H. Schleier, Sybel und Treitschke, Berlin 1965, S. 26 und S. 235.

zu Feinden des Fortschritts, als das Proletariat zum Bannerträger des Fortschritts wurde. Das Banner des Fortschritts übernahm das Proletariat aber erst in der „Kommune“. Wenn Treitschke seiner Frau am 28. Juli 1866 mitteilt, „die Revolution, in der wir stehen, kommt von oben“, so ist diese ihn befriedigende Beobachtung natürlich auch nicht gegen den Fortschritt gerichtet, denn die Bourgeoisie als damals noch führende Kraft des Fortschritts konnte durchaus damit zufrieden sein – ihr möglichst viel Macht zu verschaffen, war die historische Aufgabe; und wenn es auch sicher ist, daß sie bei einer Revolution von unten die starken feudalen Reste hätte beseitigen können, wird man von ihrem Klassenstandpunkt aus verstehen, daß sie mehr Furcht vor den werktätigen Massen als vor den feudalen Überresten hatte.

Seit dem Ende der sechziger und dem Beginn der siebziger Jahre aber wird ihre Haltung rein reaktionär und alle ihre antidemokratischen Tendenzen vor dieser Zeit verschärfen sich ganz außerordentlich, richten sich mehr und mehr ganz spezifisch gegen die Arbeiterklasse und ihre Partei, die Sozialdemokratie. Die Kleindeutschen Historiker werden ganz eindeutig zu einer durch und durch reaktionären Kraft.

Was ihre vorangehende Fortschrittlichkeit betrifft, so war es notwendig, auf sie hinzuweisen. Man darf sie jedoch unter keinen Umständen überschätzen, und niemand sollte sie als eine bedeutende, für den Fortschritt kämpfende gesellschaftliche Kraft sehen. Als Historiker waren sie überdies nicht mehr als kompetent. Ranke war im Vergleich zu ihnen eine große Gestalt und die französischen Historiker der Restaurationsperiode – Mignet und Michelet, Thiers und Thierry und Guizot – standen weit über ihnen. Und natürlich verschwinden sie völlig aus unserem Blick neben Marx und Engels.

2. Das Engagement

Sie waren keine bedeutenden Historiker. Hatten aber große Bedeutung in ihrer Haltung als Wissenschaftler. Ja mehr: Sie waren die einzige bürgerliche historische Schule in der deutschen Geschichte, die wirklich politisch engagiert war, die wirklich bewußt kämpfte und die eine sehr tiefe Einsicht in die Schwierigkeiten ihres Kampfes auf Grund der jämmerlichen Haltung der Klasse, für deren Interessen sie eintrat, hatte.

Schleier bemerkt mit Recht:

„Diese große Wirkung der Kleindeutschen Schule beruhte vor allem darauf, daß in ihren Werken, ganz gleich ob über das Altertum oder über die neueste Geschichte, die Probleme des Nationalstaates und die Wege zu ihm im Mittelpunkt standen. ...

Es ist kein Zufall, daß Droysen in seinen ersten Hauptwerken, der ‚Geschichte Alexanders des Großen‘ (1833) und der ‚Geschichte des Hellenismus‘ (1836, 1843) als Ausgangspunkt der Schilderung die mazedonische Monarchie wählte. In diesen Arbeiten hob er Mazedoniens Rolle bei der Überwindung der griechischen Kleinstaaterei hervor und knüpfte daran die aktuelle politische Lehre, erst durch den star-[117]ken artverwandten Militärstaat seien die griechische Freiheit, Unabhängigkeit und Geltung gerettet worden. Das war ganz auf die besonders in Süddeutschland vorhandene Antipathie gegen Preußen bezogen! Der Aufgabe Preußens in Deutschland waren dann direkt seine ‚Vorlesungen über die Freiheitskriege‘ (1846) gewidmet.“⁸

Und an anderer Stelle bemerkt Schleier:

„Die führenden Köpfe der preußisch-deutschen Schule verstanden es mit großem Geschick, die wesentlichen politischen Fragen der Zeit aufzugreifen, sie in relativ kurzer Frist in großbürgerlichem Sinne auszulegen oder umzufälschen und als eine pragmatische Geschichtsbetrachtung in den Widerstreit der ideologischen Meinungen zu werfen. Ganz gleich, ob sie über das Altertum oder über die neueste Geschichte handelten, die brennend aktuellen Probleme des Nationalstaates und der Wege zu ihm standen im Mittelpunkt des Gesichtskreises. Sie führten den historisch-

⁸ Ebendort, S. 21 und 25.

politischen Essay eigentlich erst in großem Stile in die Geschichtsschreibung ein, und in ihren Vorlesungen nehmen Kollegs über politische Theorien und ‚Politik‘ einen gewichtigen Raum ein.* Die von ihnen herausgegebenen Zeitschriften bildeten, zumal sie geschickt geleitet wurden, wichtige Sprachorgane zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Droysen hob ausdrücklich die Rolle der publizistischen Tätigkeit in der Historiographie hervor, und in Treitschkes Arbeiten nehmen die publizistischen Schriften den größeren Umfang ein. Wenn Sybel einmal schrieb, er sei ‚zu 4/7 Professor und zu 3/7 Politiker‘**, so charakterisiert das die immense Wichtigkeit der politischen Tätigkeit für die Geschichtsschreibung der kleindeutschen Schule insgesamt ...

Geradezu das Hauptwerk der Preußenlegende schuf Droysen mit der umfangreichen ‚Geschichte der preußischen Politik‘. Droysen unternahm es, Preußens sogenannten deutschen Beruf und seine nationale Mission jahrhundertweit zurückzuverfolgen und als die immanente sittliche Idee dieses Staates herauszustellen. Die Anfänge der nationalen Tradition verlegte Droysen bis in die Zeit der Askanier. Ein Glanzpunkt der Legende war die Behauptung, Brandenburg-Preußen habe gewissermaßen schicksalhaft, unbewußt oder bewußt, und dies seit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit der Verfolgung seiner eigenen Interessen immer dem Vaterlande gedient. Von dieser mystischen Deutung her zeigte sich Droysen nun beflissen, alle Handlungen Brandenburg-Preußens in das Prokrustesbett der nationalen Mission zu pressen. Mit unverminderter Leidenschaft sang Droysen das Hohelied auf die Hohenzollern, die er zum Symbol staatsmännischer Größe und treusorgender landesväterlicher Fürsorge erhob. Droysen feierte Preußen auch als Hort des Protestantismus in Deutschland, da er die protestantische Religiosität und Kirche als die eigentlich deutsche verstand. ...

Droysens Veröffentlichungen und Vorlesungen waren durchdrungen von dem Be-[118]streben, die Kluft zwischen Politik und Historie zu schließen, wie er gelegentlich einmal sagte. ‚Moralisch zu prügeln ... was in geschichtlichen und politischen Dingen wahr, recht und gut ist‘***, so charakterisierte er sein Hauptanliegen. Wahr, recht und gut konnte natürlich nur die nationalstaatliche Einigung unter der Führung Preußens sein.“⁹

Das heißt, die Kleindeutschen Historiker waren engagierte Historiker. Daß sie Vertreter der Bourgeoisie und ihrer Interessen waren, ist eine Selbstverständlichkeit. Daß sie aber offen engagiert politische Historiker waren, daß sie aus der Geschichte lernten und andere belehren wollten, um die Geschichte voranzutreiben, ihrem eigenen Hauptziel (der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung) zu, daß sie all das deutlich aussprachen, das zeichnet sie vor vielen anderen Historikern nicht nur ihrer Zeit, sondern der Weltbourgeoisie überhaupt aus.

In dieser Haltung sind sich die Kleindeutschen Historiker und wir Marxisten völlig einig. Nur sind natürlich die Auswirkungen dieser Haltung auf die Geschichtsschreibung völlig verschieden. Die Kleindeutschen Historiker müssen die Geschichte manipulieren, um sie ihren Zwecken unterzuordnen. Man lese noch einmal den schon zitierten Kommentar Schleiers zu Droysens Preußenauffassung: „Ein Glanzpunkt der Legende war die Behauptung, Brandenburg-Preußen habe gewissermaßen schicksalhaft, unbewußt oder bewußt, und dies seit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit der Verfolgung seiner eigenen Interessen immer dem Vaterlande gedient.“ Das ist natürlich objektiv falsch, das ist Unsinn, das ist manipulierte Geschichte. Und nun nehmen wir die Feststellung, die sich durchaus in einer marxistischen Geschichte finden könnte: „Die Arbeiterklasse hat, bewußt oder unbewußt, und dies von Anfang an, mit der

* Dahlmann, Waitz, Droysen, Sybel, Max Duncker und Treitschke haben Vorlesungen über „Politik“ gehalten und z. T. auch veröffentlicht. Vgl. Hübner, Rudolf, J. G. Droysens Vorlesungen über Politik. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte und Begriffsbestimmung der wissenschaftlichen Politik, in: Zeitschrift für Politik, Bd. 10, 1917.

** Zit. nach C. Varrentrapp in der biogr. Einleitung zu Seibel, H. v. Vorträge und Abhandlungen, München und Leipzig 1897, S. 128.

*** Zit. nach Rother, Hans, Geschichte und Politik in der Gedankenwelt J. G. Droysens, Berlin 1935, S. 72 (Histor. Studien, H. 268).

⁹ Studien, S. 297 und 299.

Verfolgung ihrer eigenen Interessen immer dem Fortschritt gedient“. Auch das ist die Feststellung eines engagierten Historikers. Aber sie ist eben objektiv, nicht manipulierte Geschichte, da sie dem gesetzmäßigen Gang der Geschichte entspricht.

Wie deutlich wird das politische Engagement dieser Historiker, das sie, und das ist so bemerkenswert, auch öffentlich verkündeten, doch vor allem auch in ihren Briefen!

So schreibt Droysen am 15. Dezember 1864 an Treitschke:

„Verehrter Herr Kollege! Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die Zusendung, die Sie mir gemacht haben. Ich habe in dem Buche auch die Aufsätze, die ich schon kannte, von neuem mit dem größten Interesse gelesen. Wenn uns in Deutschland irgend etwas nottut, so ist es, daß wir Historiker nicht mehr bloß den geschäftigen Müßiggang der Gelehrsamkeit betreiben, sondern erkennen, wie unsre Wissenschaft eine im eminenten Grade praktische ist und die Pflicht hat, der Nation das Bild ihrer selbst zu erarbeiten und vor die Seele zu stellen. Unser vielgepriesener Idealismus besteht zum guten Teil in der Furcht und Flucht vor bestimmter Gestaltung, in dem leidigen Offenhalten aller möglichen Unmöglichkeiten, in der Zucht-[119]losigkeit des Träumens, was sein könnte. Wir glauben, an alle dem etwas zu haben, was wir nicht haben, daran ein Maß zu haben für das, was als Pflicht oder Aufgabe vor uns steht. Wir sind nicht sowohl idealistisch und unpraktisch, als vielmehr träg und ‚gewaltige Schreier‘, wenn uns diese Trägheit gestört wird. Was daraus folgt: unser Partikularismus, der unsre schwerste Strafe ist, gilt für ein unschätzbare Gut. Und geschieht dann irgend etwas, so dankt man Gott und schimpft auf Preußen.

Das hat mir immer an Ihren Arbeiten vor allem gefallen und immer deren nationaler Wert geschienen, daß Sie jenes *hic Rhodus hic salta* [Hier ist Rhodos, hier springe*] erkennen und unerbittlich aussprechen. Man wird aus einem netten Knaben nicht ein Mann, indem man das knabenhafte beibehält; manches geht dabei verloren, die weiche Hand, die helle Stimme, das lockige Haar. Können wir in Deutschland nicht dazu gelangen, vieles was reizend und schon war, zu opfern, um stark, tätig und eine feste Phalanx zu werden, so verdienen wir das Schicksal, was wir oft genug erlebt, das der Fremdherrschaft. Und der Gedanke des Rheinbundes wird schon wieder rege. Man springt aus Furcht vor dem Regen ins Wasser.“¹⁰

Ein Jahr später (am 25. Januar 1866) nach Erhalt von Droysens neuestem Band der „Geschichte der Preußischen Politik“ schreibt Treitschke an ihn: „Der neue Band wird, wie alle seine Vorgänger an mir einen aufmerksamen und gelehrigen Leser finden. Die gewöhnliche Behandlung unserer Geschichte ist trotz der Fortschritte der kritischen Forschung doch noch sehr geistlos und, vor allem, ganz unpolitisch. Ich erkenne mehr und mehr, daß das politische Talent ein von allen anderen menschlichen Gaben spezifisch verschiedenes und leider unter hunderttausend Deutschen kaum einem eigen ist. Ihr Werk macht endlich einmal Ernst, bitteren Ernst mit der Politik, es zwingt zum politischen Denken. Darin liegt seine Kraft und Bedeutung, aber auch leider der Grund seiner noch viel zu geringen Verbreitung.“¹¹

Genau aus dieser Haltung heraus resultiert auch ihre Abneigung zu Ranke – bei aller Hochachtung für ihn. So schreibt Treitschke an Droysen (24. Dezember 1872): „Ich schulde Ihnen noch vielen Dank für die schöne Arbeit über die Flugschrift von 1743**“. Sie hat mich noch begieriger

* Die Worte stammen ursprünglich aus der Fabel „Der Fünfkämpfer als Prahler“ von Äsop und galten als Aufforderung an einen Fünfkämpfer, der wiederholt auf seine herausragenden Leistungen beim Weitsprung in Rhodos hingewiesen hatte. Als seine Gesprächspartner genug von seiner Prahlererei hatten, forderten sie ihn auf, das Geleistete hier und jetzt zu wiederholen.

¹⁰ Droysen, a. a. O., S. 858.

¹¹ Ebendort, S. 866.

** Über eine Flugschrift von 1743 (gelesen in der Gesamtsitzung der Akademie der Wissenschaften am 15. Februar 1872). Philosophische und historische Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin aus dem Jahre 1872, Berlin 1873, 93-127.

gemacht auf Ihre Darstellung der friderizianischen Epoche. Daran fehlt es noch sehr. Rankes Geschichte der Jahre 1780-90* füllt die Lücke wahrhaftig nicht aus. Diese Leisetreterei, die über das Wichtigste gar nichts sagt, ist doch schrecklich. Ranke sollte in England und Italien bleiben, da kann man seine Größe ohne Vorbehalt bewundern. Für die preußische Geschichte fehlt ihm, worauf alles ankommt: der Charakter.¹² Oder Droysen schreibt an Treitschke (27. November 1873): „Meinen Friedrich II. lassen Sie sich zu aller Nachsicht empfohlen sein. Ranke hat von den preußischen Dingen eine andere Ansicht als ich, heut [120] eine sehr andere als früher. Ich bewundere sein großes literarisches Talent und seine schöne Gabe, alles wie im heiteren Sonnenlicht zu sehn oder doch zu zeigen, als gäbe es in den menschlichen Dingen kein Weh und Ach, keine Schuld und Leidenschaft.“¹³

Großartig der letzte Satz! insbesondere wenn man bedenkt, wie leidenschaftliche und geschickte Propagandisten diese Historiker waren, wie empfänglich darum auch für alle Überbau-bewegungen in der Geschichte. Glänzend oft im Stil, bewegend in der Sprache, Meister in der Bewältigung riesigen Stoffes und zugleich des Essays, bedeutend in der Rede vom Katheder und im Parlament. All das machte sie auch gesellschaftlich so wirksam und nach 1866 50 gefährlich.

Wir sprachen davon, wie ähnlich ihre Haltung der unsrigen, wenn sie vom Historiker ganz offen politisches Engagement verlangen und es als ihre Pflicht betrachten, gesellschaftlich, propagandistisch tätig zu sein.

Man muß jedoch noch einer anderen, vielleicht zuerst überraschenden Ähnlichkeit gedenken: ihrer so klaren Einsicht in einen Teil der Misere des Bürgertums. Diese hängt natürlich mit ihrem leidenschaftlichen politischen Engagement zusammen. Ihre Losung „Vorwärts zur nationalen Einigung“ stieß in der Bourgeoisie auf den Widerstand der Trägheit, der Unentschlossenheit, der Angst vor den Massen der Werk-tätigen, der Ergebenheit in die Verhältnisse – kurz auf so vieles, das auch Marx und Engels dem deutschen Bürgertum vorgeworfen haben, auf das, was Marx und Engels ebenso wie die Kleindeutschen mit dem Wort Misere kennzeichnen.

Und diese Haltung können sie natürlich in ihren Schriften nicht so stark und pointiert zum Ausdruck bringen wie in ihren Briefen. Hier sind die Briefe eine einzigartige Quelle und absolut unentbehrlich.

Schon in seinem ersten Brief an Droysen, die Übersendung eines Aufsatzes in den „Preußischen Jahrbüchern“ begleitend, schreibt Treitschke (11. Februar 1863): „Den gegenwärtigen Aufsatz habe ich freilich mit ungleich geringerer Freude geschrieben, aber ich habe dabei eingesehn: es muß möglich sein, von der deutschen Geschichte in den Jahren 1815-48 eine Darstellung zu geben, die nicht gerade Neues bringt, aber das in tausend Werken Zerstreute gewissenhaft benutzt und, vor allem, zu einem anschaulichen Bilde auch ein schonungsloses Urteil gibt. Zu einem sichern historischen Urteile über das Ganze reicht der vorhandene Stoff sicherlich aus. Höhere und reizvollere Aufgaben bietet unsere Wissenschaft gewiß, aber ich meine, der Unwissenheit des Publikums würden gerade jetzt wenige Werke so heilsam sein wie eine solche Darstellung der Bundesgeschichte. Darum habe ich andere Arbeiten beiseite geschoben und will jetzt längere Zeit diesem Versuche widmen.“¹⁴ Ein „schonungsloses Urteil“ will er über die deutsche Geschichte von 1815-48 fällen und meint es ganz ehrlich von seinem Standpunkt.

Droysen antwortet am 20. März – vor allem auch mit einem Angriff auf die „eigene Partei“, die Liberalen, zu denen ein Großteil der Kleindeutschen Historiker gehört: „Ich leugne nicht, daß

* L. von Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780-1790, 2 Bde., Leipzig 1871/72.

¹² Ebendort, S. 905.

¹³ Ebendort, S. 911 f.

¹⁴ Ebendort, S. 805.

ich, als wir vor Jahr und Tag die Berliner Allgemeine Zeitung [121] zu gründen beabsichtigten, den lebhaften Wunsch hatte, Sie für die Leitung derselben zu gewinnen. Vielleicht hätte Sie damals die Aufgabe gereizt, die wir dem Blatt stellten. Seitdem freilich ist vieles anders geworden und manches, wie ich fürchte, unheilbar verdorben. Ich klage nicht andere an, sondern die Partei, zu der ich mich selbst rechne. Sie hat handelnd und nicht handelnd unerhörte Fehler gemacht, sie hat die mittlere Linie, die der Diagonale der Kräfte, in der Preußen und Deutschland vorwärts kommen mußte und konnte, auf lange hinaus kompromittiert; und wir werden jammervolle Zeiten durchmachen müssen, bevor sich wieder irgend etwas Mögliches gestaltet. Die Dinge sind augenblicklich in so preßhafter Lage, daß nur ungeheure Opfer diesen Staat über Wasser halten können; und die sittliche Entrüstung derer vom Fortschritt, die ebenso doktrinär ist wie die Politik der Junkerei, treibt den preußischen Staat in immer tiefere Demütigungen. Es wird das alles wohl in dem großen und ernsten Gang der Geschichte, auch der unsres unglücklichen deutschen Volkes, seinen Grund nicht bloß sondern auch seinen Zweck haben; aber die politische Berechnung hat bereits ein Ende. Wir treiben vor dem Winde wie steuerlos; weiß Gott, wohin wir gelangen werden. Verzeihen Sie den Stoßseufzer.“¹⁵ Ein Fluch über die bürgerlichen Demokraten („derer vom Fortschritt“) und die Junker, die alle eine Politik der „Demütigung Preußens“ betreiben.

Am 22. November 1864 übersendet Treitschke seinen Band „Historische und politische Aufsätze“ und bemerkt im Begleitschreiben an Droysen:

„Das meiste in dem Buche ist aus meinen Vorarbeiten zur Geschichte Deutschlands seit 1815 entstanden. An dies Werk will ich jetzt gehen. Ich würde diesem undankbaren und abschreckenden Stoffe jeden anderen vorgezogen haben, wenn ich nicht wüßte, daß wir eine ganz schonungslose Schilderung dieser Epoche für unsere politische Bildung brauchen, unumgänglich brauchen. Da sich nun kein Anderer dazu bereit findet, so will ich's versuchen. ...

Daß die Sammlung Leser findet, liegt mir sehr am Herzen, vornehmlich wegen des Aufsatzes ‚Bundesstaat und Einheitsstaat‘. Sie werden finden, ich hätte aus dem reichen Materiale leicht eine gelehrte staatswissenschaftliche Monographie machen können. Ich zog die populäre Form vor, denn mir lag daran, recht rücksichtslos der verächtlichsten aller deutschen Parteien, dem liberalen Partikularismus, entgegenzutreten. Sie wird ja leider in der nächsten Zeit die herrschende sein. Wenn Sie nicht mitten inne leben in dieser Welt des Hasses, der Angst und des Neides gegen Preußen, so machen Sie sich keinen Begriff von der Stimmung des Südens. Auch ausgezeichnete Männer werden davon angesteckt. Gervinus ist jetzt nach meinem Urteil Partikularist vom reinsten Wasser, er schwärmt für einen Bund der Mindermächtigen, der natürlich mit der Trias und dem Rheinbunde nichts gemein haben soll usw. Auch Schleiden, der seit einigen Wochen hier lebt, ist in Amerika von der antipreußischen Strömung, die im Ausland leider immer vorherrschen wird, ganz und gar ergriffen worden; er hält Beust für Deutschlands ersten Staatsmann und will den Preußen nicht einmal das Besetzungsrecht in Rendsburg zugestehen; sie sind einfach ‚Räuber‘.“¹⁶

[122] Abschreckend ist ihm das Thema der deutschen Geschichte seit 1815, und eine „schonungslose Schilderung“ scheint ihm notwendig, insbesondere in der Gegenwart, die ihm ebenso trostlos erscheint wie Droysen. Aber umso notwendiger, meint er, sei der Kampf und zwar in „populärer Form“.

Als Droysen Treitschke den Band seiner „Geschichte der Preußischen Politik“, der das 17. Jahrhundert behandelt, am 12. Dezember 1865 schickt, bemerkt er im Begleitbrief (meine Unterstreichungen): „Lesen Sie das Buch mit der Nachsicht, deren es bedarf, und lassen Sie ihm etwas von dem Interesse zukommen, das die Sachen in Anspruch nehmen dürfen, von denen es

¹⁵ Ebendort, S. 805 f.

¹⁶ Ebendort, S. 855 f.

handelt. Daß ich der *Misère der deutschen Dinge im 17. Jahrhundert – bis zum Erschrecken gleicht ihnen unsere Gegenwart* – habe nachgehen und ins Gesicht leuchten müssen, werden Sie mir weniger verargen als Andere, denen unser unglückliches, schwatz- und traumhaftes Volk lieber glaubt, weil sie auf dessen Gedankenlosigkeit rechnen und dessen *schlaffer Behaglichkeit* das Wort reden. Als wäre es wohlgetan, daß, wie sie seit 1648 so oft, erst *nach ungeheuren Schicksalen von fremden Mächten uns die Veränderungen in unsrem innern Zustand diktiert werden mußten, die, zur rechten Zeit von uns selbst gemacht*, Schaden und Schande im voraus gemieden hätten.“¹⁷

Treitschke bemerkt in seinem Antwortbrief am 25. Januar 1866:

„Ich kann es gar nicht aussagen, wie Vieles und Schweres ich in diesen zwei Jahren gelernt habe. Alle Fehler, die ich je in der Politik begangen, stammen daher, daß ich gar nicht ahnte, wie arm an Geist, Mut und Fleiß die große Masse unserer Liberalen ist. Jetzt bin ich darüber belehrt. Meine Erwartungen sind etwas bescheidener, aber das Ziel der preußisch-deutschen Politik ist mir nur um so klarer geworden. ...

Ich sammle für die Geschichte Deutschlands seit 1815, und bevor diese trostlose und doch notwendige Arbeit vollendet ist, kann ich keine neue übernehmen.“¹⁸

Sehr interessant ist in diesem Zusammenhang eine Äußerung Droysens, der Kandidat für das preußische Parlament in Kolberg war, in einem Brief an Treitschke vom 3. März 1867: „Ich habe meinen Freunden ein Wahlprogramm geschickt, das sie gründlichst enttäuscht haben wird, wenn sie geglaubt haben, ich würde mich in der Versammlung zu der liberalen Opposition stellen, die ad vocem [dazu wäre zu sagen] der Gründung einer deutschen Macht noch einige Schock Grundrechte und andere Freiheiten herauszuschlagen Lust zeigt. Ich bin wahrlich von Herzen liberal, aber diese deutsche Freiheitsgeilheit bei schimpflichster politischer Ohnmacht eckelt mich an. Statt Gott zu danken, daß endlich einmal staunenswert Großes geschehen, daß endlich einmal eine deutsche Macht möglich, ja daß sie zum Schrecken und Neid des so lange frechen Auslandes da ist, beginnen sie tout bonnement [einfach] ihre emsige Nagearbeit, das schon fertige und gerichtete Zimmerwerk von neuem wurmstichig zu machen, damit es bei nächstem Anlaß zusammenbrechend ihre armselig kleinen Existenzen wieder in beliebter deutscher Freiheit der generatio aequivoca [Urzeugung*] der Verwesung zurückgebe. Ich hoffe, daß es ihnen mißlingt.“¹⁹

[123] Noch besticht die Formulierung „deutsche Freiheitsgeilheit bei schimpflichster politischer Ohnmacht“. Doch jetzt wird eintreten, was Schleier so gut, wenn auch nicht richtig für die ganze Bourgeoisie nach 1848, formulierte: Die Kleindeutsche Historikerschule „wählte statt der ‚Einheit durch die Freiheit‘ die ‚Einheit vor Freiheit‘.“²⁰

Jetzt wird auch die Misere falsch gesehen. Jetzt wird ihnen ein gewisses Streben in der richtigen Richtung zur Misere. Diese Historikerschule hat nun endgültig die geringe fortschrittliche Rolle, die sie in der Vergangenheit hatte, verspielt – was so besonders klar wird an dem völligen Bedeutungswandel dessen, was Misere für sie beinhaltet. Sie, die so vieles richtig – natürlich von ihrem Klassenstandpunkt – von der deutschen Misere erkannt hatten, wird selbst zu einer Misere.

Franz Mehring äußert sich über sie so:

„Die deutsche Bourgeoisie hatte immerhin so viel aus der Geschichte der Jahre 1848 bis 1850 gelernt, um zu wissen, daß die deutsche Einheit, nach der sie lechzte, nur durch eine Revolution, nur durch die Zertrümmerung des österreichischen und des preußischen Zwangsstaats zu haben war, und so entschloß sie sich, sich mit einem Surrogat zu begnügen, das ihre materiellen

¹⁷ Ebendort, S. 865.

¹⁸ Ebendort, S. 866.

* Hypothese von der Entstehung des Lebens auf der Erde ohne göttlichen Schöpfungsakt

¹⁹ Ebendort, S. 886.

²⁰ H. Schleier, a. a. O., S. 16.

Interessen leidlich zu befriedigen versprach, wenn auch nur um den Preis, ihre fortschrittlichen Ideale in den Rauchfang zu schreiben: mit dem verstümmelten Deutschland, das sich unter der preußischen Pickelhaube durch eine Revolution von oben herstellen ließ, ohne die dunklen und unberechenbaren Mächte einer Revolution von unten zu beschwören.

Diesen Tendenzen der Bourgeoisie machte sich eine ganze Schar von Historikern dienstbar: die Droysen, Sybel, Häusser, Bernhardi, Duncker, Freytag, Treitschke und wieviele andere noch. Nicht alle gleich begabt und auch nicht alle gleich unehrlich, haben sie doch im ganzen und großen, ziemlich ein Menschenalter hindurch, vom Anfang der fünfziger bis zum Ende der siebziger Jahre die borussische Legende für die politischen Zwecke der Bourgeoisie zurechtgestutzt und den Hohenzollernstaat als den zuverlässigsten Blutzengen bürgerlicher Freiheit frisiert. Schließlich ging aber dieser Krug auch nur so lange zum Brunnen, bis er brach. Als Treitschke in seiner ‚Deutschen Geschichte‘ den König Friedrich Wilhelm III. zum eigentlichen Helden der ‚Freiheitskriege‘ erhob und mit seinem berüchtigten Worte, daß Männer die Geschichte machen, die Hohenzollern als die rettenden Schutzengel der deutschen Nation pries, überschlug sich der Widersinn selbst, und es trat eine heilsame Reaktion ein, indem eine Schule jüngerer Historiker, ohne den bürgerlichen oder auch nur preußischen Standpunkt zu verleugnen, doch die urkundliche Wahrheit nicht mehr eskamotierte [wegzaubern], sondern ihr zu ihrem Rechte verhalf.“²¹

Vielleicht schätzt Mehring die Einsicht der Bourgeoisie, daß sich ihre Ziele nur durch eine Revolution erreichen ließen, zu hoch ein. Die Charakterisierung ihres Verhaltens jedoch ist völlig zutreffend und ebenso die der Position der Kleindeutschen Historiker. Auch das Urteil über die „Schule jüngerer Historiker“, zu denen der Treitschke-Schüler Max Lehmann gehört, ist klug und wohl abgewogen. Über Leh-[124]mann schreibt Mehring im nächsten Absatz so: „Namentlich die umfangreichen Biographien Scharnhorsts und Steins, die Max Lehmann herausgegeben hat, enthalten eine Fülle archivalischen Materials, das die bürgerlichen wie die militärischen Reformen nach dem Jahre 1806 in ein helles und klares Licht stellt. Herr Lehmann bemüht sich auch keineswegs, diese oft sehr unbarmherzige Klarheit zu verschleiern. Er legt die Tatsachen wohl in seinem Sinne aus, aber er beugt und färbt sie nicht, geschweige denn, daß er sie fälscht und verheimlicht nach der mehr oder minder raffinierten Methode der kleindeutschen Geschichtsbaumeister. Wenn diese den preußischen Staat als das Werk der Hohenzollern priesen, weiß Herr Lehmann sehr gut, daß von jeher die Junker die ‚eigentlichen Regenten‘ dieses Staates gewesen sind, und wenngleich er als preußischer Professor den offiziellen Abscheu gegen den historischen Materialismus hegt, so kommt er ihm doch in seiner geschichtlichen Auffassung oft bedenklich nahe.“²²

Genau wie das Urteil Mehrings im Jahre 1912 wird auch unser Urteil heute lauten: Es verlohnt nicht mehr, die Kleindeutschen Historiker in ihren Geschichtsdarstellungen zu lesen – wohl aber Max Lehmann.

Und doch haben sie alle ihre „Haltungsbedeutung“ – einmal wegen ihres leidenschaftlichen politischen Engagements und ihres offenen Bekenntnisses dazu und sodann wegen ihrer Bereitschaft, im Interesse dieses Engagements, die eigene Geschichte mit der dem Engagement entsprechenden notwendigen Härte zu beurteilen. Und dann sind sie ein Musterbeispiel für effektive Geschichtsschreibung und für die Verwendung aller Mittel, vom vielbändigen Werk bis zum Essay und Artikel, von der auf ausgedehntem Archivstudium beruhenden Facharbeit bis zur populären Darstellung, um diese Effektivität möglichst intensiv zu gestalten.

Darum – und nur darum verdienen sie unsere Aufmerksamkeit in einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften. [125]

²¹ Fr. Mehring, Gesammelte Schriften, Band 6, Berlin 1965, S. 261.

²² Ebendort, S. 261 f.

VI. Kapitel: Der Briefwechsel zwischen Wilhelm Dilthey und Graf Paul Yorck von Wartenburg – Zum Problem des Verhältnisses von Gesellschaftswissenschaften und Naturwissenschaften

Mit der Industriellen Revolution – lange nachdem die Landwirtschaft und der Verkehr auf den Meeren sich ihrer bemächtigt hatten – begann auch die Fertigung von Produkten, die neue Industrie, sich die Naturwissenschaften¹ in wachsendem Maße anzueignen. Die Naturwissenschaften, die stets als Produktivkraft oder Verkehrskraft gewirkt, aber immer nur ein relativ kleines Wirkungsfeld gehabt hatten, wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer gewaltigen gesellschaftlichen Kraft. Und die Bourgeoisie, die sie so als erste Klasse gebrauchte – man denke an die wunderbare Schilderung der Auswirkungen dieses Vorgangs im „Kommunistischen Manifest“ –, wußte sie entsprechend mehr und mehr zu schätzen.

Die Gesellschaftswissenschaften, die den Klassen an der Macht seit Jahrtausenden als Herrschaftskraft gedient hatten – man denke nur an die großartige Entwicklung der Eigentumsrechtswissenschaft schon unter Hammurabi –, nahmen dagegen im 19. Jahrhundert eine entgegengesetzte Entwicklung. Nach erstaunlicher Blüte in der Vorbereitungszeit sowie in der ersten Machtperiode der Herrschaft der Bourgeoisie sanken die Gesellschaftswissenschaften etwa seit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts in die Rolle von Verteidigungskünsten des Systems des Kapitals herab – und als die Opposition zur Herrschaft des Kapitals unter Führung der Arbeiterklasse die Gesellschaftswissenschaften rettete, wurden die neuen Erkenntnisse von den herrschenden Klassen, deren Ablösung sie voraussahen, nicht anerkannt.

Während also die Naturwissenschaften blühten, verkamen die Gesellschaftswissenschaften im institutionellen Gefüge der herrschenden Klassen – und während die Gesellschaftswissenschaftler sich in ihrer neuen Rolle als Apologeten des Kapitals unredlich abrackerten, begannen die Naturwissenschaftler (und ein Großteil der Kapitalisten) mehr und mehr Verachtung für die geistigen Strampeleien der Gesellschaftswissenschaftler zu empfinden.

Kein Wunder darum, daß nach einem halben Jahrhundert sinkender gesellschaftlicher Bedeutung die bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftler sich gegen das „Vordringen“ der Naturwissenschaftler zu wehren begannen und sich bemühten, den Gesellschaftswissenschaften einen „neuen Stellenwert“ zu geben.

Der erste hervorragende, in seiner Art wahrlich bedeutsame Gesellschaftswissenschaftler, der diesen Kampf für die Re-Etablierung der bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften aufnahm, war Wilhelm Dilthey, dessen Rolle in dieser Beziehung noch ungenügend erkannt und behandelt ist. Es muß jedoch angemerkt werden, daß der sowjetische Soziologe und Philosoph I. S. Kon den ersten Band seines „Kritischen Abrisses“ über „Die Geschichtsphilosophie des 20. Jahrhunderts“, der 6 Kapitel umfaßt, mit einem „Wilhelm Dilthey und die ‚Kritik der historischen Vernunft‘“ betitelten Kapitel beginnt. Auch Lukács, der Dilthey als „Begründer der imperialistischen Lebensphilosophie bezeichnet (meiner Ansicht nach falscherweise – Diltheys entscheidende Frühaufsätze erschienen vor der Gründung des Deutschen Reiches! und sein grundlegendes Werk, die „Einleitung in die Geisteswissenschaften“, begann er zu Ende der siebziger Jahre zu schreiben; es erschien 1883) widmet ihm in seinem Buche „Die Zerstörung der Vernunft“ reichlich Raum.

Jedoch zeigen schon die Art des Herangehens von Lukács und die zum Teil durch seine Thematik erzwungene Einseitigkeit der Behandlung Diltheys durch Kon, daß ein viel gründlicheres Eingehen auf Dilthey erstrebenswert wäre. Und eine Seite, die auch mehr Aufmerksamkeit im

¹ Im folgenden schreiben wir, dem Brauch entsprechend, sowohl Naturwissenschaften wie auch Naturwissenschaft, Gesellschaftswissenschaften wie Gesellschaftswissenschaft, wenn wir das Gesamtgefüge jeder der beiden großen „Wissenschaftsabteilungen“ meinen.

Gesamtrahmen der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften des letzten Jahrhunderts erfordert, wollen wir im folgenden ein wenig beleuchten.

Da Dilthey sich bemüht, den Gesellschaftswissenschaften wieder „den ihnen gebührenden Platz“ zu sichern, indem er sie nicht nur als gleichberechtigt neben die Naturwissenschaften stellt, sondern sie auch als eine „ganz andere Art“ von Wissenschaften als die Naturwissenschaften charakterisiert, eine unübersteigbare Mauer zwischen ihnen errichtet, scheint es mir nicht unangebracht, einleitend zwei Vorträge über unsere Auffassung von dem Verhältnis von Natur- und Gesellschaftswissenschaften hier wiederzugeben. Der erste wurde anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Technischen Universität Dresden 1974 gehalten und umschließt auch die für Dilthey relevante Fragestellung des Verhältnisses von Kunst und Wissenschaft, der zweite war der einleitende Vortrag auf der Jahreshaupttagung 1975 der Physikalischen Gesellschaft der Deutschen Demokratischen Republik.

Allein schon diese Einleitung zeigt die außerordentliche Aktualität der Problematik, der wir in dem Briefwechsel zwischen Dilthey und Yorck von Wartenburg nachgehen wollen.

Doch so stark uns auch im folgenden diese Problematik fesseln wird, dürfen wir nie vergessen, daß Dilthey bei all seiner Begabung, bei all seinen Einzelsichten, bei all der Berechtigung seiner Forderung, den Gesellschaftswissenschaften wieder einen ihnen gebührenden Platz im System der Wissenschaften und allgemein in der Gesellschaft zu geben, eben versuchte, als Idealist und Irrationalist, als Großbourgeois, den bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften, oder wie er sie nannte: den Geisteswissenschaften, diesen Raum und Platz zu geben.

Und ebenso müssen wir daran denken, daß Dilthey gerade wegen seiner Gelehrsamkeit und Begabung insbesondere im Alter und nach seinem Tode bis in die Gegenwart einen beachtlichen und dem Fortschritt gefährlichen Einfluß auf begabte und aufgeweckte bürgerliche Wissenschaftler gehabt hat.

[127] Die marxistische Literatur hat den allgemeinen Charakter der Philosophie Diltheys, insbesondere auch in den Arbeiten von Lukács und Kon, deutlich aufgezeigt. Niemand kann auf Grund dieser Arbeiten Illusionen über Dilthey haben – ich selbst habe in meiner Studie „Diltheys Novalisbild und die Wirklichkeit“ seine falsche Position analysiert.

Gerade in der Auseinandersetzung mit einem Gegner von Format – im Gegensatz zu dem schrecklichen, niveaulosen Geschwätz zahlloser Ideologen des Monopolkapitals, mit dem wir uns heute beschäftigen müssen –, läßt sich unser Standpunkt klären und der des Feindes auch viel fundamentaler erfassen, selbst wenn es, wie im folgenden, nur um eine, wenn auch grundlegend wichtige, Position geht.

1. Einleitung

I. Über das Verhältnis von Kunst und Wissenschaft, von Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften, von Wissenschaft und Technologie

Magnifizenz!

Liebe Kollegen, Freunde und Genossen!

Zuerst möchte ich Ihnen allen sagen, wie ganz besonders hoch ich die Ehre, die mir die Technische Universität Dresden verliehen hat, schätze. Sie gilt nicht Jemandem, der auf den Gebieten der Naturwissenschaften oder der Technologie irgendetwas geleistet hat. Aber es ist nicht unüblich in der akademischen Geschichte unserer Vergangenheit, auch Gesellschaftswissenschaftlern Ehregrade auf naturwissenschaftlichem oder technischem Gebiet zu geben, wenn man meint, daß sie sich auch oder gerade als Gesellschaftswissenschaftler um den Fortgang der Naturwissenschaften oder Technologie verdient gemacht haben. Ich erinnere nur an den bedeutenden Theologen und genialen Wissenschaftsorganisator Adolf von Harnack, dessen Denkschrift über die Organisation der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft mit Recht zu den bemerkenswertesten

Dokumenten der Geschichte der Wissenschaftsorganisation gezählt wird. Seiner Initiative, seinem Verständnis, seinem taktischen Geschick verdankt die Welt die erste Großorganisation von reinen, vornehmlich naturwissenschaftlichen, Forschungsinstituten, die sehr genau den Bedürfnissen von Produktion und Wissenschaft entsprach. Es ist nicht verwunderlich, daß nur wenig mehr als ein Jahrzehnt nach dieser Denkschrift die Akademie der Wissenschaften des ersten sozialistischen Landes den Organisationsgedanken Harnacks –in weit größerem Maßstab noch und mit voller Gleichberechtigung für alle Wissenschaften, für die Natur- und die Gesellschaftswissenschaften – zu verwirklichen begann: Forschungsinstitute in großer Zahl unter einheitlicher Gesamtleitung aufzubauen, in denen eben hauptberuflich geforscht wird.

Eine solche Organisation, die die Gesamtheit der Wissenschaften umfaßt, ist nur möglich in einer Gesellschaft, in der der Marxismus als Weltanschauung und so auch natürlich als die Entwicklung der Wissenschaft mehr und mehr bestimmender Faktor herrscht. Der Marxismus ist eine einheitliche, die gesamte Reaktion des Men-[128]schen auf die Realität umfassende, also auch alle Wissenschaftszweige einschließende Weltanschauung, und so ist es nur natürlich, daß Marxisten sich darum auch in unserer Zeit bemühen, die noch immer bestehende, seit der stärkeren Entwicklung des Kapitalismus entstehende, Kluft zwischen Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften, zwischen Naturwissenschaften und Technologie, zwischen Wissenschaft und Kunst – bei aller Anerkennung, ja zum Teil gerade auch bei Herausarbeitung ihrer Unterschiede – zu schließen. Wenn ich an diesem Bemühen einen gewissen Anteil gehabt habe, und wenn dieses Bemühen die Ehrung, die man mir hier und heute hat zu Teil werden lassen, mitbestimmt hat, dann möchte ich sie weniger als Einschätzung meiner Bemühungen betrachten, sondern vielmehr als eine aufmunternde Mahnung an uns alle, in dieser Richtung unsere Anstrengungen fortzusetzen. Und daß Sie gerade mich ausgewählt haben, um auf so schöne Weise uns alle zu mahnen, dafür danke ich Ihnen allen von ganzem Herzen.

Techne und Goethe

Ich sprach soeben von der im Laufe der Entwicklung des Kapitalismus entstandenen Kluft zwischen den Wissenschaften, zwischen Wissenschaft und Technologie, zwischen Wissenschaft und Kunst. Und ich sprach davon in einer Technischen Universität.

Das griechische Wort *Techne* wurde ursprünglich benutzt sowohl für das, was wir heute Wissenschaft nennen, wie auch für handwerkliche Fertigkeit, d. h. technische Erfahrung, und auch für Kunst. Diese drei Wege, sich die Realität schöpferisch anzueignen, waren ursprünglich so eng miteinander verbunden, daß man sie mit einem einzigen Wort erfaßte.

Plato war in seiner späten Jugend ein nicht unbedeutender Künstler, bevor er ein großer Philosoph wurde, auf Teilgebieten, wie Marx sagt, geniale Blicke in die Politische Ökonomie tat, und großen griechischen Mathematikern seiner Zeit wichtige Hinweise gab.

Die Riesen der Renaissance – man denke nur an Leonardo oder Dürer – waren oft in einer Person große Künstler, Ingenieure, Naturwissenschaftler und gesellschaftswissenschaftlich hoch gebildete Menschen. Ja, sie waren den Griechen in der Allseitigkeit der schöpferischen Aneignung der Welt noch überlegen, da sie nicht die mit dem Verfall der Polis seit Platons Zeit noch wachsende Verachtung für manuelle Arbeit hatten, die ja jeder Sklavenhaltergesellschaft mehr oder weniger eigentümlich ist. Sie waren darum auch vielfach Schöpfer großartiger handwerklicher Arbeiten.

Wenn Newton vor allem als Naturwissenschaftler bekannt ist, so darf man doch nicht vergessen, daß er sich im letzten Vierteljahrhundert seines Lebens vor allem mit theologischen Arbeiten beschäftigte, und daß er sich sehr konkret in die handwerklich-technischen Probleme der Münzprägung vertiefte.

Wenn unsere Gedanken in diesem Zusammenhang nun Goethe ein wenig begleiten sollen, dann weil er am Ende dieser Epoche in der Geschichte der Beziehungen von Wissenschaft, Kunst und Technologie stand, in der es nicht selten war, daß be-[129]deutende Menschen zumindest

auf mehreren Gebieten der Wissenschaft, sowohl der Natur- wie der Gesellschaftswissenschaften, und in der Kunst wie auch der Handwerklichkeit und Technologie Bemerkenswertes leisteten, und weil er sich sehr ernstlich auch gedanklich mit unserer Problematik beschäftigt hat, insbesondere mit den Beziehungen zwischen Kunst und Wissenschaft.

An sich war es zur Zeit von Goethe oft schwerer als heute, zwischen Kunst und Wissenschaft zu unterscheiden, da Kunst damals viel häufiger einen Doppelsinn hatte als heute: einmal direkt abgeleitet von Können, also Kunst gleich Fertigkeit – und sodann Kunst als ästhetisch wirkende Aktivität. Wenn wir aber auch heute noch wie Kant im „Streit der Fakultäten“ von der Kunst des Arztes sprechen oder wie Clausewitz sowohl von Kriegskunst als auch von Kriegswissenschaft oder von einem Techniker sagen, er sei „ein wahrer Künstler“, dann ist ganz offenbar, daß auch wir noch von Kunst in einem anderen Sinne sprechen als dem ästhetischen. Schwieriger schon ist die Klärung der unterschiedlichen Bedeutung, wenn wir jemanden einen Kunsthandwerker nennen. Die größte Schwierigkeit für unsere Problematik entsteht natürlich, wenn wir die Kunst in der Wissenschaft mitreden lassen, etwa wie Dirac von der besseren von zwei Lösungen einer mathematischen Aufgabe sprechen, da sie schöner sei.

Es ist darum nicht verwunderlich, wenn Goethe etwas ärgerlich bemerkt: „Kunst und Wissenschaft sind Worte, die man so oft braucht und deren genauer Unterschied selten verstanden wird; man gebraucht oft eins für das andere.“²

Dabei seien sie doch, meint Goethe, sehr verschieden nicht nur in der Form der Perzeption, sondern auch in ihrer Fähigkeit zu perzipieren. Und entsprechend seien Wissenschaftler und Künstler auch ganz verschiedene Typen als „Facharbeiter“. Ja, der Wissenschaftler brauche im Grunde überhaupt kein „Facharbeiter“ zu sein, er könne auch als Gelegenheitsarbeiter und Dilettant Nützliches leisten – ganz im Gegensatz zum Künstler.

So sagt Goethe etwa im Schlußwort zum „Entwurf einer Farbenlehre“: „Was kann derjenige, der nicht im Fall ist, sein ganzes Leben den Wissenschaften zu widmen, doch für die Wissenschaften leisten und wirken? Was kann er als Gast in einer fremden Wohnung zum Vorteile der Besitzer ausrichten?“

Wenn man die Kunst in einem höhern Sinne betrachtet, so möchte man wünschen, daß nur Meister sich damit abgäben, daß die Schüler auf das strengste geprüft würden, daß Liebhaber sich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunstwerk soll aus dem Genie entspringen, der Künstler soll Gehalt und Form aus der Tiefe seines eigenen Wesens hervorrufen, sich gegen den Stoff beherrschend verhalten und sich der äußern Einflüsse nur zu seiner Ausbildung bedienen.

Wie aber dennoch aus mancherlei Ursachen schon der Künstler den Dilettanten zu ehren hat, so ist es bei wissenschaftlichen Gegenständen noch weit mehr der Fall, [130] daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leisten imstande ist. Die Wissenschaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunst, und zum Erfahren ist gar mancher geschickt ...

In der Wissenschaft kann also nicht verlangt werden, daß derjenige, der etwas für sie zu leisten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, sie ganz überschaue und umgehe; welches überhaupt auch für den Eingeweihten eine hohe Forderung ist. Durchsucht man jedoch die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, besonders aber die Geschichte der Naturwissenschaft, so findet man, daß manches Vorzüglichere von einzelnen in einzelnen Fächern, sehr oft von Laien geleistet worden ist.“³

² Maximen und Reflexionen. Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe, Stuttgart und Berlin o. J. (künftig zitiert als Cotta), Bd. 38, S. 277. Faktisch stammt diese Reflexion nicht von Goethe; er hat sie jedoch übernommen. Vgl. dazu ebendort, S. 332.

³ Cotta, Bd. 40, S. 118 f.

Merkwürdig müssen diese Worte Goethes in unserer Zeit klingen. Man kann auch Bedeutendes als Wissenschaftler leisten, wenn man die Wissenschaft nicht hauptberuflich betreibt, meint, Goethe. Der Kunst aber müsse man sich ganz widmen, wenn man Bedeutendes in ihr leisten wolle. Es gibt heute nicht wenige, insbesondere unter den Wissenschaftlern, die die umgekehrte Meinung vertreten. Goethes Ansicht aber entsprach durchaus der Realität seiner Zeit und den Erfahrungen der Vergangenheit. Bis in die Frühzeit des Kapitalismus war die Wissenschaft noch so wenig entwickelt, daß man sie in der Tat nicht hauptberuflich zu betreiben brauchte, um Leistungen zu vollbringen, die noch heute zum Weltfundus unserer Wissenschaft gehören. Die Kunst aber war weit reifer und großartiger in ihrer Entwicklung gewesen und erforderte weit größeres und längeres Bemühen, um Leistungen von Weltbedeutung zu vollbringen. Auch finden wir im Allgemeinen mit zunehmendem Alter des Menschen ein Nachlassen der Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaften und umgekehrt eine besondere Reife und Schönheit im künstlerischen Werk. Das heißt, der Mensch ist auch heute noch unfähig, einen so großen Teil seines Lebens schöpferisch im Bereich der Wissenschaft wie in dem der Kunst zu verbringen.

Wichtiger jedoch als Goethes Bemühen um die Unterscheidung von Kunst und Wissenschaft ist für uns sein Streben, die künstlerische und wissenschaftliche Perzeption und schöpferische Meisterung der Realität zu einer Einheit zu bringen, sie in dem einzelnen Menschen zu vereinen. In seinen Betrachtungen zur Botanik bemerkt er: „Nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien. Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß, nach einem Umschwung von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vorteil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten.“⁴

Am großartigsten drängt er auf eine Vereinigung beider in seiner Besprechung des ersten Teiles von Ernst Stiedenroths „Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen“, die er gleich nach dem Erscheinen des Buches 1824 verfaßte. Dort schrieb er:

„Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entscheidenden Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vor-[131]waltende sei, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat und warum er sich selbst sogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufstößt.

So wird ein Mann, zu den sogenannten exakten Wissenschaften geboren und gebildet, auf der Höhe seiner Verstandesvernunft nicht leicht begreifen, daß es auch eine exakte sinnliche Phantasie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunst denkbar ist.“⁵

Immer wieder treibt es Goethe zu einer einheitlichen Erfassung der Welt. Schon vier Jahre vor dieser Besprechung hatte er in „Bedenken und Ergebung“ bemerkt:

„Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Teilbarkeit uns der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zum Grund liegt, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit, schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen; wir bescheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen sein möchten.“⁶

Die Einheitlichkeit der Erfassung der Welt ist für Goethe unablässig verbunden mit der Ausbildung einer einheitlichen und so erst ausgereiften Persönlichkeit. Der weise Mitgestalter dieser Welt kann nicht eine gespaltene Persönlichkeit sein, muß eine einheitliche Weltanschauung haben. Und darin hat Goethe auch wahrlich recht.

⁴ Cotta, Bd. 39, S. 323.

⁵ Ebendort, S. 374 (Auszug).

⁶ Ebendort, S. 34 f.

Denn beide, der Künstler und der Wissenschaftler, suchen sich die gleiche Realität anzueignen, schöpferisch anzueignen, um sie zu meistern und zu verändern. Wahrheit ist das Kriterium sowohl für die künstlerische wie für die wissenschaftliche Aneignung der Welt.

Und gerade weil die künstlerische und die wissenschaftliche Aneignung der Welt ein gleiches Kriterium haben, nämlich die Wahrheit, gibt es auch die Möglichkeit der künstlerischen und wissenschaftlichen Ausbildung der Persönlichkeit von einheitlicher Weltanschauung.

Aber daß es sich doch letztlich um ganz verschiedene Formen der Aneignung handelt, spürt auch Goethe. Da sie sich also bei allem Streben nach gegenseitiger Ergänzung und Vertiefung nicht zu einer einheitlichen Perzeption integrieren lassen, so sieht Goethe keinen anderen Weg zur (falschen) Einheit als zur Bevorzugung der einen und zur Ableitung der anderen aus der einen. Goethe stellt die künstlerische Aneignung über die wissenschaftliche und leitet die Wissenschaft bisweilen, wie wir oben gesehen haben, aus der Poesie, aus der Kunst ab.

Mit Recht wohl meint Goethe: „Die Menschen sind überhaupt der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft.“⁷

Aber hat er recht, wenn er in der „Geschichte der Farbenlehre“ dann wenige Zeilen später fortfährt?: „Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück, so begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, [132] dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten.“⁸

Helmholtz vertritt in seiner Studie „Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten“ genau die entgegengesetzte Ansicht: „Das Wesentliche der dichterischen wie jeder künstlerischen Tätigkeit besteht darin, das künstlerische Material zum unmittelbaren Ausdruck der Idee zu machen. Nicht als Resultat einer Begriffsentwicklung, sondern als das der unmittelbaren geistigen Anschauung, des erregten Gefühls, dem Dichter selbst kaum bewußt, muß die Idee in dem vollendeten Kunstwerk daliegen und es beherrschen. Durch diese Einkleidung in die Form unmittelbarer Wirklichkeit empfängt der ideelle Gehalt des Kunstwerks eben die ganze Lebendigkeit des unmittelbaren sinnlichen Eindrucks, verliert aber natürlich die Allgemeinheit und Verständlichkeit, welche er in der Form des Begriffs vorgetragen haben würde.“⁹

Merkwürdig, wie jeder, der Dichter und der Wissenschaftler, seiner Form der Perzeption der Welt den Vorzug der „Ganzheit“, des „Allgemeinen“ zuschreiben möchte, wo sie doch beide, jeder in ganz verschiedener Art dazu fähig sind.

Goethe folgert aus seiner Auffassung, daß der Wissenschaftler darum auch Künstler sein müsse: „Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann.“¹⁰

Noch deutlicher wird die angebliche Überlegenheit der Kunst über die Wissenschaft in „Zur Morphologie II. Teil (Probleme und Erwiderung)“ herausgearbeitet. Goethe läßt dort Ernst Meyer bemerken, mit ganz erstaunlicher Offenheit seine Meinung von der absoluten Überlegenheit der künstlerischen gegenüber der wissenschaftlichen Erfassung der Wirklichkeit darlegend:

⁷ Cotta, Bd. 40, S. 140.

⁸ Ebendort, S. 140 f.

⁹ Helmholtz, Vorträge und Reden. Bd. 1, Braunschweig 1884, S. 12 f.

¹⁰ Cotta, Bd. 40, S. 141.

„Die Wissenschaft, da sie nun einmal nicht ganz zur Kunst sich veredeln kann, soll wenigstens dieser so weit als möglich durch eine Symbolik sich nähern.“¹¹ Und steht nicht ein ähnlicher Gedanke hinter seiner Feststellung, daß die Kunst die „würdigste Auslegerin“ der Natur sei.¹²

Wir Marxisten haben lange zur entgegengesetzten Meinung von Goethe geneigt. Wohl mit Recht – pragmatisch gesehen. Man arbeitet weder eine Strategie des Klassenkampfes, noch eine Militärstrategie, noch eine Strategie des wirtschaftlichen Aufbaus des Sozialismus mit künstlerischer Perzeption aus. Doch Agitation und Propaganda ohne künstlerische Perzeption können nicht Genügendes leisten (ja, der ideologische Klassenkampf kann, wie im 18. Jahrhundert, zu einem beachtlichen Teil gerade in der Kunstliteratur seinen Ausdruck finden). Und eine sozialistische Gesellschaft, insbesondere den Teil ihres Lebens, der sich außerhalb des [133] Betriebes abspielt (und das ist der bei weitem größere Teil), kann man ohne Kultur im Sinne von Kunstempfinden und Kunstpflege, im Sinne von künstlerischer Perzeption der Wirklichkeit nicht aufbauen. Wenn Marx von der „freien Entwicklung der Individualitäten“ in der kommunistischen Gesellschaft spricht, setzt er die „künstlerische Ausbildung“ vor die wissenschaftliche.¹³ Nicht etwa, weil er wie Goethe der Kunst einen höheren Rang als der Wissenschaft gibt. Aber da man eine der beiden vor die andere setzen muß, soll man die, die auf Gefühlen beruht, die den Menschen die Schönheit vor der Rationalität des Lebens erfassen läßt, die Ausdruck vielleicht nicht größerer Freiheit aber doch größeren Reichtums der Menschengestalt ist, an die erste Stelle setzen.

Natürlich soll der Künstler, genau wie jeder Mensch in unserer Gesellschaft, marxistisch-leninistisch, das heißt wissenschaftlich gebildet sein. Aber auch der Wissenschaftler soll künstlerisch zu perzipieren in der Lage sein, und Schönheit soll ihn genauso erregen können wie das Begreifen eines wissenschaftlichen Gesetzes.

Wie hat es Kurt Hager doch so gut formuliert, als er sagte, wir könnten weder der wissenschaftlichen noch der künstlerischen Entdeckungen entbehren. Und mehr noch: Nicht wenige Künstler verdanken der wissenschaftlichen Anschauung der Welt eine besondere Erhöhung ihrer Schöpferkraft, wie umgekehrt auch Zeugnisse von Wissenschaftlern vorliegen, daß sie der künstlerischen Anschauung der Welt bedeutsame Förderung ihrer wissenschaftlichen Leistung verdanken. Schön wird unsere Gesellschaft sein, wenn die Menschen in ferner Zeit einmal allseitig gebildet und schöpferisch tätig sein werden.

Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften

Die Philosophie des Aristoteles umfaßte ganz selbstverständlich Physik wie Logik und Poetik. Und ähnlich breit war die Philosophie von Leibniz oder Descartes angelegt. Auch für Kant und Hegel gehörten Betrachtung von Natur und Gesellschaft zum Aufgabengebiet des Philosophen. Für Marx und Engels wie für uns ist der dialektische Materialismus die sie umspannende Einheit.

Es ist von Interesse zu beobachten, daß die Trennung von Natur- und Gesellschaftswissenschaften als sich mehr und mehr entfremdende Teile der Wissenschaft dort am frühesten und deutlichsten einsetzte, wo die Entwicklung des Kapitalismus am schnellsten vor sich ging, in England. Dort geschah die Trennung sogar in der Weise, daß der Begriff Wissenschaft oder Science nur noch auf die Naturwissenschaften angewandt wurde, die Gesellschaftswissenschaften also nicht mehr als richtige Wissenschaft betrachtet wurden.

Das hatte sogar eine gewisse Berechtigung in der Realität insofern, als mit der Entwicklung des Kapitalismus die Gesellschaft in eine Anarchie verfiel, die die wissenschaftliche Erfassung der Vorgänge außerordentlich erschwerte. Während es möglich ist, genau zu erfassen und vorauszusagen, bei welchem Grad der Erhitzung sich Wasser in Dampf verwandelt, ist es trotz aller

¹¹ Goethes Sämtliche Werke, Sophien-Ausgabe, Abteilung II, Bd. 7, S. 85.

¹² Goethe, Maximen und Reflexionen; hersg. von M. Hecker, Weimar, 1907.

¹³ K. Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie. Berlin 1953, S. 593. [MEW Bd. 42, S. 601]

seiner Bemühungen auch [134] Marx nicht gelungen, die sich ansammelnden Widersprüche bei der Erhitzung der Konjunktur zu messen und vorauszusagen, wann sie zur Explosion in der Krise führen. Die Geschichte der Politischen Ökonomie ist, unter anderem, auch eine Geschichte überaus häufiger falscher Krisenvoraussagen, in der auch ich eine winzige Rolle gespielt habe, – winzig nicht etwa wegen der geringen Zahl meiner Fehlleistungen als Krisenprophet!

Und doch – Sie erinnern sich, daß Goethe von der „exakten sinnlichen Phantasie“ in der Kunst sprach – wäre es grundfalsch, die Wissenschaften in exakte, soll heißen Naturwissenschaften, und in andere, soll heißen Gesellschaftswissenschaften, zu teilen. Selbstverständlich hat Marx exakt nachgewiesen, daß es zu zyklischen Überproduktionskrisen im Kapitalismus kommen muß und warum. Selbstverständlich haben Engels und Marx exakt begründet, warum das Proletariat zum Totengräber des Kapitalismus wird.

Die Scheidung zwischen exakten und nicht-exakten Wissenschaften scheint mir unrichtig. Es ist auch erst der Kapitalismus, der zur Aufrichtung dieser Barriere zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften geführt hat. Und es ist selbstverständlich, daß einer solchen Trennung auch das letzte Stückchen Boden in der Realität mit der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft im Weltmaßstab entzogen werden wird. In der Ökonomie ist der Anarchie durch die Planung bereits weitgehend ein Ende gesetzt worden. Ich sage weitgehend, weil natürlich in einer Welt, in der der Kapitalismus noch solchen Einfluß hat – man denke nur heute an den Einfluß der Inflation auf unseren Außenhandel mit den kapitalistischen Ländern –, vollständige effektive Planung unmöglich ist. Und die laufende Außenpolitik muß erst recht einer exakten Wissenschaft heute fern sein in einer Welt, in der wir ständig mit gewaltigen politischen Veränderungen, deren exakte Voraussage unmöglich ist, rechnen dürfen. Das aber heißt wiederum nicht, daß die Politik an sich wie auch in der großen Strategie heute nicht eine schon exakte Wissenschaft ist, denn die Ausrichtung unserer Politik ist durch sehr genau bekannte Gesetze der Entwicklung bestimmt.

Viel bedeutsamer als diese heute noch bestehenden Unterschiede in der, ich möchte sagen, konkret alltäglichen Exaktheit von Naturwissenschaft und Gesellschaftswissenschaft, sind ihre Gemeinsamkeiten. Diese Gemeinsamkeiten zeigen sich vor allem im Folgenden.

Alles überragend und sie auf das festeste zu einer Einheit bindend ist natürlich die Tatsache, daß jede Realität sich dialektisch bewegende Materie ist, und daß man daher nur als bewußter oder unbewußter, exakter oder nur „ungefährer“ dialektischer Materialist in der Methode der wissenschaftlichen Arbeit zu wissenschaftlichen Resultaten kommen kann. Die Grundmethodologie, wie ich sie nennen will, ist absolut einheitlich für alle Wissenschaften.

Auch ist der Begriff des Fortschritts der Wissenschaft ein völlig einheitlicher in Naturwissenschaft und Gesellschaftswissenschaft: Er besteht in der besseren Meisterung der Realität von Natur und Gesellschaft in Theorie und Praxis.

Weiter: Die Technik des Fortschritts in seiner Arbeit ist für den einzelnen Natur- und Gesellschaftswissenschaftler die gleiche. Voraussetzung für schöpferische [135] Arbeit ist heute für beide steter Fleiß. Die durch steten Fleiß und unermüdliches Nachdenken vorbereitete gute Idee, die Intuition oder wie immer man es nennen mag, kommt bei beiden, Naturwissenschaftlern wie Gesellschaftswissenschaftlern plötzlich, „zufällig“, sei es beim Zähneputzen oder beim Lesen eines Detektivromans, wie zahlreiche Äußerungen von Naturwissenschaftlern und Gesellschaftswissenschaftlern bekunden.

Das heißt, die Grundmethodologie des wissenschaftlichen Denkens wie auch des wissenschaftlichen Arbeitens sind beiden gemeinsam. Darum gibt es auch nur eine Lehre von der Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsorganisation, die natürlich die Besonderheiten jedes einzelnen Wissenschaftszweiges, sei es der anorganischen Chemie oder der Geschichtswissenschaft, der Physik oder der Politischen Ökonomie berücksichtigen muß.

Es gibt aber noch eine Einheit ganz anderer Art zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften, die der zu untersuchenden Realität entspricht. Denn ein beachtlicher Teil und ein stets wachsender Teil dieser Realität ist sowohl von Natur- wie von gesellschaftlichen Faktoren bestimmt, die sich dialektisch zueinander verhalten – das uns am meisten interessierende Beispiel einer solchen Realität ist selbstverständlich der Mensch.

Daher ist es heute nur natürlich, daß ein wesentlicher Teil der Realität nur von Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern gemeinsam untersucht und verstanden werden kann. Dieser Teil der Realität wächst mit der zunehmenden Meisterung der Natur bzw. ihrer Nichtmeisterung durch Fehllenkung oder Schädigung von Seiten des Menschen.

Aber ist das ein Notzustand oder wird es immer so sein, daß gewissermaßen lauter Spezialisten zusammenkommen, um einen Ausschnitt der Realität, einen komplexen Prozeß etwa, zu erkennen? Bisweilen spricht nichts gegen solch gemeinsames Vorgehen von Spezialisten. Wenn Archäologen etwa eine Mumie finden, dann ist es durchaus angängig, daß sie zusammen mit Historikern und Kunsthistorikern aus den verschiedensten Grabbeigaben usw. die Zeit feststellen, aus der die Mumie stammt – und dann werden sie vielleicht noch einen Chemiker hinzuziehen, der den Einbalsamierungsstoff bestimmt, und einen Arzt, der eventuell eine Todesursache feststellen kann.

Zumeist aber ist eine ganz andere Art der Zusammenarbeit notwendig. Schon heute ist es wichtig, daß etwa bei Umweltschutzuntersuchungen der Leiter des Unternehmens ein gesellschaftswissenschaftlich trefflich gebildeter Naturwissenschaftler oder ein naturwissenschaftlich trefflich gebildeter Gesellschaftswissenschaftler ist. Und werden wir später nicht unter einem allseitig gebildeten Wissenschaftler jemanden verstehen, der in allen großen Wissenschaftsgebieten trefflich gebildet ist, auch wenn er natürlich nur auf einzelnen schöpferisch tätig ist – jedoch auf allen in der Lage ist, so wie etwa Plato in der Mathematik oder Goethe in der Morphologie, wichtige Anregungen zu geben.

Schon heute bemühen wir uns darum, daß unsere Historiker gebildete Politökonomien sind, daß unsere Erforscher der Geschichte der Produktivkräfte technisches, daß unsere Mediziner soziologisches Verständnis haben.

Man sage nicht: Kurz ist das Leben und lang die Kunst – wobei unter Kunst [136] Techne im weitesten Sinn verstanden wird. Denn erstens ist es unsere Schuld, daß das Leben kurz ist, da wir uns so wenig mit der Verlängerung des Lebens beschäftigen, ja vieles tun, um es zu verkürzen – persönlich durch schlechte Lebensdisziplin, gesellschaftlich durch Überlastung vieler Menschen mit unfruchtbarer Arbeit, durch Umweltschädigung und manches andere. Und zweitens würde eine wesentliche Verbesserung des Erziehungsprozesses viel zur besseren Ausbildung des Menschen tun können. Betrachten doch viele Erzieher heute den Menschen in der Schule oder an der Universität zumeist als einen Hohlkörper, in den möglichst viel Wissensstoff hereingepreßt werden muß, und vergessen, daß er auch einen Kopf hat, dem Zeit zum Nachdenken gegeben werden muß. Und noch weit ferner liegt es uns vielfach, den gleichen Menschen zum Nachdenken sowohl auf naturwissenschaftlichem wie auch auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet zu erziehen.

Von der Erziehung des Menschen zu einer allseitig gebildeten Persönlichkeit kann aber nicht die Rede sein, solange selbst die Erziehung unserer Studenten noch soweit zurück ist. Hier gilt es viel nachzuholen.

Natürlich ist unsere Erziehung der aller anderen Gesellschaftsordnungen in der Weltanschauung unendlich überlegen und, ebenso wichtig, großartig bereits in der Breite der Erfassung der Bevölkerung. Aber das betrifft eben nur die Tiefe der Einsicht in das Geschehen der Welt dort, wo der einzelne es auf Grund seiner spezifischen Erziehung zu erkennen vermag; es betrifft noch nicht die Breite unserer Einsicht, die Umfassendheit unseres Blickes, die jeder haben sollte.

Zu ihr wird vor allem beitragen das Zusammenrücken von Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern – nicht auf die primitive Weise des Kollektivs von Spezialisten, die erst einen allerersten Schritt bedeutet, sondern auf die hochgebildete Weise aller großen Wissenschaftler der Vergangenheit, in den letzten 100 Jahren insbesondere auch der Klassiker des Marxismus-Leninismus, die zwar vor allem schöpferische Gesellschaftswissenschaftler und Revolutionäre waren, aber zugleich tiefstes Verstehen für Naturwissenschaften und Kunst hatten.

Wissenschaft und Technologie

Wir sprachen von der Kunst und der Wissenschaft sowie von den Natur- und Gesellschaftswissenschaften. Lassen Sie mich, gerade an dieser Stätte, schließen mit einer kurzen Betrachtung von Wissenschaft und Technologie. Dabei verstehen wir unter Technologie den großen umfassenden Begriff, die Konstrukteure miteinschließend, so wie ihn die angelsächsische Welt und Marx wie Engels stets gebraucht haben, und nicht den engen deutschen, im 18. Jahrhundert entstanden und bei uns bis heute benutzten Begriff, so wie ihn etwa Meyers Neues Lexikon definiert als „Anwendung naturwissenschaftlicher, insbesondere physikalischer und chemischer Erkenntnisse zur Entwicklung von Verfahren der Gewinnung von Rohstoffen und deren Weiterverarbeitung zu Produktionsmitteln und Verbrauchsgütern.“

Die Technologen werden in unserer Gesellschaftsordnung heute im Allgemeinen in ihrer Bedeutung für den Aufbau des Sozialismus noch arg unterschätzt. Niemand bei uns erkennt nicht die große Rolle der Wissenschaft an. Wie wenige aber begreifen, [137] welcher Schaden unserer Gesellschaft heute noch dadurch angetan wird, daß die Rolle der Technologie ungenügend beachtet wird. Was ist denn die Hauptschwäche im Aufbau des Sozialismus? Ich meine eine Schwäche, die nicht objektiv in den Notwendigkeiten der Weltsituation begründet ist. Der Generalsekretär des ZK der KPdSU L. I. Breschnew formulierte sie auf dem XXIV. Parteitag für die Sowjetunion – sie gilt aber genau so für uns – so: „Analysiert man alle Glieder der komplizierten Kette, die die Wissenschaft mit der Produktion verbindet, so läßt sich leicht feststellen, daß die schwächsten von ihnen jene sind, die mit der praktischen Nutzenanwendung der Errungenschaften der Wissenschaft, mit ihrer Überführung in die Massenproduktion zusammenhängen.“

Das heißt die Gesellschaft hat der schöpferischen Arbeit der Technologen ungenügende Aufmerksamkeit geschenkt.

Wie sind die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Technik? So manche Wissenschaftler sind technisch ganz unbegabt – und man verzeiht es ihnen leicht, wenn sie Einstein heißen. So manche Technologen sind wissenschaftlich völlig unschöpferisch – und man verzeiht es ihnen leicht, wenn sie Edison heißen. Denn Wissenschaftler und Technologen sind schöpferisch auf ganz verschiedenen Gebieten mit ganz verschiedenen Fähigkeiten tätig.

Und doch ist es so, daß kein Technologe etwas leisten kann, wenn er die für seine Arbeit „zuständige“ Wissenschaft nicht passiv voll beherrscht. Darin liegt schon eine ganz enge Verbindung zwischen Wissenschaftler und Technologen. Auf der anderen Seite, und hierin liegt eine sehr merkwürdige Form der Einheit von Wissenschaftler und Technologen, sollte jeder Wissenschaftler, ich möchte sagen, moralisch-gesellschaftlich ganz intensiv daran interessiert sein, daß seine neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse direkt oder indirekt in die Praxis überführt werden, das heißt, daß der Technologe sein Werk fortsetzt, so etwa wie der Liederkomponist, insbesondere wenn er keine Stimme hat, alles tun möchte, damit der Sänger seiner Arbeit praktische Realität gibt.

Doch, und noch einmal sei das ganz scharf betont, der Technologe ist als solcher schöpferisch tätig und keineswegs einfach der Praxis-Exekutor des Wissenschaftlers. Hören wir dazu Ausführungen eines früheren Rektors unserer Technischen Universität, von Kurt Schwabe. Nachdem er in seinen Ausführungen¹⁴ zunächst auf den, wie es Marx und Engels genannt haben,

¹⁴ „spektrum“, Heft 2, 1974, S. 18 f.

„abstrakten Charakter“ aller naturgesetzlichen Ausführungen hingewiesen, auf die „unter idealisierten Bedingungen gewonnenen Gleichungen“, kommt er hinsichtlich der Korrosions-Technologie zu folgender Aussage: „Tatsächlich treten aber solche Bedingungen in der Praxis der heterogenen Katalyse oder der Korrosion nie auf, die Energieverteilung auf der Katalysator- oder Metalloberfläche ändert sich während des Ablaufs der Prozesse durch Einflußgrößen, die in ihrer Vielfalt kaum, bestenfalls vom Technologen vorausgesehen werden können ... Daher haben wir bis heute noch keine Möglichkeit, die spezifische Oberflächenaktivität eines Katalysators, z. B. für die Ammoniaksynthese, womöglich als Zeitfunktion vorauszuberechnen“ – hier versagt noch [138] der schöpferische Wissenschaftler – aber, fährt Schwabe fort: „Trotzdem wird sie über fünfzig Jahre großtechnisch durchgeführt und schafft eine Grundlage für die Ernährung der ständig wachsenden Menschheit“ – dank der schöpferischen Tätigkeit des Technologen!

Als ich kürzlich in Kuba zur Mitberatung des Fünfjahrplanes der dortigen Akademie der Wissenschaften war, fragte mich ein führendes Mitglied der Akademieleitung: „Was würden Sie dazu sagen, wenn wir für 5 oder 10 Jahre in unserem kleinen Lande auf jede Suche nach neuen Erkenntnissen der Natur verzichten und uns darauf beschränken würden, alles, was für uns wichtig ist, aus dem vorhandenen Weltfundus des Wissens zu nehmen und uns darum zu bemühen, es in die Praxis zu überführen?“ Meine Antwort war: „Natürlich kann kein sozialistisches Land auf die Dauer auf schöpferische Naturwissenschaftler verzichten, aber es ist durchaus möglich, die vorhandenen schöpferischen Wissenschaftler, soweit sie nur irgend dazu befähigt sind, eine Zeitlang für technologische Überführungsprobleme einzusetzen, und Universitätsabsolventen, soweit sie schöpferische wissenschaftliche Fähigkeiten zeigen, in andere sozialistische Länder zur Weiterbildung zu schicken, insbesondere in die Sowjetunion, wie es heute schon auf einigen Spezialgebieten selbstverständlich ist.“

Ich habe diese Fragestellung hier nur berührt, um Ihnen zu zeigen, wie ernst wir die gesellschaftliche Rolle der Technologen heute nehmen müssen. Und wenn ich in diesem letzten Teil meiner Ausführungen das Trennende zwischen Wissenschaftler und Technologen stärker als das sie Einigende in den Vordergrund gestellt habe, dann, um so die Rolle der Technologen in ihrer ganzen schöpferischen Eigenart und Bedeutung hier an unserer Technischen Universität andeuten zu können.

Und noch eines: Wenn wir von der so großen gesellschaftlichen Rolle der Technologen sprechen, von der spezifischen Bedeutung der Technologen gerade auch für die Produktion, ist es dann nicht insbesondere auch die Aufgabe der Gesellschaftswissenschaftler und speziell eines Ökonomen, auf diese Rolle hinzuweisen? Sind wir Gesellschaftswissenschaftler nicht genau so schuldig an der heute ungenügenden Anerkennung der Rolle der Technologen wie die Naturwissenschaftler? Wie freut es mich darum, meine Ausführungen abschließen zu können mit einer hohen Wertung unserer Technologen.

II. Die Einheit der Wissenschaften – Zur Zusammenarbeit Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften

Als zu Ende der sechziger Jahre die Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften geradezu plötzlich und ganz stark in den Vordergrund der Diskussion bei uns gestellt wurde, und man damals zunächst recht erfolglos versuchte, an unserer Akademie der Wissenschaften wie anderswo Kollektive von Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern kampagnemäßig zu organisieren, fragte mich ein Mitglied unserer Akademie, ob nicht das wirklich einigende Element beider großer Wissenschaftszweige die Dialektik sei, [139] und ob man darum die Herstellung einigender Beziehung zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften nicht mit Diskussionen über Dialektik beginnen sollte.

In der Paulskirche 1848 wandte sich Jacob Grimm gegen einige Radikale, die nichts von Geschichte hören wollten, mit der Bemerkung: „Von den Herren, die von der Geschichte nichts

wissen wollen, wird die Geschichte auch nichts wissen wollen.“ Und wer die Werke von Marx oder Engels daraufhin gelesen hat, weiß, daß sie der Lösung jedes Problems nicht nur logisch sondern auch historisch zu Leibe gingen.

Nur historisch ungebildete Menschen konnten plötzlich das Problem der Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften entdecken. Genosse Hager wies damals mit Recht darauf hin, daß diese Einheit bis in das 19. Jahrhundert stets bestanden hatte, und daß auch die Klassiker des Marxismus-Leninismus diese Einheit stets verkörpert hatten.

Ja, können wir hinzufügen: Sie haben diese Einheit im Grunde nie als Problem, das bewältigt werden mußte, gesehen, ebensowenig wie Plato oder Aristoteles, Bacon, Leibniz oder Descartes, Diderot oder D'Alembert, Kant oder Goethe oder Hegel.

Die ganze Problematik kam erst auf, als der Kapitalismus im Laufe seiner Entwicklung mehr und mehr Aufmerksamkeit den Naturwissenschaften als profitbringender Produktivkraft widmete, während die herrschende Klasse die Gesellschaftswissenschaften zur Apologetik ihrer Herrschaftsweise herabwürdigte. (Schrieb doch schon am 25. März 1826 August Boeckh, der große Altertumsforscher, an den ebenfalls auf diesem Gebiet so bedeutenden Barthold Georg Niebuhr, daß an der Berliner Universität „bis aufs Kleinste geknickert wird, wahrscheinlich zugleich weil die Naturwissenschaften große Summen verschlungen haben, was an sich lobenswert ist, wenn die übrigen Verhältnisse es erlauben.“) Die Folge war, daß die Naturwissenschaften große Fortschritte machten, da sie der herrschenden Klasse handfeste, oder sagen wir besser profitfeste neue Erkenntnisse bringen sollten und konnten, während die Gesellschaftswissenschaften nur in der Opposition zur herrschenden Klasse wirklich blühen, das heißt neue Erkenntnisse von fundamentaler Bedeutung bringen konnten. Da man aber im allgemeinen außerhalb der offiziellen Institutionen kaum Naturwissenschaft treiben konnte, so bleiben die Naturwissenschaften in den Kreisen und Klassen der Opposition als schöpferische Wissenschaft zurück, während die Gesellschaftswissenschaften wiederum an den Institutionen der herrschenden Klasse verkümmerten.

Schon diese Vorgänge riefen eine Spaltung zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaftlern hervor. Dazu kam die Wissensexplosion auf dem Gebiete der Naturwissenschaften infolge ihrer Förderung durch die herrschende Klasse, der die Gesellschaftswissenschaftler der herrschenden Klasse nichts Gleichwertiges gegenüberstellen konnten. Infolgedessen entwickelten die Naturwissenschaftler, da ihnen die gesellschaftswissenschaftlichen Leistungen der Arbeiterklasse entweder unbekannt oder fremd blieben, allmählich vielfach nur noch Verachtung für die Leistungen der Gesellschaftswissenschaftler. Die Gesellschaftswissenschaftler der herrschenden Klasse aber entwickelten in Abwehr dieser Verachtung eine Philosophie, [140] die alles tat, um die Kluft zu den Naturwissenschaftlern noch zu erweitern – man denke an Dilthey, Windelband, Rickert – und die Gesellschaftswissenschaften als ein von den Naturwissenschaften grundverschiedenes, halb mystisches oder irrationales oder positivistisches Gedankenreich zu etablieren.

Das war der Zustand, den wir auch noch vor 30 Jahren vorfanden.

Natur und Gesellschaft – Einheit und Widerspruch

Das Mitglied der Akademie, von dem ich eingangs sprach, hatte natürlich völlig recht, daß die Dialektik Natur- und Gesellschaftswissenschaften eint. Aber nicht primär die Dialektik als Methodologie und auch nicht der Materialismus als Methodologie. Primär einigt sie die Realität, mit der sie sich zu beschäftigen haben: die sich dialektisch, in Widersprüchen bewegende Materie. Es ist also der Gegenstand, eben die Realität, die eine Einheit beider großen Wissenschaftszweige verlangt. Und diese Einheit findet ihre Widerspiegelung in der Einheit der Methodologie des dialektischen Materialismus.

Zugleich aber müssen wir feststellen, daß Engels zwar eine „Dialektik der Natur“ geschrieben hat, kein Marxist aber je an ein Werk „Dialektik der Gesellschaft“ gedacht hat. Die durch die

Dialektik der Bewegung und die sie umfassende Methodologie gegebene Einheit zwischen Natur und Gesellschaft ist also eine recht allgemeine, da sie sich nur auf die Dialektik der Bewegung von Materie bezieht. Ein der „Dialektik der Natur“ entsprechendes Buch für die Gesellschaft müßte wohl „Dialektik und Historik der Gesellschaft“ heißen, und entsprechend heißt die Methodologie, die der Untersuchung der Gesellschaft eigentümlich ist, die Methodologie des dialektischen und historischen Materialismus.

Ganz einfach ausgedrückt: Wir können die Bahn der Sterne am Himmel oder die chemische Zusammensetzung eines Pulvers analysieren, ohne ihre Geschichte zu kennen. Wir können aber ein gesellschaftliches Phänomen wie die Arbeiterklasse in der Deutschen Demokratischen Republik nicht analysieren, ohne um ihre Vergangenheit zu wissen und ihre Zukunft zumindest zu vermuten.

Natürlich hat die geologische Gestaltung der Erde ihre Geschichte, das heißt, daß man auch die Geschichte der Natur studieren kann, genau wie man umgekehrt nur die Gegenwartsstruktur der Arbeiterklasse in der DDR untersuchen kann. Aber die Gesetze der Bewegung der Planeten können ebenso ohne historische Studien gefunden werden wie der Grad, der die Umwandlung von Wasser in Eis oder Dampf unter gegebenen Umständen herbeiführt. Wie aber eine Arbeiterklasse bzw. gar ihre verschiedenen Schichten auf Diversanten und Agenten oder Not und Elend reagieren, kann nicht ohne Kenntnis ihrer Geschichte verstanden werden.

Jedes gesellschaftliche Problem ist zugleich ein dialektisches und historisches. Und darin unterscheidet es sich von den meisten naturwissenschaftlichen Problemen.

Und weiter: Es gibt wohl zahlreiche Gebiete der Natur, in denen die Bewegungsvorgänge so einfach sind, daß in der Terminologie von Hegel und Engels von Mechanik im Gegensatz zur Dialektik gesprochen werden kann. Man denke nur an den [141] großartigen Brief von Engels an Marx (30. Mai 1873), in dem er ihm die ihm plötzlich gekommene Komposition der „Dialektik der Natur“ vorlegt und vier Hauptkapitel nennt: „1. Die einfachste Bewegungsform ist die Ortsveränderung (innerhalb der Zeit, um dem alten Hegel einen Gefallen zu tun) – *mechanische* Bewegung ... 2. *Eigentliche Physik* ... 3. Chemie ... 4. Organismus – hier lasse ich mich vorläufig auf keine Dialektik ein.“ Zu dem letzten, dem vierten Punkt, gibt es eine Randbemerkung von Carl Schorlemmer, die lautet: „Ich auch nicht.“

In der Gesellschaft aber können wir uns keine als solche gesellschaftliche Bewegung vorstellen, die nicht dialektisch ist.

Das heißt, wir müssen unsere Anfangsformulierung etwas einschränken und sagen:

Es gibt eine objektive Einheit zwischen Natur und Gesellschaft, soweit die erstere sich dialektisch bewegende Materie ist, und entsprechend auch eine Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften, soweit die ersteren mit dialektischer und nicht mit mechanischer Bewegung zu tun haben und sich beide der dialektischen Methodologie bedienen.

Es ist diese Einheit, die auch Engels veranlaßte, als er sich wieder mit naturwissenschaftlichen Problemen zu beschäftigen begann, am 14. Juli 1858 an Marx zu schreiben: „Schick mir doch die versprochene Hegelsche ‚Naturphilosophie‘. Ich treibe jetzt etwas Physiologie und werde vergleichende Anatomie daran knüpfen. Es sind höchst spekulative Sachen darin, die alle aber erst neuerdings entdeckt wurden; ich bin sehr neugierig zu sehn, ob der Alte nichts davon gerochen hat. Soviel ist gewiß, hätte er *heute* eine ‚Naturphilosophie‘ zu schreiben, so kämen ihm die Sachen von allen Seiten entgegengeflogen.“ Und so geht es weiter, etwa: „Ein anderes Resultat, was den alten Hegel gefreut haben würde, ist in der Physik die Korrelation der Kräfte oder das Gesetz, daß unter gegebenen Bedingungen mechanische Bewegung, also mechanische Kraft (z. B. durch Reibung) in Wärme sich verwandelt.“ Oder bei der vergleichenden Physiologie: „Die Hegelsche Geschichte vom qualitativen Sprung in der quantitativen Reihe ist auch hier sehr schön.“

Engels liest also wieder Hegelsche Philosophie als Vorbereitung und Begleitung seiner naturwissenschaftlichen Studien.

Zugleich müssen wir aber auch feststellen, daß es wesentliche Widersprüche zwischen Natur und Gesellschaft gibt, die alle letztlich ihre Begründung in der Rolle der Geschichte in der Gesellschaft haben.

Was aber ist die eigentliche Rolle der Geschichte? Eine Geschichte im naturwissenschaftlichen Sinne haben, heißt seit Darwin, gesetzmäßigen wie auch zufälligen Veränderungen (Evolution) zu unterliegen. Eine Geschichte im gesellschaftswissenschaftlichen Sinne haben, heißt aber seit Marx, gesetzmäßigem Fortschritt zu unterliegen.

Der Unterschied zwischen Veränderung und Fortschritt ist aber ein grundlegender.

Das heißt, so groß und fundamental in gewisser Beziehung die Einheit von Natur und Gesellschaft und damit auch die Einheit der Methodologie ihrer Wissenschaften sind, so verschieden sind sie doch in vielfacher, ich möchte sagen, in fundamentaler Beziehung zweiten Grades, so heftig ist der Widerspruch zwischen ihnen.

Jedoch sieht die hier angeschnittene Problematik ganz anders aus, wenn wir uns klar darüber werden, daß sowohl die Naturwissenschaften wie die Gesellschafts-[142]wissenschaften von Wissenschaftlern betrieben werden, die gesellschaftliche Wesen sind. Die Naturwissenschaften werden eben genauso wie die Gesellschaftswissenschaften von Menschen betrieben, die in ihrem Herangehen an die Problematik wie in ihren Schlußfolgerungen gesellschaftlich bestimmt sind.

Die Einheit der Weltanschaulichkeit

Nicht daß Natur- und Gesellschaftswissenschaftler etwa die gleiche Weltanschauung haben müssen, ist mit dieser Überschrift gemeint. Gemeint ist vielmehr, daß alle Wissenschaftler eine Weltanschauung haben müssen. Darum haben zwar letztlich nur wir Marxisten eine wissenschaftliche Weltanschauung, aber alle Wissenschaftler treiben eine weltanschauliche Wissenschaft.

Goethe sagt ganz allgemein in seiner Besprechung von Carlyles German Romance: „Denn leben und wirken heißt eben so viel als Partei machen und ergreifen.“ Und davon ist natürlich auch der Naturwissenschaftler als solcher nicht ausgeschlossen.

Partei ergreifen im weitesten Sinne des Wortes, letztlich für oder gegen den Fortschritt, bewußt oder unbewußt, aber immer mit einem Willen – das ist unvermeidlich für jeden Menschen, also auch für jeden Wissenschaftler. Kein Wissenschaftler widmet sich blind oder zufällig der Lösung eines wissenschaftlichen Problems, weder der Natur- noch der Gesellschaftswissenschaftler. Kein Wissenschaftler, weder ein Natur- noch ein Gesellschaftswissenschaftler, ist dem Resultat seiner Forschung gegenüber gleichgültig, muß vielmehr Partei ihm gegenüber nehmen, sei es auch nur, indem er es als Basis für die weitere Forschung betrachtet, um neuen wissenschaftlichen Fortschritt zu machen. Stets baut er seine wissenschaftliche Arbeit irgendwie in seine Weltanschauung ein.

Alle Wissenschaftler haben eine Weltanschauung, aber natürlich nicht die gleiche. Jedoch gehen die Verschiedenheiten der Weltanschauung quer durch die Wissenschaften hindurch. Idealisten und Materialisten, Positivisten, Dialektiker, Mechaniker, Irrationalisten finden wir unter Naturwissenschaftlern genau wie unter Gesellschaftswissenschaftlern, und diese Weltanschauung, sei sie auch nur optimistisch oder pessimistisch, fortschrittsüberzeugt oder agnostisch, beeinflusst ihre wissenschaftliche Haltung.

Es gibt Fälle, in denen die Weltanschauung offenbar keinen Einfluß *auf die Größe* der wissenschaftlichen Erkenntnis hat. Der Idealist Hegel war nach dem Idealisten Plato der größte

Gesellschaftswissenschaftler in der Ausarbeitung der Systematik der Dialektik. Aber überall verspüren wir doch bei Hegel die Grenzen seines Systems, die ihm oder Ricardo auf dem Gebiete der Politischen Ökonomie die bürgerliche Gesellschaft und ihre Weltanschauung setzen, genau so wie die Sklavenhaltergesellschaft dem Genie Herons in der Benutzung seiner Dampfmaschine Grenzen setzte, zum Beispiel ihm keinen nützlichen Weg ihrer Verwendung zeigte, oder wie es der befreienden Gesellschaftsatmosphäre der Renaissance bedurfte, um dem Mathematiker und Architekten Brunelleschi den Blick für die perspektivische Zeichnung zu öffnen.

[143] Das heißt, auch wenn wir hier von der Einheit zwischen Wissenschaftlern gesprochen haben, Einheit in ihrer Eigenart, nur eine weltanschauliche Wissenschaft betreiben zu können, geht es letztlich doch wieder um die Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften, deren Resultate in beiden Wissenschaften von den gesellschaftlichen Verhältnissen beeinflusst werden.

Die Vergesellschaftung der Natur

Der Mensch begann seine Existenz als Genießer der Natur und zugleich als Flüchtling vor ihr. Hatte er Nahrung gefunden und schien die Sonne wärmend, so genoß er die Natur; gab es nichts zur Nahrung oder stürmte es, so flüchtete er. Er wurde erst eigentlich zum Menschen, als er zu arbeiten, das heißt, die Natur bewußt zu nutzen, zu meistern, das heißt auch, wie Jacob Böhme sagte, sie zu quälen, sie zu bekämpfen begann.

Und damit entstand eine nicht immer beachtete Einheit von Natur und Gesellschaft, damit entstand ja auch eigentlich erst die Gesellschaft, denn eine Menschenherde ist genausowenig wie ein Tierrudel, das nur Tricks gegenüber der Natur kennt, eine Gesellschaft.

Zuerst wurde die Natur nur angeeignet. Man fand scharfe Steine als Waffe und Werkzeug, die man bei sich behielt, weil sie effektiver waren als stumpfe Steine. Dann begann man die Natur zu quälen und zersplitterte Steine aneinander, um künstlich scharfe Steine zu erhalten. Man war auf dem Wege zur entwickelten Steinaxt.

Auch das Feuer, das man sich zunächst durch Erhaltung, wenn man es fand, angeeignet hatte, lernte man durch Quälen des Holzes oder von Steinen, die beim Zusammenstoß Funken schlugen, künstlich zu erzeugen.

Es folgte die Zähmung von Pflanzen und Tieren. Mehr und mehr Natur wurde von der Gesellschaft der Menschen bezwungen und veränderte sich unter dem Einfluß der Gesellschaft – ebenso wie die Gesellschaft sich veränderte unter dem Einfluß der menschenveränderten Natur, und natürlich änderten sich auch die einzelnen Menschen unter dem doppelten Einfluß von Natur und Gesellschaft.

Ein gewaltiger dialektischer Prozeß ist das, von dem wir gesprochen haben. Ein gewaltiger dialektischer Prozeß, in dem das Gewicht der Gesellschaft immer größer wird.

Bisweilen rächte sich die Natur an den Menschen und ihrer Gesellschaft – etwa wenn diese die Wälder vernichteten, und eine grünende Natur sich in karges Land oder gar eine Wüste verwandelte, oder auch heute, wenn die Racheakte der Natur zu dem führen, was wir Umweltprobleme nennen. Die Meisterung der Natur war ein Handwerk und ist heute eine Wissenschaft, die man beherrschen muß. Man muß die Natur nicht einfach überwältigen, man muß sie meistern können. Ohne solche Kenntnisse kann es geschehen, daß die Natur wieder zum Meister wird und die Menschen beherrscht.

Auf die Dauer aber, das beweist die Geschichte der Menschheit, ist es die Gesellschaft der Menschen, die als Meister hervorgeht, die die Natur vergesellschaftet.

[144] Heute ist schon ein großer Teil unserer Erde in ihrem Naturteil vergesellschaftet, und bereits rüstet man sich, mit der Vergesellschaftung des Weltalls zu beginnen.

Was aber heißt das alles anderes, als daß die Realität sich in einer Weise ändert, die besagt, daß Gesellschaft und Natur zu einer eigenartigen Einheit werden, in der natur- und gesellschaftliche Elemente in einer Weise gemischt sind, deren Analyse sowohl des Natur- wie des Gesellschaftswissenschaftlers bedarf.

Wir erleben das so außerordentlich deutlich heute, wenn wir Umweltprobleme studieren und Natur- und Gesellschaftswissenschaftler sich zusammensetzen müssen, um der Probleme, die eben eine Mischung von Natur- und Gesellschaftsproblemen sind, Herr zu werden.

Wir erleben das heute aber genauso nachträglich, wenn wir die ersten Siedlungen der Menschen untersuchen und Naturwissenschaftler ebenso wie Gesellschaftswissenschaftler den Zusammenhang zwischen Technik des Fischfangs und Dauer der Aufenthaltsmöglichkeit von Menschen am gleichen Ort mit entsprechenden Folgen für ihre gesellschaftliche Struktur überprüfen.

Die Menschen haben seit Urzeiten die Natur vergesellschaftet, und diese Realität, diese vergesellschaftete Natur ist die ungeheuer konkrete Tatsache, weit bedeutender noch als die doch letztlich recht allgemeine, fast schon abstrakte Dialektik der Bewegung der Materie in Natur und Gesellschaft, die die Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften schafft.

Über einige falsche und richtige Beziehungen zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften

Die Menschen haben seit Urzeiten die Natur vergesellschaftet, stellen wir soeben fest. Das war und ist ein fortschrittlicher Prozeß, schon allein deswegen, weil er Fortschritt gegenüber einfacher Veränderung in die Natur hineinträgt – körnerreicher, wetterfester Weizen stellt eben einen Fortschritt gegenüber einer einfachen Veränderung in der Natur dar – vom anthropozentrischen Standpunkt, und das ist selbstverständlich der einzig mögliche der Natur gegenüber, wenn wir von ihrer Vergesellschaftung sprechen.

Seit über 150 Jahren stellen wir aber merkwürdigerweise in den Wissenschaften auch einen Prozeß der Vernatürlichung der Gesellschaftswissenschaften fest, der insbesondere durch Darwins Werk – nicht etwa durch Darwin! – Beschleunigung erfuhr.

Was Darwin selbst betrifft, so erlag er eher dem umgekehrten Drang, wie Marx sehr schön in einem Brief an Engels vom 18. Juni 1862 schildert: „Mit dem Darwin, den ich wieder angesehen, amüsiert mich, daß er sagt, er wende die ‚Malthussche‘ Theorie *auch* auf Pflanzen und Tiere an, als ob bei Herrn Malthus der Witz nicht darin bestände, daß sie *nicht* auf Pflanzen und Tiere, sondern nur auf Menschen – mit der geometrischen Progression – angewandt wird im Gegensatz zu Pflanzen und Tieren. Es ist merkwürdig, wie Darwin unter Bestien und Pflanzen seine englische Gesellschaft mit ihrer Teilung der Arbeit, Konkurrenz, Aufschluß neuer Märkte, [145] ‚Erfindungen‘ und Malthusschem ‚Kampf ums Dasein‘ wiedererkennt. Es ist Hobbes’ bellum omnium contra omnes, und es erinnert an Hegel in der ‚Phänomenologie‘ wo die bürgerliche Gesellschaft als ‚geistiges Tierreich‘, während bei Darwin das Tierreich als bürgerliche Gesellschaft figuriert.“*

Viel häufiger aber war der umgekehrte Prozeß, etwa die Biologisierung der Soziologie schon seit Spencer oder der Geschichte – man denke nur an ihre Rassenbestimmung, beginnend wohl mit Gobineau. In der Tat kann man sagen, daß die Vernatürlichung der Gesellschaftswissenschaften eine der wichtigsten Waffen der Reaktion wurde, und daß die großen Monopolisten schon in ihrer Frühzeit, insbesondere in den USA, als die energischen „Verdarwinisierer“ der Gesellschaftslehre auftraten. James J. Hill, der Eisenbahngroßkapitalist, erklärte, daß „die Vermögen der Eisenbahngesellschaften nach dem Gesetz des Überlebens des Tüchtigsten bestimmt werden“, und Rockefeller, der mitleidslos streikende Arbeiter niederschließen ließ, aber gern in kirchlichen Sonntagsschulen predigte, erklärte in einer seiner frommen Reden: „Das Wachsen

* MEW Bd. 30, S. 249.

eines großen Geschäftes ist nur ein Überleben des Tüchtigsten ... Die Rose, die man Amerikanische Schönheit nennt, kann in ihrem Glanz und ihrer Zartheit, die jedem Betrachter Freude bringen, nur gezüchtet werden, indem man die kleinen Knospen, die um sie herum wachsen, früh opfert. Das ist keine schlechte Seite des Geschäftslebens. Es ist nur die Verwirklichung eines Naturgesetzes, eines göttlichen Gesetzes.“ Entsprechend wurde er auch karikiert mit einem Haufen von als überflüssig entfernten Rosen zu seinen Füßen, in der Hand eine einzige wunderschöne American Beauty-Rose, die Standard Oil Company heißt.

Von Gobineau führt der Weg über den deutschen Faschismus zur Apartheidpraxis von heute, vom alten Rockefeller zur politökonomischen Apologetik der multinationalen Konzerne als der naturgemäßen Folge des Konzentrationsprozesses und des aus der Natur übernommenen Rechtes des Stärkeren.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß die Vertreter der Schönen Literatur, bei denen sich zeitweise ähnliche Tendenzen zeigten, wie etwa bei Zola, dieses Streben zur falschen Vereinigung durch dringendste Bitten an die unschuldigen Naturwissenschaftler, doch zur Vergewaltigung (der Schriftsteller) überzugehen, schneller aufgaben als die Gesellschaftswissenschaftler.

Ganz im Gegensatz zu dieser falschen, unwissenschaftlichen Durchdringung von Natur- und Gesellschaftswissenschaften steht die Herausbildung einer anderen Form der Beziehung: nämlich die gemeinsame Benutzung dessen, was ich die Messungswissenschaft nennen möchte. Das ist ein neuer Ausdruck, um Teile der Mathematik und der Statistik zu vereinen. Vielleicht ist er schlecht. Sie alle aber wissen, was ich meine. Vielleicht haben einige von Ihnen Bedenken in der Richtung, daß der Ausdruck der Mathematik genügen sollte. Wenn wir aber überlegen, daß, als ich vor einem halben Jahrhundert studierte, von Gesellschaftswissenschaftlern auch Statistik für Naturwissenschaftler gelehrt wurde und daß heute Naturwissenschaftler Mathematik für Politökonomien lehren, dann werden Sie besser verstehen, daß ich die Zuflucht zu dem Ausdruck Messungswissenschaft genommen habe, der sowohl gesellschaftswissenschaftliche Elemente – man denke nur an die Gruppenbildungslehre oder [146] an die gesellschaftswissenschaftliche Bestimmung von verschiedenen Durchschnitten etwa dem Häufigkeits- oder dem arithmetischen Durchschnitt – wie auch naturwissenschaftliche, rein mathematische Elemente enthält.

Dabei kann es sein, daß gerade die naturwissenschaftlichen Elemente der Messungswissenschaft die größte Bedeutung für die Gesellschaftswissenschaftler haben. Und obgleich ich heute als ihr Gast spreche, möchte ich sagen, daß die Naturwissenschaftler deshalb eine Hauptschuld an einer beachtlichen Zahl von Dummheiten unserer Gesellschaftswissenschaftler haben, weil sie es versäumten, uns auf unsere Fehler aufmerksam zu machen. Allerdings können Sie auch wiederum sagen, daß Sie mit Recht von den Gesellschaftswissenschaftlern ein Minimum an mathematischer Bildung erwarten konnten, um solche Fehler zu vermeiden.

Worum es geht, ist, daß unsere Politökonomien, Philosophen, Soziologen alle möglichen Wachstumsgesetze für die sozialistische Gesellschaft, im weiteren Sinn des Wortes, aufstellen, die dazu führen müssen, daß ihre zweite Epoche, der Kommunismus, dem Ende einer Gauß'schen Kurve, einer Exponentialkurve mit Sättigung ähnelt.

Man denke nur an all die sogenannten Gesetze des Sozialismus, die ständig beschleunigtes Wachstum von Produktivkräften, von Wissenschaft usw. enthalten. Natürlich erstreben wir das alles gegenwärtig, teils aus Gründen des weltweiten Klassenkampfes zwischen Sozialismus und Kapitalismus, teils weil wir wahrlich mit Recht eine erhebliche Steigerung unseres Lebensstandards wünschen – man denke nur an unseren Wohnungsstandard –, teils weil Hunderte von Millionen Menschen in der Welt des Kapitals unter schlimmsten Bedingungen leben und vielfach früh sterben müssen.

Aber man muß als Gesellschaftswissenschaftler unterscheiden zwischen historisch bedingten zeitweiligen Notwendigkeiten auf der einen und Gesetzen auf der anderen Seite. Natürlich wäre ein beschleunigtes Wachstum zum Beispiel der Wissenschaften als Gesetz ein Unsinn. Ganz abgesehen davon, daß das ganz überflüssig ist, würde das in der relativ kurzen Zeit von noch nicht 200 Jahren zu einer wissenschaftlichen Revolution pro Minute führen, wie jeder Oberschüler sich ausrechnen kann. Gehen wir doch überall in den Ländern mit einer entwickelten Wissenschaft bereits heute vom quantitativen Wachstum der Wissenschaft zum intensiven Wachstum über und auch die Intensität der Wissenschaftsentwicklung wird sich, sobald die Welt sozialistisch geworden ist, nicht beschleunigen, da die Menschen wahrlich besseres zu tun haben werden, als die Wissenschaft beschleunigt intensiv zu entwickeln, was nur zu einer Gaußschen Kurve führen muß, zu der wir im Kommunismus ebenfalls nicht die geringste Neigung verspüren werden.

All das hätten die Naturwissenschaftler den Gesellschaftswissenschaftlern klar machen sollen, als die letzteren gar nicht genug Beschleunigungsgesetze für die sozialistische Gesellschaft aufstellen konnten. All das aber hätten, werden die Naturwissenschaftler sagen, die Gesellschaftswissenschaftler auch selber erkennen können, wenn sie ein wenig besser naturwissenschaftlich gebildet gewesen wären.

Und das bringt uns zu dem letzten Problem, zu dem ich sprechen möchte, zur Frage der umfassenden [147]

Ausbildung des Wissenschaftlers als Natur- und Gesellschaftswissenschaftler

Die heute am umfassendst gebildeten Menschen in unserer Gesellschaft sind natürlich unsere Oberschüler. Nach der Oberschule setzt eine Spezialisierung ein, die zumeist nicht nur der allgemeineren Weiterbildung ein Ende setzt, sondern die Menschen auch das meiste, was sie auf anderen Gebieten, die nichts mit ihrem Fachgebiet zu tun haben, gelernt haben, vergessen läßt.

Bei den Naturwissenschaftlern ist es nicht ganz so schlimm, da sie an den Universitäten noch am gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudium teilnehmen und auch noch später, sei es im Parteilehrjahr oder bei der allgemeinen marxistisch-leninistischen Weiterbildung, mit den Gesellschaftswissenschaften in Berührung kommen. Ein naturwissenschaftliches Grundstudium für alle Studenten aber gibt es an unseren Universitäten nicht und ebenso wenig später eine Weiterbildung in den Naturwissenschaften für alle Wissenschaftler.

Kein Wunder, daß wir noch weit entfernt von einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung unserer Lehrer und Forscher sind.

Wenn überhaupt die Frage der allgemeinen Weiterbildung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften für Gesellschaftswissenschaftler aufkommt, was sehr selten ist, dann wird sie mit der Wissensexplosion und dem Mangel an Zeit neben der Spezialarbeit, aus heute praktisch durchaus berechtigten Gründen also, abgelehnt. Die Idee, daß man Spezialarbeiten sowohl auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wie auf dem der Gesellschaftswissenschaften machen könnte, wie es bis zum 18. Jahrhundert üblich war, wird als grotesk abgewiesen, und die Abweisung, wenn überhaupt, dann öfter mit dem bequemen Hinweis darauf, daß selbst Marx und Engels und Lenin das nicht konnten, begründet. Daß alle drei aber die Naturwissenschaften genügend beherrschten, um nicht nur Naturdialektik zu betreiben, sondern auch die gesellschaftliche Bedeutung wichtiger Fortschritte auf den Gebieten der Naturwissenschaften sofort zu verstehen – man denke nur an die Reaktion von Marx auf die erste elektrisch betriebene Eisenbahn in einem Laden in der Londoner Regentstreet oder an Lenins Reaktion auf die Mitteilung von den Kohlegasifizierungsversuchen von Ramsay –, das wird dabei übersehen.

Wir stehen also vor der Frage, ob es nicht möglich sein wird, wieder Menschen auszubilden, die zunächst zwar vielleicht nur auf einem dieser beiden großen Wissensgebiete schöpferisch tätig, auf beiden aber passiv aufnehmend und so vielseitig wissenschaftlich gebildet und in noch

späterer Zeit wieder, wie die Wissenschaftler seit eh und je bis zum 18. Jahrhundert, vielseitig schöpferisch tätig sein können.

Ich meine, daß das durchaus möglich sein wird. Erstens einmal wird der Mensch im Laufe der Zeit doch beachtlich länger leben, als es heute der Fall ist. Zweitens wird die Technik unserer Wissensvermittlung große Fortschritte machen. Drittens wird eine Zeit kommen, in der unsere Universitäten wieder wissenschaftliche Bildungsanstalten werden, und sich nicht, wie übrigens überall heute in der Welt, vielfach als Fabriken betrachten, deren Aufgabe es ist, junge Menschen mit zum großen Teil überflüssigem Wissen vollzustopfen – überflüssiges Wissen vor allem, [148] weil man es, wenn man es braucht, jederzeit nachschlagen kann, aber auch, weil es oft wenig mit unserer Realität zu tun hat. Viertens wird die Zeit kommen, in der man die jungen Menschen wieder zum Nachdenken erzieht und ihnen auch genügend Zeit und Umstände dafür sichern kann. Denn um die Welt verändern zu helfen, muß der Wissenschaftler nachdenken.

Heute werden Wissenschaftler, die auf einem der beiden großen Wissenschaftsgebiete, das heißt der Natur- oder der Gesellschaftswissenschaften, vielseitig arbeiten, sei es zum Beispiel auf den Gebieten der Physik und der Chemie – natürlich nicht gleichzeitig – oder der Politökonomie und Geschichte, als etwas Besonderes angesehen. Das kann und wird sich im Laufe der Zeit ändern. Die großen Gelehrten der Vergangenheit, die sowohl als Natur- wie auch als Gesellschaftswissenschaftler tätig waren, werden wieder, auf viel höherem Niveau, in Gestalt ihrer sozialistischen Nachfahren auftreten und die Welt der Wissenschaft bevölkern.

Auf solche Weise wird dann nicht nur eine Einheit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften als Widerspiegelung der Realität, nicht nur eine Zusammenarbeit von Natur- und Gesellschaftswissenschaften als Notwendigkeit zur Meisterung der Probleme des Sozialismus hergestellt werden, sondern vor uns wird stehen, in der Gesellschaft wird arbeiten der vielseitig schöpferische Wissenschaftler, ein Teil der allseitig gebildeten Menschheit, die das edelste Produkt der sozialistischen Gesellschaft ist.

2. Wilhelm Dilthey

Wilhelm Dilthey ist zusammen mit Max Weber der letzte wirklich bedeutende Gesellschaftswissenschaftler der Bourgeoisie. An einer Stelle, in der er ihn richtiger einordnet als zumeist, sagt Lukács: „Dilthey war seiner ganzen Mentalität und Bildung nach ein Mensch der vorimperialistischen Periode, er hat nur deren (L. meint hier die des Imperialismus – J. K.) Probleme sehr stark vorempfunden und ist dann in diesen Problemkreis hineingewachsen.“¹⁵ Er wurde 1833 in eine in guten Verhältnissen lebende Pfarrersfamilie geboren und starb 1911 als Akademiemitglied und hochgeschätzter (nicht mehr) Professor der Philosophie der Berliner Universität. Sein Schwiegersohn Georg Misch bemerkt mit Recht: „Zu seinen Lebzeiten galt Dilthey, auch von seinen Kollegen unerkannt, den Außenstehenden als ein Professor unter andern, wie er denn auch erst spät, bald 70 Jahre alt, den großen Lehrerfolg hatte, der Hunderte von Hörern zu ihm ins Auditorium Maximum zog; er galt seiner Zeit als ein feinsinniger Gelehrter, Historiker von ungewöhnlicher, universaler Weite und Freiheit des Blicks, Universalhistoriker der Philosophie zumal, der die Philosophie nicht isoliert als eine reine Sache des Begriffs und der Systematik der Begriffe im abstrakten Denken nahm, sondern sie in den Gesamtzusammenhang der Kulturentwicklung hineinstellte, auf ihre lebendigen Beziehungen zu Religion und Dichtung hin, dazu ein Aesthetiker mit einer schriftstellerischen Ader, der [149] über die Dichter, die Dichter unserer klassischen Zeit und die Romantiker besonders, tiefe und zarte Dinge zu sagen wußte: im ganzen doch eine Gelehrten-gestalt aus dem 19. Jahrhundert.“¹⁶

Der Dilthey so kritisch gegenüberstehende Lukács, der sehr wohl zwischen dem Philosophen und Gelehrten unterscheidet, nennt ihn „alles in allem einen Mann von ungewöhnlichen Kenntnissen

¹⁵ G. Lukács, Die Zerstörung der Vernunft, Berlin 1954, S. 350.

¹⁶ G. Misch, Vom Lebens- und Gedankenkreis Wilhelm Diltheys, Frankfurt am Main 1947, S. 12.

und echter Gelehrsamkeit“.¹⁷ Doch billigt er ihm auch – und das zeugt wahrlich für die geistige Bedeutung von Dilthey – tiefe Einsicht in und echte Beteiligung an der Widersprüchlichkeit der eigenen Philosophie zu. „Denn Dilthey glaubt noch nicht an einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Vernunft und Leben, Wissenschaft und Intuition. Er meint vielmehr, daß es möglich ist, aus dem Erlebnis heraus den ganzen Reichtum der subjektiven und objektiven Welt herauszuentwickeln, vom Erlebnis, über dessen Verstehen und der Systematisation dieses Verstehens in der methodischen Interpretation der Hermeneutik zu einem höheren, umfassenderen Begriff der Wissenschaftlichkeit zu gelangen. Daß seine beiden Grundtendenzen einander widersprechen, merkt er ... selbst oft, er spricht die so entstehenden Antinomien offen aus, macht aber immer wieder – vergeblich – Versuche, sie zu überwinden.“¹⁸

Dilthey war in der Tat ein begeisterter Gelehrter. Im Februar 1861 schreibt er der Großmutter: „... Daß für mich wie von Natur in wissenschaftlicher Forschung und in der Durchbildung einer zusammenhängenden Ansicht der menschlichen Dinge der Reiz des Lebens liegt. So sehr mich alles, was auf dem großen und kleinen Theater des Lebens geschieht, bewegt, so mündet alle Bewegung doch unabänderlich in dem Triebe es zu erkennen, zu erklären, zu begreifen.“¹⁹ Sechs Jahre später an die Eltern: „Ihr habt doch keine Idee, was für eine Lebensfreude in Forschung, Schreiben, Reden steckt. Wenn es uns irgendwie passabel geht, sind wir Dichter, Philosophen, Geschichtsschreiber doch die von Gott begnadigten Menschen!“²⁰

Natürlich überwältigt ihn, wie jeden echten Wissenschaftler, die Fülle des Stoffes. Am 8. Februar 1861 notiert er im Tagebuch: „Es ist zu besorgen, daß die Hälfte unserer Lebenszeit Vorbereitung werde für die andere. Man muß an der Maxime festhalten, daß es gar keine bloße Vorbereitung gibt, sondern daß ein jedes in sich selber zulänglichen Wert habe. Es ist notwendig, daß man ein für allemal resigniere, im Großen und Ganzen, damit man die Resignationen im Einzelnen los werde.“²¹ Wenig später, am 16. April 1861: „Die Arbeiten über Philosophie der Geschichte von einem Belgier Laurent, von dem jetzt Band 6 über Feudalismus und Kirche im Mittelalter. Notwendigkeit, das alles zusammenzufassen. Es ist unglaublich und für die Forschung erschreckend, wie jetzt alle Probleme der Philosophie, Geschichte und Politik ineinander verkettet sind. Wieviel Leben gehören dazu, sie alle zu umfassen? Ich will von nun ab für nichts mehr Zeit haben als für das Notwendige [150] in der Lektüre; keinerlei Zwischenzustand der Zeitvergeudung ohne lebendigen Genuß mehr dulden; durch Wechsel der Arbeit keine Abspannung und Langsamkeit im Arbeiten selbst aufkommen lassen; in allem mit ganzer Seele, offen und kräftig sein. Das Reflektieren über andere Menschen ist mir ohnehin jetzt vollkommen langweilig geworden, was ich für ein sehr gutes Zeichen halte; ebenso das zwecklose Zeitungs- und Journalelesen. Das Ästhetische muß auf lange ganz wegfallen, ausgenommen in fremden Sprachen.“²² Im Frühjahr 1866 schreibt er dem Vater: „Daß mein Buch wieder liegen muß, ist fürchtbar; ich hoffe aber es in 14 Tagen wieder flott zu machen. Aber 5 Stunden lauter neues Colleg. Ich arbeite von Morgens 6 Uhr bis Abends meist 12, mit wenig Unterbrechung zumeist; bin aber sehr glücklich, da die allgemeine Geschichte der Philosophie mich leidenschaftlich interessiert. Dazu kommt daß mein Logis vor sich den weiten Blick auf den Thiergarten und die Villen hat, große Fenster mit einem Spiegelglas, große Flügelthür, hohes Zimmer; Du würdest Deine Freude haben. Treitschke war ganz erstaunt, wie vornehm Berliner Privatdocenten wohnen.“²³

Er, der als Student der Theologie begonnen und dann zur Philosophie übergegangen war, schreibt als ordentlicher Professor in Kiel seiner Mutter im April 1870: „Morgen fange ich einen

¹⁷ G. Lukács, a. a. O., S. 341.

¹⁸ Ebendort, S. 340 f.

¹⁹ G. Misch, *Der junge Dilthey*, Leipzig und Berlin 1933, S. 139.

²⁰ Ebendort, S. 230.

²¹ Ebendort, S. 141.

²² Ebendort, S. 146.

²³ Ebendort, S. 211.

zweijährigen Kursus der höheren Mathematik an, der mich täglich mehrere Stunden kostet, um tiefere Grundlagen für meine Arbeiten zu legen. Du siehst: ich laß mir's sauer werden.“²⁴

Und 3 Jahre später, im Juli 1873, teilt er Rudolf Haym mit: „Ich suche jetzt aus meinen Untersuchungen einige Hauptpunkte schreibend in einem gewissen Zusammenhang herauszulösen, damit ein paar Freunde wie Sie, und vielleicht auch ein paar in ähnlichen Wegen forschend, die ich nicht bisher kenne, einmal wieder sehen, wie ich mich plage, größere geschichtliche Kausalzusammenhänge aus genauen Detailstudien festzustellen. Ist dies geschrieben und 2 systematische Abhandlungen, eine erkenntnistheoretische und eine zur Ästhetik der Musik (von der letzteren aber ist erst der Anfang der Untersuchungsreihe da), dann will ich den Schleiermacher fertig schreiben. Gerade jetzt schreibe ich wieder bei Beschäftigung mit Plato vieles Einzelne zu Bd. II quod Di' etc.“²⁵

Die immense Breite und Intensität seiner Interessen und Studien hatten einen Nachteil. Er war einer der großen Gelehrten, die viele erste Bände schrieben, denen keine zweiten folgten. G. Misch bemerkt: „Von außen gesehen, von dem Ideal systematischer Geschlossenheit her, erscheint sein Werk freilich als ein unfertiges und dazu noch unregelmäßiges Gebilde. In Gelehrtenkreisen war Dilthey berühmt wegen der nicht erschienenen zweiten Bände der Bücher, die seinen Ruf begründet hatten; seine Biographie Schleiermachers und die ‚Einleitung in die Geisteswissenschaften‘. Für seine Freunde war wohl noch schmerzlicher, daß ein weiteres großes Geschichtswerk, das wir durch das letzte Jahrzehnt seines Lebens hin wachsen sahen, die ‚Studien zur Geschichte des deutschen Geistes‘, nicht zum Abschluß kommen [151] wollte; auch davon war wieder ein erster Band so gut wie fertig, ja bereits ausgedruckt, ein Buch von handlichem Umfang, das mit Leibniz begann und dann das Zeitalter der Aufklärung darstellte, die deutsche Aufklärung zentriert in Friedrich dem Großen und seinem Staat: da ließ er den Druck einstellen, die ganze Auflage der fertigen 19 Bogen einstampfen; der Plan einer umfassenden Geschichte des deutschen Geistes von der großen Dichtung des Mittelalters an bis zu Goethe und Humboldt, Schleiermacher und Hegel hatte sich in ihm erhoben.“²⁶

Doch nicht nur die unerschöpfliche Fülle der geistigen Welt, in der er sich bewegt und die ihn bald in diese, bald in jene Gegend führt, auch die Art seines Herangehens an den Stoff hindert ihn oft an einer geschlossenen Darstellung. In einem Vorbericht zum V. Band der Werke Diltheys schreibt Georg Misch: „Wir verschmähen die Konstruktion, lieben die Untersuchung, verhalten uns skeptisch gegen die Maschinerie eines Systems ... Wir sind zufrieden, am Ende eines langen Lebens vielfache Gänge wissenschaftlicher Untersuchung angebohrt zu haben, die in die Tiefe der Dinge führen; wir sind zufrieden, auf der Wanderschaft zu sterben‘ – männliche, mündige Reife des wissenschaftlichen Bewußtseins gegenüber dem konstruierenden Ansturm der Epoche von Fichte bis zu Schleiermacher, die ‚noch jugendlich, das Wesen der Dinge ergriffen‘; illusionslose Härte des kritischen Geistes, Geist seines geliebten Lessing, über den er sich um eben diese Zeit (1864) in seinem Tagebuch notiert: ‚Er stellte überall den Systemen gegenüber die Freiheit wieder her, welche keine Leerheit war, sondern schöpferischer Hang aller Geisteskräfte. Er führt uns auf einen Turm zu freier Übersicht. Er zeigt nicht, was er sah, er macht sehen.“²⁷

Kurz nachdem er seine erste Professur in Basel erhalten, will man ihn nach Kiel holen. Vergeblich schreibt Jacob Burckhardt am 28. Oktober 1867 an Otto Ribbeck: „... Ich bitte Sie, uns Dilthey noch zu lassen! er ist noch jung und jugendlich und kann gerade in Basel sich so vortrefflich auf eine Laufbahn in Deutschland vorbereiten. Ich glaube, er hat jetzt in Basel solche Zeiten, die er in Zukunft als die glücklichem seines Lebens betrachten wird. Sodann würden

²⁴ Ebendort, S. 280.

²⁵ Briefe Wilhelm-Diltheys an Rudolf Haym 1861-1873, Berlin 1936, S. 35.

²⁶ G. Misch, a. a. O., S. 21.

²⁷ W. Dilthey, Gesammelte Schriften, V. Bd., 2. Aufl., Stuttgart und Göttingen 1957, S. XIV.

Sie ihn in Kiel vielleicht auch nicht lange behalten, wer weiß! denn das Zeug an ihm ist sehr bedeutend, das muß ich zur Ehre der Wahrheit bekennen. Ich bin ganz bekümmert wegen Ihrer Anfrage und hege nur die eine schwache Hoffnung, daß vielleicht die Verspätung dieser Antwort mit für sein Hierbleiben entscheide. – Sie wissen vielleicht, daß Steffensen bei seiner Kränklichkeit ihn selber als Stütze aussuchte, und siehe da! es gelang, und die Studenten faßten Feuer für Dilthey, und wir hatten nun schon das tröstliche Gefühl einer vortrefflichen Akquisition für unser botteghino [Kassenschlager]. Soll nun das so bald wieder zunichte werden?

Ich schreibe gar nichts weiter hierüber, da ich doch nicht Spezialia genug von seinen Büchern weiß. Seine Bildung ist, nach seinem Gespräche und seiner Antrittsvorlesung zu urteilen, höchst solid, und dabei hat er eine superbe literarhistorische Ader.

[152] Aber Sie müssen ihn uns noch lassen, es hilft nichts*!“²⁸

Und zu all seiner Begeisterung und Befähigung für die Wissenschaft kam in jüngeren Jahren eifrige politische Tätigkeit und bis an das Ende des Lebens großes politisches Interesse.

In den sechziger Jahren gehörte er zum Kreis der „Preußischen Jahrbücher“, an dem auch die Kleindeutschen Historiker so stark interessiert waren. In der Einleitung zum Briefwechsel Dilthey – Haym schreibt Weniger:

„Bei der Zusammenstellung der Jugendarbeiten für die Gesammelten Schriften wurde sichtbar, daß die Teilnahme Diltheys an den ‚Preußischen Jahrbüchern‘ in der Zeit von 1861-1866 über die von ihm gelieferten, nicht eben zahlreichen Arbeiten hinaus sich auf die Gesamthaltung und Wirkung dieser Zeitschrift erstreckte. Im Nachlaß gefundene Erinnerungen an seine Zeitgenossen von damals, besonders an Treitschke und Haym, erhellen diese Stellung seiner Jugendjahre noch mehr: es waren für ihn fröhlich-leidenschaftliche Kampfzeiten; in der Mitverantwortung für die Jahrbücher fühlte er sich in seinen wissenschaftlichen und politischen Intentionen bestätigt. Fast alle seine Freundschaften erwachsen ihm damals aus dem Kreis um die Jahrbücher, aus dem Zusammenhang wissenschaftlicher und politischer Überzeugungen, der in diesem lebendig war. Forderte der früh in ihm sich feststellende Lebensplan eine gewaltige Konzentration und – gerade in den jungen Jahren – ein großes Maß von Entsagung, so fand er seinen Anteil am Leben – neben den niemals aufgegebenen Beziehungen zur Familie daheim in Biebrich – in diesen Freundschaften, in denen die Leidenschaft des Wirkenwollens auf Grund der Einsicht in den Kern der Dinge den hellen, männlichen Klang gibt. ...

Schon im November 1862 tauchte der Plan auf, Dilthey zusammen mit Wehrenpfennig zum Mitredakteur der Jahrbücher zu machen. Die Verhandlungen zogen sich bis in den Juli 1863 hin, zerschlugen sich aber infolge der Erkrankung Diltheys. Wehrenpfennig dagegen trat in die Redaktion ein.“²⁹

Über Diltheys politische Linie in dieser Zeit schreibt Schulenburg: „Auf sein politisches Urteil den stärksten Einfluß hatte zu dieser Zeit wohl sein Freund Wilhelm Wehrenpfennig, von 1859 bis 1862 Direktor des literarischen Bureaus im Staatsministerium, durch den Dilthey auch mancherlei über den Gang der Geschäfte erfuhr. Kein Wunder, daß in dieser liberalen Ära auch er sein Herz für Preußen entdeckte. Und indem er nun hier die Entfaltung der liberalen Ideen auf einer größeren Bühne erlebte, kam es ihm vor, als ob er jetzt erst zum Verständnis politischen Geschehens überhaupt erwachte. Für die Erkenntnis aller Geschichte glaubte er neue Augen zu gewinnen. Schon trug er sich auch mit dem Plane einer ‚comparativen Politik‘. Mit dem Auftreten Bismarcks brach dies alles zunächst für ihn zusammen. Und die ‚odiöse politische Lage‘ scheuchte ihn nun wieder in sich selbst hinein. – Nach Königgrätz hat er sich dann freilich auch

* Das ist nicht geschehen, sondern Wilhelm Dilthey verließ wie Ribbeck nach ganz kurzem Wirken 1868 die Basler Universität, um – wie J. B. richtig voraussagte – auch in Kiel nur ein paar Jahre, bis 1871, zu bleiben.

²⁸ J. Burckhardt, Briefe hg. von Fr. Kaphahn, Leipzig 1935, S. 295.

²⁹ Briefe Diltheys an Haym, a. a. O., S. 3 und 5.

mit dem Preußen Bismarcks [153] ausgesöhnt. Im Hochsommer 1866, während schon die Verhandlungen mit Frankreich im Gange sind, schreibt er aus Biebrich an seinen Freund Bernhard Erdmannsdörffer nach Berlin und schildert den Zustand seiner Heimat. Von dem herzoglichen Schlosse wehte noch das nassauische Blaugelb, ein paar Schritte davon auf dem Rheinischen Hof, wo die Offiziere aßen, die schwarzweiße Fahne. Und mit Gedanken an die Zukunft des Herzogtums entwickelt er nun hier seine Meinung, wie die ‚wüste‘ süddeutsche Demokratie zu überwinden sei: ‚Gegenüber den fürstlichen Geschlechtern welche sie seien giebt es keine Pflichten; wenn das Staatswohl es verlangt, müssen sie sich so gut pensionieren lassen als jeder Subalternbeamte, dessen Beine oder Schreibfinger zu steif geworden sind: die monarchische Gesinnung bezieht sich allein auf das große Bedürfniß des in Krieg und politischer Verwicklung auswachsenden deutschen Staats, welcher einer einheitlichen festen Leitung bedarf. Die Gefühle von Mensch zu Menschen sind bei jedem ordentlichen Kerl demokratisch, aber der Verstand lehrt eine strenge Monarchie verlangen und tragen‘. Wir sehen Dilthey fortan an der Seite Heinrich v. Treitschkes.³⁰

Was für eine erstaunliche Gelehrtengestalt war Dilthey! und was für ein intensives gesellschaftliches Leben führte er!

Paul Yorck von Wartenburg, der Briefpartner von Dilthey, war ein preußischer Junker von ungewöhnlicher Bildung. Dilthey war ganz eng mit ihm befreundet, menschlich und wissenschaftlich. Er widmete ihm seine „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ mit folgenden Worten: „In einer unserer ersten Unterhaltungen entwickelte ich Ihnen den Plan dieses Buches, welches ich damals noch als Kritik der historischen Vernunft zu bezeichnen wagte. In den schönen Jahren seitdem habe ich des einzigen Glückes genossen, auf der Grundlage der Verwandtschaft der Überzeugungen in oft täglichem Gespräch gemeinsam zu philosophieren. Wie könnte ich aussondern wollen, was der Gedankenzusammenhang, welchen ich vorlege, Ihnen verdankt? Nehmen Sie, da wir nun räumlich getrennt worden sind, dies Werk als ein Zeichen unwandelbarer Gesinnung. Der schönste Lohn der langen Arbeit, in welcher es entstand, wird mir der Beifall des Freundes sein.“³¹

Und nach dessen Tode schrieb Dilthey dem Sohn: „... Was soll ich von mir sagen? Seit nun fast einem Vierteljahrhundert habe ich mit Ihrem theuren Vater in der innigsten Gemeinschaft aller Ideen gelebt. Er war die genialste größte Natur, die mir außer Helmholtz begegnet ist, aber mehr wog die Herrlichkeit seines Charakters. Allem was er berührte verlieh er Adel, Schönheit und Glanz, wenn er erschien, war es als gehe die Sonne auf. Ich kann mich noch nicht finden, mich dünkt, nichts Philosophisches wird künftig mich wieder mit dem alten Interesse erregen, da ich es mit ihm nicht mehr theilen kann. Welchen Werth soll was ich noch schreiben könnte für mich haben, da ich seine Beistimmung, seine Einwendungen, sein Urtheil [154] von jetzt ab niemals mehr vernehmen werde. Recht leidend wie ich bin, empfinde ich es als ob über dem Rest nun tiefe Schatten sich senken.“³²

Viel dachte Yorck nach über griechische Philosophen, christliche Theologie und die Rolle der Geschichtswissenschaften im Gesamtrahmen der Wissenschaften. Wenig schrieb er jedoch. Erwähnenswert sind nur eine frühe Arbeit (1866) über „Die Katharsis des Aristoteles und der Ödipus Colonus des Sophokles“ und eine Veröffentlichung lange nach seinem Tode (1956), ganz der philosophischen Hauptthematik Diltheys gewidmet, unter dem Titel „Bewußtseinseinstellung und Geschichte. Ein Fragment aus dem philosophischen Nachlaß“.

Die herrschenden Klassen haben wenig Interesse an diesem merkwürdigen Junker genommen, weder die Bourgeoisie noch die halbfeudalen Reste der Junker.

³⁰ Briefe Wilhelm Diltheys an Bernhard und Luise Scholz 1859-1864, mitgeteilt von S. v. Schulenburg, Berlin 1933, S. 14 f.

³¹ Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften, 1. Band, Leipzig und Berlin 1922, S. IX.

³² Briefwechsel zwischen Wilhelm Dilthey und dem Grafen Paul Yorck v. Wartenburg 1877-1897, Halle 1923, S. VI – künftig zitiert als: Briefwechsel.

3. Geschichte, die Königin der Gesellschaftswissenschaften

Schon Droysen hatte in seiner Historik bemerkt:

„Nach den Objekten und nach der Natur des menschlichen Denkens sind die drei möglichen wissenschaftlichen Methoden: die (philosophisch oder theologisch) spekulative, die physikalische, die historische.

Ihr Wesen ist: zu erkennen, zu erklären, zu verstehen.

Daher der alte Kanon der Wissenschaften: Logik, Physik, Ethik; nicht drei Wege zu einem Ziel, sondern die drei Seiten eines Prisma, wenn das menschliche Auge das ewige Licht, dessen Glanz es nicht zu ertragen vermöchte, im Farbenwiederschein ahnen will.“

Und weiter:

„Das Wesen der historischen Methode ist *forschend zu verstehen*.“

Was aber heißt verstehen? Droysen erklärt:

„Von dem logischen Mechanismus des Verstehens unterscheidet sich der Akt des Verständnisses. Dieser erfolgt unter den dargelegten Bedingungen als unmittelbare Intuition, als tauche sich Seele in Seele, schöpferisch wie das Empfängnis in der Begattung.“³³

Hier liegen die Anfänge der Richtung im Denken, die Dilthey einschlagen wird. Kein Wunder, daß Droysen seinem Schüler Alfred Dove (am 2. Mai 1883) schreiben kann: „Dilthey hat mir erzählt, daß er Sie wohl gefunden und sich an Ihrer klaren Frische erfreut hat. Sein Buch* ist eben heraus und wird Sie jedenfalls interessieren. Seine Abweisung der sogenannten Philosophie der Geschichte, die selbständige Schätzung, die er der Geschichtsschreibung an sich angedeihen läßt, wird Ihnen eigene Überzeugung in origineller Fassung entgegenbringen.“³⁴

[155] Kon bemerkt über die Rolle der Geschichtswissenschaft bei Dilthey: „Dilthey schätzt die Rolle der Geschichtsschreibung außerordentlich hoch ein, er weist ihr in der Reihe der Geisteswissenschaften den ersten Platz zu. Da es im Strom des individuellen Geschehens schwer sei, das Ganze und die Teile abzugrenzen, könne es keine wissenschaftliche Kenntnis von der Gegenwart geben. Erst durch die retrospektive, historische Betrachtung erlange das geistige Leben seine wahre Bedeutung, und nur durch die Geschichte könne der Mensch sich selbst erkennen. Die Gegenwart realisiere lediglich eine Möglichkeit unseres Seins, doch diese Möglichkeit sei nicht die einzige. Der Mensch, der die Vergangenheit erforsche, erkenne ihre anderen, nicht realisierten Potenzen, und in diesem Sinne mache uns die Historiographie zumindest im Bewußtsein frei, indem sie uns die von den Lebensbedingungen auferlegten Beschränkungen abnehme.“^{**} So sei die religiöse Erfahrung des modernen Menschen sehr eng und begrenzt. Niemand könne heute unmittelbar jene religiöse Ekstase, jene Glut von Leidenschaften und Energie erleben, die zu seiner Zeit Luther beseelte. Wenn der moderne Historiker aber die Briefe Luthers und andere Dokumente lese, die die religiösen Gefühle der Menschen jener Zeit ‚ausdrücken‘, wenn er sich in diese Epoche ‚hineinversetzt‘, bereichere er dadurch sein individuelles ‚Ich‘ und durch die Erfahrung Luthers ‚erlebt‘ er dennoch das, was ihm die heutige Geschichte versage.“^{***}³⁵

Die Geschichte ist für Dilthey, den Idealisten, im Grunde die Geschichte des Überbaus, des geistigen Lebens und seiner Institutionen. Kon sagt: „Das gesellschaftliche Leben erscheint so

³³ G. Droysen, Historik, hg. v. R. Hübner, 2. Aufl., München u. Berlin 1943, S. 328 ff.

* W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und Geschichte, Bd. 1, Leipzig 1883.

³⁴ Droysen, S. 959.

** Siehe W. Dilthey, Ges. Sehr., VII. Bd., S. 252, 259.

*** Siehe ebendort, S. 215 f.

³⁵ I. S. Kon, Die Geschichtsphilosophie des 20. Jahrhunderts, Bd. 1, Berlin 1964, S. 94.

als etwas Geistiges, Psychisches. Zugleich erweist sich jede historische Erscheinung als abge-sondert in ihrer Individualität. Dilthey unterstreicht auf jede erdenkliche Weise die Individua-lität der Akte des historischen Schaffens, denn er behauptet, daß ‚jede geistige Einheit in *sich selbst zentriert* ist. Wie das Individuum, so hat auch jedes Kultursystem, jede Gemeinschaft einen Mittelpunkt in sich selbst.‘* Jede Geschichtsepoche sei ihrerseits durch ihre spezifische Geistesverfassung begrenzt. Alle Ideen, Institutionen und Beziehungen einer jeden gegebenen Epoche hängen innerlich miteinander zusammen und können nicht losgerissen vom Ganzen verstanden werden. Die Menschen *einer* Epoche haben eine ähnliche Art zu denken, zu fühlen und zu handeln und setzen sich einander ähnliche Ziele. Dies schaffe die Einheit der Epoche. Die Aufgabe der Geschichtsforschung bestehe unter anderem darin, ‚in den konkreten Zwecken, Werten, Denkart die Übereinstimmung in einem Gemeinsamen aufzufinden‘**, das für diese Epoche charakteristisch ist.‘³⁶

So sehr aber ‚jede geistige Einheit in sich selbst zentriert ist‘, sei es das Individuum oder eine ganz Geschichtsepoche, darf man daraus nicht auf reinen Subjektivismus bei Dilthey schließen. Sehr klug und einsichtig führt Kon aus:

[156] ‚Dilthey begriff indessen ausgezeichnet, daß sich sogar die individuelle Selbsterkenntnis der Persönlichkeit nicht ausschließlich auf der Introspektion gründen dürfe. Das unmittelbare Erleben sei zu flüchtig, man könne es nur in seinen vielfältigen Ausdrücken, den ‚Objektivationen‘, erfassen. Um so mehr sei eine gewisse Expression für die Erkenntnis des geistigen Lebens eines anderen Menschen unumgänglich. Hier gebe es kein unmittelbares Wissen im buchstäblichen Sinne des Wortes. Dilthey betonte: ‚Der Mensch erkennt sich nur in der Ge-schichte, nie durch Introspektion‘.*** Die Introspektion würde genügen, wenn der Mensch völ-lig isoliert existierte; er ist aber einmal ein ‚für-sich-Dasein‘ und lebt andererseits in ständigem Verkehr mit anderen Menschen und der Außenwelt. Wie ist nun die Erkenntnis auf dieser hö-heren Ebene möglich?

Dilthey beantwortet diese Frage mit seiner Theorie des ‚Verstehens‘. Das Verstehen ist nach ihm das spezifische Mittel der Erkenntnis in den Geisteswissenschaften das der naturwissen-schaftlichen kausalen Erklärung gegenüberstehe. ‚Die Natur erklären wir, das Seelenleben ver-standen wir‘†, so lautet die Hauptthese Diltheys. Das Verstehen sei ein Denktakt, mit dessen Hilfe wir die Bewußtseinstatsachen selbst oder ihre Bedeutung erfassen. Dieses Verstehen fremden psychischen Lebens beruhe stets auf Intuition und unmittelbarem Erleben des erkennenden Subjekts. In diesem Sinne werde jede Interpretation der menschlichen Welt unvermeidlich sub-jektiv sein. ‚Diese Subjektivität kann auch vom größten Dichter nicht überwunden werden. Je-ner Rankesche Wunsch, sein Selbst auszulöschen, um die Dinge zu sehen, wie sie gewesen sind, ist für den Dichter noch viel unmöglicher als für den Geschichtsschreiber.‘†† Gleichzeitig bemüht sich Dilthey, dem unverhüllten, groben Subjektivismus auszuweichen und das Verste-hen als etwas Objektives anzusehen. Fremde Erlebnisse, die wir zu verstehen trachten, manife-stieren und objektivieren sich auf irgendeine Weise von außen. Nur die innere Identität von Objekt und Subjekt ermögliche das Verstehen dieser Erlebnisse.

Einerseits sei das ‚Nacherleben‘ als Grundlage des Verstehens das Produkt der geistigen Tätigkeit des erkennenden Subjekts und existiere nicht außerhalb von ihr. Andererseits sei es keine persön-liche Antwort des Individuums auf Umstände, die es unmittelbar berühren, sondern lediglich die Widerspiegelung irgendwelcher fremden Erlebnisse und strebe folglich zur objektiven Erkenntnis.

* W. Dilthey, ebendort, S. 154.

** Ebendort, S. 155.

³⁶ Ebendort, S. 89.

*** W. Dilthey, ebendort, S. 279.

† W. Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie (1894), in: Ges. Schr., V Bd., S. 144.

†† W. Dilthey, [Über vergleichende Psychologie]. Beiträge zum Studium der Individualität, in: Ges. Schr., V. Bd., S. 281.

Dadurch, daß ich das fremde Erlebnis ‚verstehe‘, entdecke ich mich gewissermaßen selbst in einem anderen Menschen, dessen Innenleben mit meinem eigenen identisch ist. ‚Das Verstehen ist ein Wiederfinden des Ich im Du, der Geist findet sich auf immer höheren Stufen von Zusammenhang wieder; diese Selbständigkeit des Geistes im Ich, im Du, in jedem Subjekt einer Gemeinschaft, in jedem System der Kultur, schließlich in der Totalität des Geistes und der Universalgeschichte macht das Zusammenwirken der verschiedenen Leistungen in den Geisteswissenschaften möglich. [157] Das Subjekt des Wissens ist hier eins mit seinem Gegenstand, und dieser ist auf allen Stufen seiner Objektivierung derselbe.‘^{*}

Auf diese Weise identifiziert Dilthey faktisch das individuelle Selbstbewußtsein des Menschen mit dem gesellschaftlichen Selbstbewußtsein des Menschengeschlechts, das in Form des Geschichtswissens auftritt, und darin sieht er den Schlüssel zum Problem der Objektivität der gesellschaftlich-historischen Erkenntnis.^{„37}

Das verzweifelte Schwanken Diltheys zwischen dem Streben nach Objektivität in der Geschichtsschreibung als der höchsten, allen übergeordneten Gesellschaftswissenschaft, und dem irrationalen „intuitiven Verstehen“, dem Erlebnis – wobei schließlich das irrationale Element sich immer wieder letztlich bei ihm durchsetzt, schildert Kon so:

„Dilthey behauptet, daß sich jene Interpretation des unmittelbaren Erlebens als richtig erweise, die alle vorhandenen Zeugnisse in Rechnung stelle und sie zu einer innerlich einheitlichen und der menschlichen Natur entsprechenden Erzählung umwandle. Im Prozeß des Sammelns der Zeugnisse, der Ausfüllung der unvermeidlichen Lücken in den Quellen und bei ihrer ‚Interpretation‘ spielen naturgemäß kausale Erwägungen, die Gesetze der Logik usw. eine große Rolle. Jedoch haben das kritische Denken, die wissenschaftliche Erklärung usw. nach Dilthey nur methodische Bedeutung, nur die Bedeutung eines Hilfsmittels. Nicht sie spielen im Prozeß des Verstehens die Hauptrolle, sondern diese übernehme die schöpferische Phantasie, die allein imstande sei, aus den Materialbrocken ein wohlgestaltetes Gebäude zu errichten. Stets verstehen wir mehr, als wir wissen, und erleben wir mehr, als wir verstehen. Das Verstehen sei die subjektivste und deshalb die einzig zuverlässige Erkenntnismethode. Die ‚äußeren Daten‘ seien nur der Anlaß für die Arbeit der keinen objektiven Gesetzen unterworfenen schöpferischen Phantasie.

Dilthey unterstreicht in jeder Weise dieses intuitive Element der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis. ‚Nie kann hier Verstehen in rationales Begreifen aufgehoben werden. Es ist umsonst, aus Umständen aller Art den Helden oder den Genius begreiflich machen zu wollen. Der eigentste Zugang zu ihm ist der subjektivste.‘^{**} Das ‚Verstehen‘ stellt Dilthey über das Wissen und die Kunst über die Wissenschaft. Die Kunst, so lehrt er, drücke das Verstehen des vitalen, spontanen Lebens aus, es gehe der wissenschaftlichen Kenntnis voraus und könne nicht auf letztere zurückgeführt werden.^{„38}

Diltheys besondere Zuneigung zu Goethe, der ebenfalls die künstlerische Perzeption über die wissenschaftliche stellt, ist nur allzu verständlich.

Wie gut zeigt Kon auch die Antinomien auf, in die sich Dilthey verstrickt:

„Dilthey hatte recht mit seiner Kritik an der traditionellen Metaphysik, und seine Losung von der Geschichtlichkeit aller Philosophie und ihrem Zusammenhang mit dem Leben klang sehr radikal. Aber die subjektivistische Behandlung des Lebens und der philosophische Irrationalismus führen zu neuen Widersprüchen. Dilthey [158] schreibt: ‚Was das Leben sei, soll die Geschichte lehren. Und diese ist auf das Leben angewiesen ...‘^{*} Den Subjektivismus seiner

* W. Dilthey, Ges. Schr., VII, Bd., S. 191.

³⁷ Ebendort, S. 90 ff.

** W. Dilthey, Beitr. zum Studium d. Individualität, in: a. a. O., S. 278.

³⁸ Ebendort, S. 92 f.

* W. Dilthey, Ges. Schr., VII, Bd., S. 262.

Ausgangsposition sucht Dilthey durch die Berufung auf den ‚objektiven Geist‘ zu begrenzen. Indessen rettet dieser Kompromiß zwischen dem subjektiven und dem objektiven Idealismus die Situation nicht. ‚Wir suchen Seele; ... aber auf welchem Weg finden wir nun Seele da, wo nicht Einzelseele ist?‘*.

Auch das Problem des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, das seiner Meinung nach ein Geheimnis der Geschichte ist**, löst Dilthey nicht. Einerseits fühlt er sich zur Universalgeschichte, zur Beschreibung großer gesellschaftlich-kultureller Komplexe hingezogen, andererseits sieht er die Biographie als klassische Form der Geschichtsschreibung an, da die Persönlichkeit der unmittelbare und höchste Wert sei. Das Herangehen an die Epoche über die Biographie des Menschen scheint ihm das ergiebigste Verfahren zu sein.*** Die Anerkennung der Einheit des Allgemeinen und des Einzelnen macht jedoch nicht die Lösung der Frage überflüssig, ob das Einzelne im Lichte des Allgemeinen zu untersuchen sei oder aber ob umgekehrt das Allgemeine nur in Verbindung mit dem Einzelnen Interesse biete.“³⁹

Merkwürdig und doch so natürlich ist es bei Marxisten wie Lukács und Kon, daß sie so oft eine Analyse der einzelnen Gedankengänge von Dilthey mit der Feststellung beginnen: Recht hat Dilthey, richtig ist es, wenn Dilthey ..., um dann die ganze idealistische, oft rein subjektivistische, oft so irrationale „Lösung“ der Problematik aufzuzeigen.

Marx klagt einmal Malthus „der rücksichtsvollen, nicht rücksichtslosen Konsequenzen, die er aus wissenschaftlichen Vordersätzen zieht“⁴⁰ an. In ähnlicher Weise können wir sagen, daß Dilthey, der als Wissenschaftler und Mensch natürlich auf einem weit höheren Niveau stand als Malthus, so viele kluge wissenschaftliche Vordersätze entdeckte und dann so kläglich oft in Subjektivismus und Irrationalismus versank, wenn er zur Überleitung seiner Vordersätze in die Ausführung kam.

Wie großartig ist der Vordersatz, daß die Geschichtswissenschaft an die Stelle der Philosophie treten wird. Wer denkt bei diesem Vordersatz nicht an die Bemerkung von Engels: „Die Naturforscher fristen der Philosophie noch ein Scheinleben, indem sie sich mit den Abfällen der alten Metaphysik behelfen. Erst wenn Natur- und Geschichtswissenschaft die Dialektik in sich aufgenommen, wird all der philosophische Kram – außer der reinen Lehre vom Denken – überflüssig, verschwindet in der positiven Wissenschaft.“⁴¹

Von besonderer Bedeutung ist Diltheys Verhältnis zur Praxis. Dabei meine ich [159] nicht so sehr seine These, daß nur die Praxis eine Theorie verifizieren kann – natürlich eine wahrlich höchst bedeutsame These, über die Lukács sagt: „Dilthey hat das richtige Gefühl, daß die erkenntnistheoretische Lösung der Beziehung des Menschen zur objektiven Außenwelt nur auf dem Wege der Praxis geklärt werden kann. ‚Könnte man sich einen Menschen denken, welcher ganz Wahrnehmung und Intelligenz wäre, dann würde dieser intellektuelle Apparat vielleicht alle möglichen Mittel zur Projektion von Bildern enthalten: niemals würde dieses alles doch die Unterscheidung eines Ich von realen Gegenständen möglich machen. Deren Kern ist vielmehr das Verhältnis von Impuls und Hemmung der Intention, von Wille und Widerstand ..., (,Realität der Außenwelt‘).“⁴²

Ich meine vielmehr sein Streben, durch seine Theorien Einfluß auf die Wirklichkeit zu nehmen, sein gesellschaftliches Engagement als Gesellschaftswissenschaftler, über das Lukács schreibt:

* Ebendort, S. 282.

** W. Dilthey, Ges. Schr., 1. Bd., S. 100.

*** Siehe ebendort, S. 33 f., V. Bd., S. 225 f.; VII. Bd., S. 212; vgl. R. Aron, La philosophie critique de l'histoire, Paris 1950, p. 107 f.

³⁹ Ebendort, S. 106 f.

⁴⁰ K. Marx, Theorien über den Mehrwert, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 26,2, Berlin 1967, S. 110.

⁴¹ F. Engels, Dialektik der Natur, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 20, Berlin 1962, S. 480.

⁴² G. Lukács, a. a. O., S. 331.

„Das Bedürfnis nach einer konkreten und inhaltlichen Weltanschauung, die imstande ist, auf die Zeitereignisse einen ähnlichen Einfluß auszuüben, wie ihn die Philosophie in ihren großen vergangenen Zeiten gehabt hat, bestimmt das ganze Denken Diltheys. Andererseits spürt Dilthey, daß die alten Philosophien in ihrer ursprünglichen Form für die Gegenwart unmöglich diese Rolle spielen können. Seine Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie, im Zusammenhang mit einer allgemeinen Geschichte der Kultur, bildet zwar extensiv den größeren Teil seines Lebenswerkes, ist jedoch für ihn nicht Selbstzweck. Wie die Entwicklung des Erlebnisses zum Verstehen und zur Hermeneutik in eine Weltanschauung münden soll, so soll auch die historische Behandlung der Probleme der Philosophie nur das Vorspiel zur Darlegung einer modernen Weltanschauung sein.“⁴³

Schon 1861 hatte Dilthey in sein Tagebuch notiert: „Wenn man unter Herrschaft eines Systems die Herrschaft auf den philosophischen Kathedern meint, so werden wir hoffentlich nie wieder ein System, das wie das Kants oder Hegels herrschte, bekommen. Auf die Wissenschaften, auf die Staatsmänner, auf die Gebildeten muß ein System wirken wollen, nicht ein logisches Regiment aufrichten. Universale Bildung muß darin mit einem freien und männlichen Geiste aufgefaßt, die Zeit darin begriffen sein.“⁴⁴

Georg Misch in seinem schon zitierten Vorbericht zum Band V von Diltheys Werken zitiert ihn zunächst: „Nicht, um zu sein, ist der Mensch da, sondern um zu handeln; nicht, was sein Werk im ganzen seiner Individualität ist, sondern was es im Verlauf der Entwicklung ist, in die es eingreift, macht seinen Wert aus. Und was von seinem Wert gilt, gilt auch von seiner Entstehung. Denn der Mensch hat nicht nur die Ideen, welche werkbildend in ihm wirken, sondern wird von ihnen gehabt. Und aus der Lage des Kreises, in welchem sein Tun sich bewegt, entspringen die Impulse der eigentümlichen Gestaltung desselben durchaus überwiegend.“ Um dann fortzufahren: „Diese historische Anschauung vom geistigen Schaffen ist [160] bei Dilthey als regulierende Idee in seinem Schaffen selber wirksam, so daß hier Lehren und Leben sich decken.“⁴⁵

Und in seiner kleinen Schrift über Dilthey bemerkt derselbe Misch zum aktiven gesellschaftlichen Engagement Diltheys: „Dies beides aber lag Dilthey fern: sowohl der Glaube, daß alle Fragen gelöst seien, ja je gelöst sein könnten, als auch das gewaltsame Pathos der prophetischen Persönlichkeit. Wohl wollte auch *er* wirken. Sein Buch sollte ein Resultat für die Gegenwart haben, die Philosophie Lebensmacht, nicht Kathederweisheit sein, seine Geisteswissenschaften sollten ein wirkungskräftiges Wissen hervorbringen, das imstande wäre, Ideale zu begründen, die ein auf Umgestaltung der Gesellschaft gerichtetes Zeitalter leiten könnten. Auch er, der ‚verhärtete Empiriker‘, sprach von der ‚Macht der philosophischen Ideen über die spröde Wirklichkeit‘; die Durchforschung des geschichtlichen Geschehens selber überzeugte ihn davon, daß im Menschen eine solche Macht der Gestaltung ist, die vom Faktischen zum Ideellen emporführt. Und es gab in seinem Leben auch Zeiten, wo er unmittelbar in den Gang der Dinge einzugreifen, durch Wort und Schrift die öffentlichen Entscheidungen zu beeinflussen strebte; die Kulturpolitik, die Organisation des höheren Unterrichtswesens war sein Feld dafür, und seine Freundschaft mit dem Grafen Yorck, der das Zeug zum Staatsmann hatte, stärkte dieses Verlangen.“⁴⁶

Klarer noch spricht Spranger über Diltheys Verhältnis zur Praxis: „Dieser stille, andächtige, von jedem vorschnellen Entdeckerehrgeiz freie Denker nährte doch im stillen einen Trieb zur Macht: Er suchte das Wissen auch deshalb, weil es Macht gibt über die Menschen. Und so war ihm ähnlich wie Comte und Mill das letzte Ideal eine Geisteswissenschaft, die zugleich eine

⁴³ Ebendort, S. 344.

⁴⁴ G. Misch, a. a. O., S. 142.

⁴⁵ W. Dilthey, Gesammelte Schriften, V. Bd., a. a. O., S. XV f.

⁴⁶ G. Misch, a. a. O., S. 16.

Lenkung des Geistes ermöglicht, eine Technik der Gesellschaft. Die Besinnung über das vielverschlungene Wesen des geistigen Lebens (der Kultur) wollte auch er, darin mit seinen Zeitgenossen Treitschke, Rud. Haym und Schmoller sich nahe berührend, zu einer angewandten Politik ausdehnen, zu einer praktischen Gesellschaftslehre und einer geschichtlich fundierten Pädagogik.“⁴⁷

So rundet sich uns das Bild Diltheys weiter. Ein großer Gelehrter, der ein Primat der Geschichtswissenschaft unter den Gesellschaftswissenschaften zu etablieren versucht hat und voll gesellschaftlichen Engagements, für den die Geschichtswissenschaft genau das ist, was sie seit den Aufzählungen der Könige im Alten Testament und schon zuvor gewesen ist: ein Herrschaftsinstrument.

Wie so oft in der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften, und bei Männern wie Dilthey ganz besonders – Plato oder Kant oder Hegel sind auch groß als reine Idealisten, denn sie sind geniale Dialektiker –, hat man das Gefühl: was hätte er wahrhaft Großes leisten können mit all seiner Gelehrsamkeit, mit so vieler kluger Einsicht, mit so tiefem gesellschaftlichen Engagement gerade als Wissenschaftler, wenn er sich die Grundlagen des Marxismus angeeignet hätte! [161]

4. Gesellschaftswissenschaften und Naturwissenschaften

Dilthey hat sich die Doppelaufgabe gestellt: Die Gesellschaftswissenschaften zu reformieren, ihnen wieder praktischen gesellschaftlichen Sinn und Inhalt zu geben und ihre gesellschaftliche Position gegenüber den Naturwissenschaften zu sichern, die letzteren „wieder in ihre Schranken zu verweisen“.

Bevor wir auf diese Doppelaufgabe eingehen, sei ein Mißverständnis aus dem Wege geräumt: Dilthey, der noch als ordentlicher Professor das Studium der Mathematik aufnahm, hatte natürlich die größte Hochachtung für die Leistungen der Naturwissenschaften, und kein Wissenschaftler seiner Zeit stand ihm höher als der größte deutsche Naturwissenschaftler Hermann Helmholtz, mit dem und dessen Frau er auch eng befreundet war. Doch was schätzte er besonders an Helmholtz?

Ellen von Siemens-Helmholtz zitiert Dilthey in der Biographie ihrer Mutter so:

„Es lag aber in dem umfassenden Geiste von Helmholtz, welcher Mathematik, Physik, Physiologie und Philosophie mit gleicher Wichtigkeit wie Instrumente zur Lösung seiner Probleme handhabte, daß in ihm der ganze naturwissenschaftliche Geist des Jahrhunderts sich zu repräsentieren schien.

Gerade die maßvolle Objektivität, mit welcher er das selbständige Recht und Verfahren der Geisteswissenschaften und der Philosophie anerkannte, steigerte den Eindruck, so oft Helmholtz vom Naturerkennen, seinem Recht und seinem Verfahren sprach.

Die repräsentative Stellung gelangte in den wissenschaftlichen Kreisen, wie in der Gesellschaft zur Anerkennung. Sein Haus und dessen Beziehungen wurden ganz naturgemäß zur Repräsentation aller lebenskräftigen Verhältnisse, in welchen die Naturwissenschaften wirksam waren. Nicht nur die Beziehungen zu der aufstrebenden Technik, sondern auch die weniger sichtbaren zur Musik, zur bildenden Kunst und zur Literatur wurden hier gepflegt. Aber wie das Haus eine solche repräsentative Stellung erlangte, der Umfang, in welchem dieses geschah, die Art, in welcher es sich äußerte, das war das eigentliche Verdienst seiner Frau.“⁴⁸

Der, der ihm so nahe stand, war ein Naturwissenschaftler, der *mit gleicher Wichtigkeit* Mathematik, Physik, Physiologie und *Philosophie* ... handhabte.

⁴⁷ E. Spranger, Wilhelm Dilthey, Leipzig 1911, S. 12 f.

⁴⁸ E. v. Siemens-Helmholtz, Anna v. Helmholtz, Bd. 1, Berlin 1929, S. 210.

An Yorck von Wartenburg schreibt Dilthey Ende 1883 über Helmholtz: „Es ist nicht zu sagen, wie gänzlich er sich durch die Weite seiner Interessen von allen anderen Naturforschern unterscheidet.“⁴⁹ Und eifrig bemüht er sich, von ihm auf naturwissenschaftlichem Gebiet zu lernen – um ihn zu bekämpfen. So schreibt er am 31. Dezember 1884 an Yorck: „Mit der Arbeit geht es in den Ferien täglich etwas voran. Wiefern es mir glücken wird, der Wahrnehmungslehre von Helmholtz eine haltbarere gegenüberzustellen, ist jetzt die Frage. Ab und zu bespreche ich jetzt mit Helmholtz den einen und anderen der Streitpunkte ein wenig, gestern noch, als wir bei ihm ganz allein mit dem früheren Minister Delbrück und Frau sowie Vom [162] Rath zu Tische waren, sah ich wenigstens wieder worauf es ihm in seiner Raumentstehungslehre ankommt.“⁵⁰

Philosophisch seine Stellung zu Helmholtz bestimmend, bemerkt er in einer Fragment gebliebenen Vorrede zu gesammelten Aufsätzen: „Als ich in die Philosophie eintrat, war der idealistische Monismus Hegels abgelöst von der Herrschaft der Naturwissenschaft. Wenn der naturwissenschaftliche Geist Philosophie wurde, wie in den Enzyklopädisten, in Comte und in Deutschland in philosophierenden Naturforschern, so versuchte er den Geist als ein Produkt der Natur zu begreifen – und er verstümmelte ihn. Die großen Naturforscher suchten* das Problem tiefer zu fassen. Und das führte auf Kant zurück. Wie Kant vom naturwissenschaftlichen Geist bestimmt gewesen war, erschien in Helmholtz die Verbindung des naturwissenschaftlichen Geistes mit ihm wie verkörpert. Nie kann jemand den Eindruck dieser Persönlichkeit vergessen, der ihm näher treten durfte: in sich gefaßt, ganz Auge, das die ganze Sichtbarkeit zu umfassen strebte, ganz Ohr, ihre Stimme* zu vernehmen. Die Welt des Geistes war ihm nur in der Kunst gegenwärtig. Er war darin Lange verwandt. Aber auch hier hatte die geschichtliche Welt keinen Ort im Zusammenhang der Wissenschaften, deren Grundlegung von der äußeren Wahrnehmung ausging. Daß man sich nichts wollte vormachen lassen, das war die ungeheure Kraft, die in diesem Positivismus lag. Daß er die geistige Welt verstümmelte, um sie in den Rahmen dieser äußeren Welt einzufügen*: das war seine Schranke.“⁵¹

Zuerst also galt es, die Gesellschaftswissenschaften oder, wie Dilthey sie dem bürgerlichen Brauch entsprechend nennt, die Geisteswissenschaften ihrer ganzen Bedeutung nach fest zu etablieren, insbesondere den Naturwissenschaften gegenüber. Dieser Aufgabe ist im Grunde sein ganzes philosophisches Werk gewidmet. In seiner „Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften“ (1887) sagte er: „Meine erste größere Arbeit versuchte eine Entwicklungsgeschichte Schleiermachers aus dessen Papieren. Das bedeutende Individuum ist nicht nur der Grundkörper der Geschichte, sondern in gewissem Verstande die größte Realität derselben. Ja während alle Natur nur Erscheinung und Gewand eines Unerfaßbaren ist, erfahren wir hier allein Wirklichkeit in vollem Sinn, von innen gesehen: nicht gesehen sondern erlebt. Ich wollte nun erforschen, wie ganz zerstreute Elemente der Kultur in der Werkstatt eines solchen bedeutenden Einzelgeistes zu einem Ganzen gebildet werden, das in das Leben zurückwirkt. Ich habe dann eine Grundlegung der Einzelwissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und der Geschichte begonnen. Ich suche für sie ein Fundament und einen Zusammenhang, unabhängig von der Metaphysik, in der Erfahrung. Denn die Systeme der Metaphysiker sind gefallen, und doch verlangt der Wille immer neue für die Lebensführung des einzelnen und die Leitung der Gesellschaft feste Zwecke. Das philosophische Jahrhundert [163] wollte das Leben aus einer allgemeingültigen, abstrakten Theorie von der Menschennatur umgestalten. Diese Theorie hat sich in Reform und Revolution zugleich als siegreich, gültig und als unzulänglich, ja in ihren Anmaßungen zerstörend erwiesen. Unser Jahrhundert hat in der historischen Schule die Geschichtlichkeit des Menschen und aller gesellschaftlichen Ordnungen erkannt. Aber es steht vor der Aufgabe, die großen Anschauungen der geschichtlichen Entwicklungslehre in klare, durch

⁴⁹ Briefwechsel, S. 37.

⁵⁰ Ebendort, S. 47 f.

* Von dem Herausgeber eingefügt, da im Manuskript unleserlich.

⁵¹ W. Dilthey, Gesammelte Schriften, V. Bd., a. a. O., S. 3.

die Wahrheiten des 18. Jahrhunderts eingeschränkte und für das Leben fruchtbare Begriffe fortzubilden. Hierzu bedarf es feinerer psychologischer Methoden und Begriffe, die dem geschichtlichen Leben gewachsen sind; besonders aber muß in allen Leistungen des Menschen, auch in denen der Intelligenz, die Totalität des Seelenlebens, das Wirken des ganzen, wollend-fühlend-vorstellenden Menschen nachgewiesen werden. Da die Poesie den methodischen Vorteil gewährt, in den geschichtlichen Produkten die Seelenvorgänge, die sie hervorgebracht haben, besonders durchsichtig zu zeigen, so behandelte ich neuerdings an ihr diese Probleme des geschichtlichen Seelenlebens.“⁵²

Den tiefsten Sinn dieser Ausführungen enthüllt Dilthey kurz darauf in einem Brief an Yorck: „Vor ein paar Tagen hielt ich meine Antrittsrede in der Akademie, am selben Tage auch Schmoller – wir haben beide mit stolzem Bewußtsein über die Geisteswissenschaften gesprochen – ein neuer Klang in der Akademie der letzten Zeit, gar lange nicht vernommen, und da Alles bis auf den letzten Platz gefüllt und voll Spannung war, deutete es doch auf eine beginnende Änderung in den Zeiten.“⁵³

Und als Dilthey ihm seine Studie „Die Kunst als erste Darstellung der menschlich geschichtlichen Welt in ihrer Individuation“ schickt, schreibt ihm Yorck begeistert (21. Oktober 1895): „Hier ist ohne Weiteres und thatsächlich der Beweis erbracht für die Selbständigkeit der Geisteswissenschaften.“⁵⁴

Die neue Position der Gesellschaftswissenschaften ist beiden, Dilthey und Yorck, von so großer Bedeutung, weil sie nur von ihr eine Wandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland, mit denen sie denkbar unzufrieden sind, erwarten. So schildert Dilthey am 29. Februar 1892 Yorck die Verhältnisse im Kultusministerium im Zusammenhang mit dem neuen Schulgesetz: „Wie die öffentlichen Dinge, an denen doch unser Herz hängt, in diesem Jahre laufen werden, vermag wol kein Prophet auch nur halb zu errathen. Nach den vielen Gesprächen die ich mit den verschiedensten Personen des Kultusministeriums und Abgeordnetenhauses hatte, ist der Gedanke der Regierung, das Schulgesetz würde eine definitive Verständigung mit den katholischen Bischöfen (Kopp) und folgerecht dem Centrum herbeiführen und dann könnten alle Kräfte zur Lösung der Aufgaben vereinigt werden. Hievon klingt ja auch ein Ton aus der kaiserlichen Rede. Doch ist selbst die Mehrzahl der Beamten des Kultusministeriums nicht dieser Ansicht ... Da nun die Berathungen sich dehnen, so wird wahrscheinlich irgend eine Vermittlung [164] zu Stande kommen, die die Dinge ohne Krisen weitergehen läßt. Mein Eindruck der Personen im Kultusministerium ist niederdrückend. Vorgestern sprach ich Schottmüller, und wie ein solcher munterer Windbeutel und Aufschneider eine solche Rolle spielen kann muß Unruhe erregen.“

Und dann fährt er fort: „In solchen Zeiten empfindet man doppelt, daß nur aus philosophischer Selbstbesinnung Vertiefung der höheren Classen kommen kann. Sie wird bei Ihnen mehr der Begründung religiöser Lebensstellung direkt dienen. Bei mir ist sie zunächst darauf gerichtet, die selbständige Macht der Geisteswissenschaften zu erhöhen, wodurch dann die Selbständige Geltung der sittlich-religiösen Motive auch mehr zur Anerkennung gebracht wird.“⁵⁵

Yorck hat genau die gleiche Auffassung und schreibt ihm am 15. Dezember des gleichen Jahres: „Der Rationalismus hat seine Rolle ausgespielt. Beweis dafür der intellektuelle und moralische Jammer unserer Zeit, die Haltungslosigkeit des Gesamtbewußtseins. Die Aufgabe Ihres Werkes ist eine neue Grundlegung der Geisteswissenschaften.“⁵⁶

⁵² Ebendort, S. 10 f.

⁵³ Briefwechsel, S. 67.

⁵⁴ Ebendort, S. 191.

⁵⁵ Ebendort, S. 139.

⁵⁶ Ebendort, S. 155.

Über das Hauptwerk Diltheys, die „Einleitung in die Geisteswissenschaften“, schreibt daher Misch ganz richtig: „Es war ein bescheidener, akademisch klingender Titel, vorsichtig wählte er ihn und bezeichnete damit die damals dringendste Aufgabe, welche den Mann bewegte, der von dem praktischen, pädagogischen Beruf der Wissenschaft erfüllt war: ihrem Beruf, in den Gang der menschlichen Gesellschaft einzugreifen. Der auseinanderlaufende Inbegriff der vielen einzelnen Wissenschaften vom Menschen und seinen Hervorbringungen in Geschichte und Gesellschaft, dieser lebenswichtigen Wissenschaften, die in dem akademischen Lehrbetrieb durch die altehrwürdigen Schranken der verschiedenen Fakultäten und die Zwecke der Berufsbildung voneinander getrennt sind, Theologie, Rechts- und Staatswissenschaft und die mannigfaltigen Disziplinen, die in der philosophischen Fakultät als philologische und historische abgeteilt sind: Sprach- und Literatur- und Kunstwissenschaft usf. sollten als eine eigene, in sich zusammenhängende, den Naturwissenschaften gegenüber selbständige Einheit begriffen werden und für diese Einheit und Eigenart der sog. Geisteswissenschaften sollte ein erkenntnistheoretisches Fundament gesichert werden.“⁵⁷

In der Vorrede zu diesem Werk baut Dilthey seine Position in die Geschichte der Gesellschaftswissenschaften der vorangehenden Jahrhunderte so ein:

„Am Ausgang des Mittelalters begann die Emanzipation der Einzelwissenschaften. Doch blieben unter ihnen die der Gesellschaft und Geschichte noch lange, bis tief in das vorige Jahrhundert hinein, in der alten Dienstbarkeit der Metaphysik. Ja die anwachsende Macht der Naturerkenntnis hatte für sie ein neues Unterwürfigkeitsverhältnis zur Folge, das nicht weniger drückend war als das alte. Erst die historische Schule – dies Wort in einem umfassenderen Sinne genommen – vollbrachte die Emanzipation des geschichtlichen Bewußtseins und der geschichtlichen Wissen-[165]schaft ... Sie reichte von Winckelmann und Herder durch die romantische Schule bis auf Niebuhr, Jakob Grimm, Savigny und Böckh ... Eine rein empirische Betrachtungsweise lebte in dieser Schule, liebevolle Vertiefung in die Besonderheit des geschichtlichen Vorgangs, ein universaler Geist der Geschichtsbetrachtung, welcher den Wert des einzelnen Tatbestandes allein aus dem Zusammenhang der Entwicklung bestimmen will, und ein geschichtlicher Geist der Gesellschaftslehre, welcher für das Leben der Gegenwart Erklärung und Regel im Studium der Vergangenheit sucht und dem schließlich geistiges Leben an jedem Punkte geschichtliches ist. Von ihr ist ein Strom neuer Ideen durch unzählige Kanäle allen Einzelwissenschaften zugeflossen.

Aber die historische Schule hat bis heute die inneren Schranken nicht durchbrochen, welche ihre theoretische Ausbildung wie ihren Einfluß auf das Leben hemmen mußten. Ihrem Studium und ihrer Verwertung der geschichtlichen Erscheinungen fehlte der Zusammenhang mit der Analyse der Tatsachen des Bewußtseins, sonach Begründung auf das einzige in letzter Instanz sichere Wissen, kurz eine philosophische Grundlegung.“⁵⁸

Und genau diese philosophische Grundlegung meinte Dilthey ihr gegeben zu haben. Entsprechend schrieb sein Schüler Misch: „Und Dilthey mit seiner handanlegenden Arbeit an der Begründung der Geisteswissenschaften, mit der in dieser Arbeit entsprungenen Idee einer wissenschaftlichen Philosophie des Lebens, mit seinem Kampf gegen die Uebermacht des naturwissenschaftlichen Geistes über die Philosophie, mit seiner Konzeption der geistigen Welt und des geschichtlichen Werdens wurzelt trotz seines ausgesprochenen wissenschaftlichen, ja Lebens-Positivismus, ein hartnäckiger Empiriker, wie er sich nannte, in dieser großen deutschen Tradition; er hat sie, als sie erstarrt war und abzureißen drohte, ja von den maßgebenden Zeitgenossen verächtlich weggeworfen wurde, auf seinem Wege der historischen Forschung wieder gegenwärtig gemacht und sie so der neuen Zeit vermittelt.“⁵⁹

⁵⁷ G. Misch, a. a. O., S. 24.

⁵⁸ W. Dilthey, Gesammelte Schriften, I. Bd., Berlin, 1922 S. XV f.

⁵⁹ G. Misch, a. a. O., S. 14.

Die Gesellschaftswissenschaften dürfen aber nicht nur in sich als selbständige Kraft und Macht begründet werden. Ein solcher Akt kann voll wirksam nur im Kampf gegen die Herrschaftsgelüste der Naturwissenschaften durchgeführt werden. Um diesen Kampf zu verstehen, muß man sich noch einmal die Rolle der Naturwissenschaften in dieser Zeit vergegenwärtigen. Wie bitter und diese Rolle so scharf beleuchtend schreibt Yorck (18. Juni 1884) an Dilthey: „Naturwissenschaftlich nicht zu verwerthen! Das ist der Vorwurf, der erhoben wird. Das Praktisch werden können ist ja nun allerdings der eigentliche Rechtsgrund aller Wissenschaft. Aber die mathematische Praxis ist nicht die alleinige. Die praktische Abzweckung unseres Standpunkts ist die pädagogische, im weitesten und tiefsten Wortsinne. Sie ist die Seele aller wahren Philosophie und die Wahrheit des Platon und Aristoteles.“⁶⁰

[166] Überall drängen sich die Naturwissenschaften vor. Sie schieben nicht nur die Gesellschaftswissenschaften beiseite, sie dringen auch in sie ein.

Schon 1860 notiert Dilthey in seinem Tagebuch: „Buckle macht es sich leicht mit seiner Geschichte der Civilisation, indem er die Geschichte der Weltanschauungen reinweg auf die des naturwissenschaftlichen Wissens beschränkt, worin man ja leicht durchdringt. Die religiösen und philosophischen Gedankenkreise zu bezwingen: das ist das Ungeheure. Was er darüber vorbringt, ist mißverstandenes Gerede aus Neanders Kirchengeschichte u. dergl.“⁶¹

Voll zorniger Verzweiflung schreibt Dilthey an Yorck (Dezember 1888): „Lieber Freund, die naturalistische Bewegung in der Wissenschaft hat etwas Unaufhaltsames. Wir erleben nun heute, allem was wirklich geschieht zum Trotz, daß die liberalisierende Gesellschaftslehre von Bastiat, Bentham und den Mills sich nunmehr auch der Ethik bemächtigt. Die Voraussetzung dieser Lehre ist, daß wer für sich sorgt, auch am besten für die Wolfahrt der andern sorgt, oder wer diese Wolfahrt fördert, hierdurch auch am besten sich selber nützt. Die wunderbare Zweckmäßigkeit der gesellschaftlichen Maschine ist durch eine Harmonie aller Interessen bedingt. Sie haben Recht, dies als eine satte Rentiersphilosophie zu bezeichnen. Man sollte einen Auszug davon unter die Arbeiter verteilen, ob sie an solcher Sattheit der oberen Classen sich mitsättigen und wärmen. Getragen wird diese platte Lehre, die nun wirklich rückständig ist, durch die moderne Biologie. Darwin und Herbert Spencer verleihen ihr einen Schein von Wissenschaft, jedoch verschweigt diese Anwendung auf das Menschenleben, daß die Natur überall Sieg des Stärkeren, Fressen und Gefressenwerden als Hülfsmittel braucht, Dasein, Gattungen zu erhalten und zu steigern. So ist ein fetter, satter und behaglicher Utilitarismus von Bentham her zu Herbert Spencer entwickelt worden, dann hat Ihering die Mechanik des gesellschaftlichen Lebens vermittelt der Triebfedern von Lohn, Strafe und Zwang sowie das historische Gesetz vom Überleben der Sitte nach dem Schwinden ihrer ersten Motive und im Wiederersatz derselben durch neue Motive hinzugefügt. Und nun sehen wir wie – in breitem, flachem Lauf – diese Moral der Satten sich ausbreitet.“⁶²

Für beide fließen Rationalismus, Mechanismus, Naturwissenschaft zu einem großen Feind in einander, und Yorck hat, wenn wir Droysen ausnehmen, auch nicht unrecht, Dilthey der Überschätzung dessen, was sie beide die „historische Schule“ nennen, als Vorgänger von Dilthey zu zeihen. Er schreibt ihm am 4. Dezember 1887: „Denke ich mich Ihrer Aufgabe gegenüber, so ginge ich davon aus, daß das Zeitalter des Mechanismus: Galilei, Descartes, Hobbes virtuell Gegenwart ist. Die Denkrichtung, die Problemstellung ist eine aktuelle. Die Modifikationen, die der Zeitverlauf gebracht hat, erscheinen mir unwesentlich, und da mag ich wohl anders werthen. Denn z. B. die s. g. historische Schule halte ich für eine bloße Nebenströmung innerhalb desselben Flußbettes und nur ein Glied eines alten durchgehenden Gegensatzes repraesentierend. Der Name hat etwas Täuschendes. Jene Schule war [167] gar keine historische sondern

⁶⁰ Briefwechsel, S. 42 f.

⁶¹ G. Misch, a. a. O., S. 124.

⁶² Briefwechsel, S. 75 f.

eine antiquarische, ästhetisch konstruierend, während die große dominierende Bewegung die der mechanischen Konstruktion war. Daher was sie methodisch hinzubachte, zu der Methode der Rationalität nur Gesamtgefühl. – Andererseits aber bei der inneren Geschichtlichkeit des Selbstbewußtseins ist eine von der Historie abgesonderte Systematik methodologisch inadäquat. Wie die Physiologie von der Physik nicht abstrahieren kann, so die Philosophie – gerade wenn sie eine kritische ist – nicht von der Geschichtlichkeit. Ist doch die ganze unkritische Kritik Kants nur geschichtlich zu verstehen, also zu überwinden. Das Selbstverhalten und die Geschichtlichkeit sind wie Athmen und Luftdruck – und – es mag dies einiger Maßen paradox klingen – die Nicht=Vergeschichtlichung des Philosophirens erscheint mir in methodischer Beziehung als ein metaphysischer Rest. Ich möchte hier die Grenzlinie erblicken zwischen Philosophie als Erkenntnißlehre und Psychologie als Einzeldisziplin.“⁶³

Darum darf nicht nur nicht die Naturwissenschaft die Gesellschaftswissenschaft bedrängen oder gar durchdringen. Umgekehrt sollte es sein: Da die Natur in die menschliche Geschichte eingeschlossen ist, gehört das Primat der Gesellschaftswissenschaft. In der Vorrede zur „Einführung in die Geisteswissenschaften“ geht Dilthey so weit, zu erklären: „Nun aber zeigte sich mir weiter, daß die Selbständigkeit der Geisteswissenschaften eben von diesem Standpunkte aus eine Begründung findet, wie die historische Schule sie bedarf. Denn auf ihm erweist sich unser Bild der ganzen Natur als bloßer Schatten, den eine uns verborgene Wirklichkeit wirft, dagegen Realität, wie sie ist, besitzen wir nur an den in der inneren Erfahrung gegebenen Tatsachen des Bewußtseins. Die Analysis dieser Tatsachen ist das Zentrum der Geisteswissenschaften, und so verbleibt, dem Geiste der historischen Schule entsprechend, die Erkenntnis der Prinzipien der geistigen Welt in dem Bereich dieser selber, und die Geisteswissenschaften bilden ein in sich selbständiges System.“⁶⁴ Die Realität können wir im Grunde nur durch die Gesellschaftswissenschaften erfassen.

Kon bemerkt dazu: „Es ist unschwer zu erkennen, daß die Überlegungen Diltheys ein wirklich ernstes und kompliziertes Problem aufwerfen. Die Naturerkenntnis ist mit der praktischen Tätigkeit der Menschen verbunden, die sich stets unter bestimmten sozialen Formen vollzieht. Die Erkenntnistheorie kann nicht von dieser sozialen Bedingtheit des Erkenntnisprozesses abstrahieren. In diesem Sinne sind die naturwissenschaftliche und die gesellschaftlich-historische Erkenntnis miteinander verflochten, und eben das hatte Marx speziell im Auge, als er die Betrachtungsweise des alten Materialismus kritisierte. Dilthey indessen geht an dieses Problem vom Standpunkt des idealistischen Irrationalismus heran und stellt es daher auf den Kopf. Aus der Kritik am vulgären positivistischen Naturalismus zieht er den Schluß, die Gesellschaftswissenschaften seien völlig selbständig und stünden im Gegensatz zu den Naturwissenschaften.“ Und mehr: stehen sogar über ihnen!

Darum erklärt auch Kon Diltheys Position so: „Die physischen Dinge, die die [168] Naturwissenschaft erforscht, sind uns nur mittelbar, als Erscheinungen bekannt. Im Gegensatz hierzu sind die Menschen und ihre Beziehungen, die von den Geisteswissenschaften untersucht werden, ‚reale Realitäten‘, die uns im unmittelbaren ‚Erlebnis‘ gegeben sind. In der Naturwissenschaft und in der Geschichte haben wir nicht nur verschiedene Objekte der Erkenntnis, sondern auch verschiedene Formen der Erfahrung. Die Natur ist für uns stumm, und in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis haben wir es nur mit der ‚äußeren‘ Erfahrung zu tun. Im Gegensatz hierzu werden die Angaben der Geisteswissenschaften aus der inneren Erfahrung, aus der unmittelbaren Beobachtung des Menschen in bezug auf sich selbst und andere Menschen und die Beziehungen zwischen ihnen gewonnen. Daraus ergibt sich auch der verschiedene Charakter des Erkenntnisprozesses.“⁶⁵

⁶³ Ebendort, S. 68 f.

⁶⁴ W. Dilthey, Gesammelte Schriften, I. Bd., a. a. O., S. XVIII.

⁶⁵ I. S. Kon, a. a. O., S. 85 f.

Die Verschiedenheit des Erkenntnisprozesses von Natur- und Gesellschaftswissenschaften spielt für Dilthey eine ganz große Rolle. So schreibt er: „Nicht dadurch erweisen wir uns als echte Schüler der großen naturwissenschaftlichen Denker, daß wir die von ihnen erfundenen Methoden auf unser Gebiet übertragen, sondern dadurch daß unser Erkennen sich der Natur unserer Objekte anschmiegt und wir uns so zu diesem ganz so verhalten, wie sie zu dem ihrigen. Natura parendo vincitur [Die Natur wird besiegt, indem man ihr gehorcht.]. Nun unterscheiden sich zunächst von den Naturwissenschaften die Geisteswissenschaften dadurch, daß jene zu ihrem Gegenstande Tatsachen haben, welche im Bewußtsein als von außen, als Phänomene und einzeln gegeben auftreten, wogegen sie in diesen von innen, als Realität und als ein lebendiger Zusammenhang originaliter auftreten. Hieraus ergibt sich für die Naturwissenschaften, daß in ihnen nur durch ergänzende Schlüsse, vermittelt einer Verbindung von Hypothesen, ein Zusammenhang der Natur gegeben ist. Für die Geisteswissenschaften folgt dagegen, daß in ihnen der Zusammenhang des Seelenlebens als ein ursprünglich gegebener überall zugrunde liegt. Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“⁶⁶

Und auch so formuliert er:

„Die so entstehende Leistung besteht in der Auffassung der geistigen Welt als eines Wirkungszusammenhanges oder eines Zusammenhanges, der in dessen dauernden Produkten enthalten ist ...

Dieser Wirkungszusammenhang unterscheidet sich von dem Kausalzusammenhang der Natur dadurch, daß er nach der Struktur des Seelenlebens Werte erzeugt und Zwecke realisiert. Und zwar nicht gelegentlich, nicht hier und da, sondern es ist eben die Struktur des Geistes, in seinem Wirkungszusammenhang auf der Grundlage des Auffassens Werte zu erzeugen und Zwecke zu realisieren.“⁶⁷ Kausalität und darum (trotz einiger früher Äußerungen Diltheys, die sie in der Geschichte anerkennen) auch Gesetze gehören in die Natur und nicht in die Geschichte, in der das praktische Erleben herrscht.

Genau wie wir nur in den Briefen – nicht in den Schriften – Äußerungen dar-[169]über finden, daß die Etablierung einer selbständigen Gesellschaftswissenschaft notwendig ist, um dem üblen Zeitgeist, den so unerfreulichen politischen, allgemein gesellschaftlichen Verhältnissen entgegenzutreten zu können, so finden wir auch nur in den Briefen die parallel gehenden Äußerungen, daß an den traurigen Zuständen der Gesellschaft die Vorherrschaft der Naturwissenschaften Schuld sei.

Wie wirr und anti-naturwissenschaftlich etwa folgende Äußerung von Yorck (Brief an Dilthey vom 13. Januar 1887): „Ich bin tief und freudig bewegt in diesen Tagen durch den Bismarckschen Eingriff, eine große Lebensmanifestation wieder mitten in intellektuellen und moralischen Miasmen. In dem ernstesten Carlyleschen Sinne ist B. eben eine seltene ganz wahre Natur. Und wenn auch die mir erregte politische Herzensbewegung für einige Zeit die Arbeitsruhe nimmt, so ist doch die Stimmung eigenem, stillem Bemühen nicht widersprechend. Die neue Denkweise, die kommen muß, manifestiert sich zuerst in und mittelst einer genialischen Persönlichkeit und wie immer zuerst im Bereiche der That. Ein politischer Prozeß zwischen Realismus – nicht in dem gemeinen sondern in dem historisch-psychologischen Verstande – und Nominalismus. Das Zeitalter des Nominalismus geht zu Ende und es ist Zeit. Glücklicher der, der es mit sehenden Augen erlebt – trotz der Krisen die den ganzen politischen Horizont verdunkeln. Denn die Spießbürgerweisheit, daß rings herum Friede sei, ist doch gar zu kurzsichtig. Wann die Entladung statthaben wird, mag nicht zu bestimmen sein, aber verziehen kann das Gewitter sich nicht. Die Revolution – die Bewußtseinsmacht – ist auch ein internationaler Faktor und zwar nicht in dem Ausdrücke der Internationalen erschöpft. Es ist doch bemerkenswerth, daß mit

⁶⁶ W. Dilthey, Gesammelte Schriften, V. Bd., a. a. O., S. 143 f.

⁶⁷ Ebendort, VII. Bd., Leipzig und Berlin 1942, S. 153.

dem Eintritte der modernen, naturwissenschaftlichen, Denkweise jede politische verbindliche Gestalt aufgehört hat. Der Reichsgedanke wurde von dem Gleichgewichtsgedanken – dem man seine Herkunft ansieht – abgelöst. Die reine Faktizität dieser Kategorie konnte nie als Glaubensinhalt dienen. Und die Lebendigkeit jeder kräftigen Person genügte das Gleichgewicht, welches bei der Lebendigkeit der Kräfte nur ein labiles sein konnte, aufzuheben. Diesem rationalen Verhältnisse ist in unserem gepriesenen Jahrhundert der Animalismus gefolgt – wie denn das der Fortgang gewesen ist von einer bodenlosen *ratio* zur Impetuosität des Triebes, womit das Leben in seiner niedrigsten Art zum Rechtsgrunde des Lebens gemacht ist. Von da muß es nun endlich wieder aufwärts gehen – aber wohl nicht ohne viel Blut und Unglück. Leider ist die Menschheit so geartet, daß Schmerzen das allein ganz wirksame pädagogische Mittel sind. Auch in meine Familie würde und wird der Krieg als schwere Sorge eingreifen. Ich selbst werde dann auch zusehen eine militärische Stellung zu erhalten. Das würde mich dann rasch nach Berlin führen.“⁶⁸

Und wie eine Antwort auf diese Äußerungen heißt es fast sechs Jahre später (vor Weihnachten 1892) in einem Brief Diltheys an Yorck:

„Dann herzlichen Dank für Ihren Brief über meine Abhandlung. Sie haben recht, und furchtbar rasch nähern sich uns die Katastrophen; die Glaubenslosigkeit [170] dieses Zeitalters d. h. seine Unfähigkeit, Überzeugungen, welche den Menschen gegen die armselige umzingelnde geschwätzige, begehrlige, bietende, unterstützende gesellschaftliche Menge frei machen und ihn dem wahren im Unsichtbaren gegründeten Zusammenhang gegenüber finden, zu erhalten oder – was dasselbe – neu hervorzubringen, führt uns in diese Katastrophen. Ich bin weiter mit Ihnen darin einverstanden, es giebt zur Zeit keinen effektiven, ordentlich auseinandergelegten Glauben, welcher eine Fähigkeit besäße, zusammenzuhalten, sonst würde er zusammenhalten. Dies wird am besten durch die furchtbare nervöse Unruhe bewiesen, die sich hier im Centrum dokumentirt (Zeitschr. Zukunft, eth. Gesellsch., Broschürenfluth, ein neuer drastischer Styl etc.). Sie haben endlich recht, mein Buch könnte ungeschrieben bleiben, wollte es einen der alten verbrauchten Standpunkte, etwa den moralischen Rationalismus, anpreisen. Sie haben alle gewirkt was sie konnten. Sie haben alle abgewirthschaftet.

Fragt man nach dem letzten Grund der jetzigen Lage, so liegt er darin, daß nun erst die Naturwissenschaften aus der Position des 17. Jahrhunderts die letzten Consequenzen gezogen haben. Die auf das Gesetz der Erhaltung der Kraft gegründete Lehre von den psychischen Begleiterscheinungen, diesen Irrlichtern auf dem Sumpf der geistlosen Materialität, ist in der ganzen Literatur der Gegenwart das einflußreichste Agens. Vorgestern las uns Wildenbruch das neueste Stück von [?] vor: wiederum ist es die räthselhafte, diesmal die hypnotisirende Animalität was nach ihm über das Leben entscheidet. Die Frage ist also vornehmlich, welche Kräfte mobil gemacht werden können, diesen Einfluß zu überwinden. Nun ist mein Buch aus der Überzeugung hervorgegangen, daß die Selbständigkeit der Geisteswissenschaften und der in ihnen enthaltenen geschichtlichen Wirklichkeitserkenntniß hierzu beitragen könne. Anders ausgedrückt: die geschichtliche Welt führt durch die Selbstbesinnung auf eine siegreiche spontane Lebendigkeit, einen im Denken nicht formulirbaren, aber analytisch aufzeigbaren Zusammenhang im Einzelleben, im Wirken aufeinander, schließlich in einem höheren Zusammenhang besonderer und die naturwissenschaftlichen Mittel übersteigender Art, welchen herausheben, kraftvoll aussprechen nothwendig ist, soll er wieder zu gehobener und selbstbewußter Geltung kommen. Ich zweifle nicht, daß ich mich in diesen Sätzen, wie anders Sie sie auch formuliren möchten, doch auch nach Ihrer Formulierung ziemlich in Einverständniß befinde.

Fragt man worin der Nutzen einer solchen Unternehmung für die thatsächlichen Kräfte von Religion, politischem Leben, Wirthschaft etc. bestehe, so folgt aus dem obigen Prinzip daß jede

⁶⁸ Briefwechsel, S. 65 f.

theoretische Arbeit nur Kräfte, Leben frei machen, mit dem Bewußtsein ihres Gehaltes, Zweckes etc. erfüllen könnte. Darin sind wir sicher wörtlich einig.“⁶⁹

Seit dem 17. Jahrhundert beginnen die Naturwissenschaften zu dominieren – und damit alles Unglück! auch wenn das erst im 19. Jahrhundert wirklich offenbar wurde. Oder, wie Yorck in dem schon zitierten Briefe vom 4. Dezember 1887 schreibt:

„Galilei, Descartes, Hobbes virtuell Gegenwart“. Dabei zeigen auch diese Namen [171] wieder, wie Naturwissenschaft, Rationalismus und auch Materialismus für die beiden sich zu einer Einheit mischen.

Niemand wird bestreiten, daß Dilthey nicht nur ein hochbedeutender Gelehrter war. Er teilte auch die Meinung der Kleindeutschen Historiker, die ebenfalls unserer Weltanschauung entspricht, daß der Wissenschaftler sich politisch, gesellschaftlich engagieren muß. Er teilte auch – und das ist natürlich seine Begründung für das politische Engagement – unsere Meinung, daß die Gesellschaftswissenschaften eine gesellschaftliche Macht sein müssen. Dabei sollten sie seiner Meinung nach zu seiner Zeit natürlich der Aufrechterhaltung der Macht der herrschenden Klasse, der Bourgeoisie, dienen. Er teilte ferner unsere Meinung, daß die Geschichtswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes an die Stelle der Philosophie treten wird. Und auch darin war er unserer Auffassung, daß die Praxis die Bewährung für die Theorie ist, und daß die Theorie auf der Praxis basiert.

Aber die Praxis ist für den Idealisten Dilthey natürlich die Praxis des „Geisteslebens“, des Überbaus in Geschichte und Vergangenheit, genau wie die Gesellschaftswissenschaften nur eine Macht in den Händen der Bourgeoisie sein sollen.

Ein kluger Wissenschaftler auf der anderen Seite der Barrikade, der darum auch in seiner Wissenschaft scheitern mußte.

Die Briefe aber sind die einzige Quelle dafür, wie leidenschaftlich, ganz konkret auf die Gegenwart bezogen, die Tagespolitik betreffend, Dilthey sein Anliegen der Begründung der Gesellschaftswissenschaften, unabhängig von und im Kampf mit den Naturwissenschaften, sieht. Sie fügen kaum etwas zum Gebäude seiner Philosophie hinzu, aber sie erst stellen es auf den Marktplatz vor das Rathaus, in dem über die Gesellschaft beraten wird. [172]

⁶⁹ Ebendort, S. 156 f.

VII. Kapitel: Friedrich Meineckes Briefwechsel mit Siegfried A. Kaehler und Eduard Spranger – Ein durchschnittlicher Historiker der Bourgeoisie im Stadium des Imperialismus und ein Großer in seiner Haltung zur Wissenschaft, insbesondere im Greisenalter

In einer Besprechung in unserer Akademie der Wissenschaften darüber, wie wir am besten den Erfordernissen der Wissenschaftsentwicklung und den ihr entsprechenden Forderungen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands nach einer Intensivierung der wissenschaftlichen Arbeit genügen könnten, waren wir uns einig, daß wir von der Steigerung der Effektivität der Arbeit des einzelnen Wissenschaftlers ausgehen müßten. Dabei würde die Haltung des einzelnen Wissenschaftlers zu seiner Arbeit eine wichtige Rolle spielen.

Gerade wir Marxisten, die wir die großen Zusammenhänge zwischen der Entwicklung der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse auf der einen und der Wissenschaftsentwicklung auf der anderen Seite kennen und stets auch von neuem untersuchen, die wir wissen, daß die ersteren die letztere „in letzter Instanz“, wie es Engels formuliert, bestimmen, ohne daß deswegen der Rückwirkung der letzteren auf die ersteren nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt werden darf –

gerade wir Marxisten, die wir wissen, daß, wie es schon Aristoteles formulierte, der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, daß der Mensch von der Gesellschaft, in der er lebt, geformt wird, die wir aus den Forschungen und der ihnen entsprungenen Theorie von Marx und Engels wissen, daß es die großen Massenbewegungen sind, die die politische Geschichte an ihren kritischen Punkten verändern –

gerade wir Marxisten haben niemals die Rolle des Individuums in der Geschichte gering geachtet. Neben den Denkmälern des „unbekannten Revolutionärs“, der für die große Masse der Kämpfer steht, haben wir auch Denkmäler von bekannten einzelnen Revolutionären errichtet.

In jedem dieser einzelnen Revolutionäre ehren wir auf der einen Seite die Eigenschaften der großen Massen, einer Klasse oder Schicht, die bei ihm einzeln oder in großer Anzahl besonders hervorragend entwickelt sind. Manche von ihnen ehren wir für ihren Mut, andere für ihren standhaften Charakter, andere für ihre tiefe Einsicht in die Verhältnisse; manche waren große Strategen oder bedeutende Taktiker; manche große Wissenschaftler, andere hervorragende Propagandisten; manche hatten Eigenschaften, in denen der kleinste Soldat der Armee der Klassenkämpfer genau so hervorragend kann wie der Führer im Kampf, sei es Mut oder Treue oder Ehrlichkeit oder Standhaftigkeit, andere hatten Eigenschaften, die nur den Führern eigentümlich sind wie tiefe theoretische Einsicht, hervorragende strategische oder ungewöhnliche organisatorische Begabung.

Es gibt wenige große Revolutionäre, die, fast möchte man sagen, allseitig ein [173] Vorbild sein können. Die meisten hatten besondere Stärken und vielfache Schwächen. Doch falsch wäre es, etwa im Vergleich zu Marx und Engels und Lenin, die anderen wegen oft nur allzu hervorstechender und bisweilen peinlicher oder gar auch ihr Bild stark verdunkelnder Schwächen vergessen zu wollen – wenn sie einzelne Stärken gehabt haben, die dem Fortschritt der Menschheit nützlich waren oder auch nur uns ein Beispiel sein können. Überheblich ist es daher, wenn manche sich wundern, daß etwa die Namen von Lassalle oder Proudhon auf der Ehrenstele für Revolutionäre im Kremlgarten eingemeißelt sind.

Jeder dieser einzelnen bekannten Revolutionäre hat eine besondere Rolle im Kampf für den Fortschritt gespielt und von jedem können wir etwas lernen, sollten wir etwas für uns und künftige Generationen als Erbe aufheben. Darum gilt es, sich sehr genau mit jedem von ihnen als Einzelgestalt zu beschäftigen.

Auch in der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften gibt es zahlreiche solcher Einzelgestalten, an die man die Erinnerung auf Grund dieser oder jener Eigenschaften wachhalten sollte.

Dabei ist die Einsicht in eine wissenschaftliche Gestalt, die als Wissenschaftler nicht ein Führer war und sein konnte, oft viel schwieriger noch, ein Urteil über sie oft viel komplizierter noch als bei einem Revolutionär.

Bei einem Menschen, der keine tiefen gesellschaftlichen Einsichten gehabt hat, der alles andere als einen beispielhaften Lebenswandel geführt hat, der aber stets, wenn der Klassenkampf sich zuspitzte, zuverlässig zur Stelle war und niemals aufgab, wenn der Kampf verloren schien, können wir über so vieles hinwegsehen, wegen der genannten positiven Klassenkampf-Eigenschaften. Ja, im Laufe der Zeit, werden die negativen Seiten aus dem Gedächtnis verschwinden.

Bei einem Wissenschaftler aber, der keine besonderen wissenschaftlichen Leistungen aufzuweisen hat, der entweder auf der anderen Seite der Barrikade stand oder, wenn zeitweilig auf unserer Seite sowohl auf den Gegner wie auf uns schoß, der etwa nur durch seine beispielgebende Haltung beim echten wissenschaftlichen Vorgehen hervorragte – wie soll man sich zu ihm in einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften verhalten? Ihn übergehen? auch in einer Zeit, in der die Haltung beim wissenschaftlichen Vorgehen eine besondere Bedeutung hat?

Oder man denke an so viele Wissenschaftler, die eine reaktionäre oder einfach kindische Weltanschauung hatten, aber ganz groß als Methodologen waren und darum zu bedeutenden Erkenntnissen kamen.

Oder man denke etwa an den Kleinbürger Sismondi, dessen Sozialismus Marx und Engels im „Kommunistischen Manifest“ so charakterisierten:

„Dieser Sozialismus zergliederte höchst scharfsinnig die Widersprüche in den modernen Produktionsverhältnissen. Er enthüllte die gleisnerischen Beschönigungen der Ökonomen. Er wies unwiderleglich die zerstörenden Wirkungen der Maschinerie und der Teilung der Arbeit nach, die Konzentration der Kapitalien und des Grundbesitzes, die Überproduktion, die Krisen, den notwendigen Untergang der kleinen Bürger und Bauern, das Elend des Proletariats, die Anarchie in der Produktion, die schreienden Mißverhältnisse in der Verteilung des Reichtums, den industriellen Vernichtungskrieg der Nationen untereinander, die Auflösung der alten Sitten, der alten Familienverhältnisse, der alten Nationalitäten.

[174] Seinem positiven Gehalte nach will jedoch dieser Sozialismus entweder die alten Produktions- und Verkehrsmittel wiederherstellen und mit ihnen die alten Eigentumsverhältnisse und die alte Gesellschaft, oder er will die modernen Produktions- und Verkehrsmittel in den Rahmen der alten Eigentumsverhältnisse, die von ihnen gesprengt wurden, gesprengt werden mußten, gewaltsam wieder einsperren. In beiden Fällen ist er reaktionär und utopistisch zugleich.

Zunftwesen in der Manufaktur und patriarchalische Wirtschaft auf dem Lande, das sind seine letzten Worte.

In ihrer weiteren Entwicklung hat sich diese Richtung in einen feigen Katzenjammer verlaufen.“¹

Sollen wir die Führer einer solchen Bewegung, die in allem, was auf die Zukunft wies, reaktionär und utopistisch war, und die sich in feigen Katzenjammer verlief, bei aller Kritik ehrend in einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften nennen oder sie unter die negativen Gestalten zählen und sie vielleicht ganz weglassen?

Oder wie steht es mit den gar nicht wenigen Wissenschaftlern dieses Jahrhunderts, von denen Lenin sagte: „*Keinem einzigen* dieser Professoren, die auf Spezialgebieten der Chemie, der

¹ Marx/Engels, Werke, Bd. 4, a. a. O., S. 484 f.

Geschichte, der Physik die wertvollsten Arbeiten liefern können, *darf man auch nur ein einziges Wort glauben*, sobald er auf Philosophie zu sprechen kommt.“²

Sollte man ihrer nicht genau so wegen wertvollster Arbeiten auf Spezialgebieten gedenken wie Sismondis? wie Sismondis wegen seiner höchst scharfsinnigen Zergliederung der Widersprüche der Produktionsverhältnisse der Industriellen Revolution? Und nicht nur wegen ihrer Gedanken – sollten wir nicht auch von ihnen lernen, wie sie gearbeitet haben?

Man kann sagen: Das können wir alles viel besser von Marx und Engels und Lenin lernen. Eine solche Einstellung aber ist vom Standpunkt des Wissenschaftlers in einer Beziehung grundfalsch. Denn so oft ist es nicht der Inhalt des Gedankens eines anderen, sondern seine Formulierung, insbesondere auch, wenn sie nicht „perfekt“, ja vielfach und gerade weil sie ungeschickt ist, die uns auf neue Gedanken bringt. Wie oft auch ist es eine aus einem bestimmten Blickwinkel, der Marx und Engels auf Grund der Verhältnisse ihrer Zeit gar nicht möglich war, sich ergebende Betrachtungsweise oder sich ergebende Methode der Forschung, die uns nützlich sein kann und weiterbringt. Weiter: Wenn Francis Bacon bemerkt, wie oft die Wahrheit aus Fehlern, seltener auch aus Konfusion geboren wird, so können die Klassiker des Marxismus uns von den ersten nur wenig, von der letzteren praktisch nichts bieten – auch wenn sie genial in der Entdeckung von Fehlern und in der Klärung von Konfusionen anderer waren. Doch ist das Feld der Fehler und Konfusionen in der Geschichte und Gegenwart der Gesellschaftswissenschaften so immens, daß auch die Klassiker nicht alle zu ihrer fruchtbaren Überwindung notwendigen Argumente entwickeln konnten – man denke nur an die außerordentliche Ausweitung des Anti-Marxismus im letzten Halbjahrhundert oder an die zu ihrer Zeit noch nicht sehr bedeutsame katholische, insbesondere neo-thomistische Ideologie.

[175] Nein! Marx und Engels legten die Grundlagen der Gesellschaftswissenschaften und Lenin baute auf ihnen auf, ist der geniale Fortsetzer ihres gesellschaftswissenschaftlichen Werkes. Aber welche Verachtung würden sie, die sie die Gesamtleistung der Gesellschaftswissenschaften aller Vergangenheit und ihrer Gegenwart in sich aufnahmen, für einen Wissenschaftler haben, der auf die Gesellschaftswissenschaft aller Vergangenheit als Quelle für neue Gedanken und neue Methodologien, als reich an Beispielen für die Haltung eines wissenschaftlichen Arbeiters verzichten wollte und sich mit ihren Werken begnügen würde! Man braucht nur die Notizen Lenins zu den Werken anderer Wissenschaftler, von Plato und noch früher bis zu solchen Ideologen des Monopolkapitals wie Liefmann und Riesser, zu lesen, um zu begreifen, was man aus dem Studium anderer Gesellschaftswissenschaftler, stünden sie auch auf der anderen Seite der Barrikade, seien sie auch reaktionär oder rückwärts gerichtete Utopisten, seien sie auch voller Fehler und Konfusion, in dieser oder jener Beziehung lernen kann.

Stehen uns aber gar noch Briefe solcher Wissenschaftler zur Verfügung, Briefe, in denen der Wissenschaftler sich zumeist offener und bestimmter als im für den Druck bestimmten Manuskript ausdrückt, dann haben sie einen besonderen Wert. Insbesondere dann, wenn es sich weder um den Inhalt seiner Gedanken noch um die Methodologie seiner Arbeit, sondern um (was wir bald durch Darstellung näher bestimmen werden) seine wissenschaftliche Haltung, seine Haltung als Wissenschaftler, seine Haltung zur Wissenschaft handelt.

Bedenken wir alles das, was wir soeben gewissermaßen als Vorspann zu diesem Kapitel gesagt haben, dann erscheint es als Thematik an sich schon nicht mehr unsinnig, daß wir im folgenden von einem durchschnittlichen Historiker der Bourgeoisie handeln wollen, der in mannigfacher Beziehung hervorragte: in seiner Haltung als Wissenschaftler, in seiner Haltung zur Wissenschaft, und dadurch also in gewisser Weise auch in seiner Haltung zum Leben – insbesondere in hohem Alter. Denn im Zentrum unserer Aufmerksamkeit wird schließlich stehen Friedrich Meinecke nach dem 28. Oktober 1942, nachdem er das 80. Lebensjahr vollendet hatte. Dabei

² W. I. Lenin, Werke, Bd. 14, Berlin 1962, S. 347.

sind wir uns bewußt, daß eine gewisse Haltung, die uns bis zum 70. Lebensjahr einfach erfreulich erscheint, nach dem 80. Lebensjahr erst in ihrer ganzen Echtheit und Kraft deutlich wird und so umso beispielhafter wirkt. Dabei sind wir uns auch bewußt, daß eine solche Haltung uns im Grunde umso mehr beeindruckt, je bedeutungsloser ihr Hintergrund, das heißt, die „übrige“ Leistung des Wissenschaftlers ist.

1. Die wissenschaftlichen Lebensstationen von Friedrich Meinecke

Gerhard Lozek gibt in seiner Meinecke-Studie folgenden kurzen Abriß der wissenschaftlichen Lebensstationen des Gelehrten, nachdem er einleitend bemerkt hat:

„Friedrich Meinecke nahm in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts einen maßgeblichen Einfluß auf die Entwicklung der bürgerlichen Geschichtsschreibung in Deutschland. Neben dem geschichtsideologischen Erbe Rankes und Jacob Burckhardts zählt das Lebenswerk Meineckes zu den wichtigsten Traditionselementen der [176] zeitgenössischen Historiographie in Westdeutschland. Auch unter den bürgerlichen Historikern anderer Länder besitzt sein Werk ein hohes Ansehen.

Dieser Einfluß Meineckes resultiert vor allem aus seinen vorwiegend geschichtstheoretischen Beiträgen, die in einem außerordentlich engen Zusammenhang mit dem jeweiligen historisch-politischen Geschehen entstanden sind, sowie aus seiner über 40jährigen Tätigkeit als Hauptherausgeber der Historischen Zeitschrift, dem führenden Publikationsorgan der bürgerlichen Historiker Deutschlands. In gewissem Sinne verkörpert sich in dem Lebenswerk Friedrich Meineckes ein wesentlicher Teil der Geschichte der bürgerlichen deutschen Geschichtsschreibung vom Aufkommen bis zum Niedergang des deutschen Imperialismus.“

Die Stationen lauten:

„1862 in Salzwedel geboren, nach 1871 in Berlin aufgewachsen, wurde die Gedankenwelt des jungen Meinecke entscheidend von der geistigen und politischen Atmosphäre des sich glorifizierenden preußisch-deutschen Bismarck-Staates geprägt. Meinecke studierte in Berlin und Bonn, promovierte 1886 in Berlin und war anschließend im Archivwesen tätig. 1893 übernahm er die Redaktion der Historischen Zeitschrift und erhielt 1901 eine Professur an der Universität in Straßburg. Weitere Stationen seiner wissenschaftlichen und politischen Tätigkeit waren Freiburg (1906-1914) und Berlin (ab 1914). Vor 1918 gehörte Meinecke der Nationalliberalen Partei an, nach 1918 wurde er zum Mitbegründer und führenden Ideologen der Deutschen Demokratischen Partei.

1928 emeritiert, verblieb Meinecke jedoch weiter in maßgeblichen wissenschaftlich-politischen Funktionen, darunter bis 1935 als Präsident der Historischen Reichskommission und als Hauptherausgeber der Historischen Zeitschrift. 1946 übernahm er nochmals ein Lehramt an der Berliner Universität, zog es aber 1948 vor, Rektor der Westberliner Spalteruniversität zu werden.

Meinecke starb 1954, doch die Auswirkungen seiner Geschichtsideologie und Geschichtskonzeption sind unvermindert in der bürgerlich-imperialistischen Historiographie Westdeutschlands spürbar.“³

Heute, nur wenig mehr als ein Jahrzehnt später, ist deutlich, wie falsch die Einschätzung Lozeks war. Er war ganz einfach auf eine ideologische Modewelle der imperialistischen Historiographie hereingefallen.

Friedrich Meinecke hatte alles andere als einen „maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der bürgerlichen Geschichtsschreibung in Deutschland“. Im Gegenteil: nachdem er bis zum ersten Weltkrieg ein ordentlicher Mitläufer mit einigen Eigenarten gewesen war, wurde er in der

³ Studien über die deutsche Geschichtswissenschaft, Bd. II. hg. von J. Streisand, Berlin 1965, S. 303 f. – künftig zitiert als: Studien.

Weimarer Zeit ein angesehener einflußloser Außenseiter, wurde in den Jahren des Faschismus mehr und mehr ausgeschaltet, und erst in den Jahren nach dem Zusammenbruch des Faschismus, als er 83 Jahre alt war, wurde er, wiederum auf Grund einer Außenseiter-Arbeit, die aber eben in dieser „Außenseiterzeit“ des deutschen Imperialismus genau zur Lage der deutschen Großbourgeoisie paßte, ein Jahrzehnt lang zum in Westdeutschland führenden [177] Historiker – zunächst mit Lehramt an unserer Humboldt-Universität und als aktives Mitglied unserer Akademie der Wissenschaften – und zu einer international bekannten Gestalt.

Man mag meinen, daß ich die Rolle Meineckes in der Zeit seiner Herausgeberschaft der „Historischen Zeitschrift“ herabspiele – sie umfaßt schließlich die Jahre 1893 bis 1935, mehr als vier Jahrzehnte, – aber wer die Zeitschrift durchsieht, wird finden, daß Meinecke eine, im Rahmen der Gesamtinteressen des Kapitals, wirklich objektive Tätigkeit als Herausgeber ausübte, und da er eben keine wissenschaftliche Schule hatte, so ist auch kein stärkerer Hauch vom historiographischen Geiste Meineckes in der Zeitschrift zu spüren: er war, obgleich wahrlich schöpferisch tätig als Apologet des deutschen Imperialismus, als Herausgeber ganz einfach ein guter Beamter der deutschen Historiographie – der schließlich aber auf Grund seiner Haltung zur Wissenschaft am Faschismus scheitern mußte ... es kam zu einem endgültigen Krach, als Meinecke einen im „Völkischen Beobachter“ (3./4. Februar 1935) von dem faschistischen Historiker und Präsidenten des „Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland“ scharf angegriffenen Vortrag von Hermann Oncken über „Wandlungen des Geschichtsbildes in revolutionären Epochen“ in der Zeitschrift abdrucken wollte. (Oncken stand als Historiker Meinecke, insbesondere in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg, ideologisch nahe und war sein guter Freund.)

Was aber seinen Einfluß auf die Geschichtsschreibung in Westdeutschland betrifft, so war er von ganz kurzer Dauer, umfaßt höchstens das Jahrzehnt nach 1945 und die von Lozek später erwähnte 100. Geburtstagsfeier Meineckes war nur noch Anlaß zu glanzvollem Lippendienst, in den sich bereits eine Welle von neuen Elementen weit reaktionärer Geschichtsauffassung mischte.

Wenn ich eingangs meiner Ausführungen zu Lozeks Feststellungen ausdrücklich betont habe, daß Meinecke nach seiner Rückkehr nach Berlin an unserer Humboldt-Universität lehrte und in unserer Akademie aktiv war, dann, um die Einschätzung seiner Haltung in den ersten Jahren nach dem Kriege auch durch die sowjetischen Militärbehörden und unsere eigene Verwaltung klar herauszuarbeiten. Genau wie unser Volksbegehren zur Enteignung der Betriebe in Sachsen und die dann erfolgten Maßnahmen für die gesamte Sowjetische Besatzungszone sich nicht gegen das Kapital als solches, sondern gegen die Kriegsverbrecher des Großkapitals richteten, so ließen wir an unseren Universitäten und in unserer Akademie auch Ideologen der Großbourgeoisie wie Eduard Spranger als Rektor und Meinecke als Lehrer der Universität und als Redner in unserer Akademie zu, wenn sie sich in der Zeit des Faschismus als Gegner der Kriegsverbrecher ausgewiesen hatten – und das taten wir mit vollem Recht, Ausdruck einer klugen Politik, die genau den objektiven Erfordernissen der ersten Jahre nach dem Krieg entsprach.

Über das wissenschaftliche Lebenswerk Meineckes schreibt Lozek: „Es sind vor allem drei Werke, die Meineckes Ruf begründeten und deren ideologischer Nachlaß für die heute führenden Historiker der Bundesrepublik von größtem Wert ist. Hans Rothfels, Meinecke-Schüler und gegenwärtig einer der exponierten westdeutschen [178] Geschichtsideologen kennzeichnete sie als die ‚drei Meisterwerke‘ Meineckes. Es sind dies: ‚Weltbürgertum und Nationalstaat‘ (1908 erschienen), ‚Die Idee der Staatsräson‘ (1924 erschienen) und ‚Die Entstehung des Historismus‘ (1936 erschienen). Eine kleinere vierte Schrift ist infolge ihrer politischen Bedeutung und ihrer großen Verbreitung dieser Reihe unbedingt noch hinzuzufügen, die 1946 erschienene ‚Die deutsche Katastrophe‘“.

Und zu dem Werke „Die deutsche Katastrophe“ macht Lozek folgende Fußnote: „Diese Schrift (Meinecke, Friedrich, Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen u. Erinnerungen, Wiesbaden

1946) ist eigenartigerweise in der sechsbändigen Ausgabe seiner Werke nicht enthalten. Neben der 2. Aufl. in Zürich 1946, der 3. und 4. Aufl. in Westdeutschland 1947 und 1949, erschien das Buch in schwedischer (Stockholm 1947), dänischer (Kopenhagen 1948), italienischer (Florenz 1948), englischer (Cambridge/Mass. USA 1950), spanischer (Buenos Aires) und japanischer (Tokio 1951) Übersetzung. Es wurde damit zu der am weitesten verbreiteten Schrift Meineckes.“⁴

Lozek konnte damals, 1965, nicht wissen, daß die Herausgeber der Werke Meineckes diese Arbeit für den VIII. 1969 erschienen Band, der die autobiographischen Schriften umfaßt, bestimmt hatten. Denn dieses vierte „Hauptwerk“ Meineckes ist gleichzeitig die dritte seiner autobiographischen Schriften (deren erste „Erlebtes. 1862-1901“ 1941, deren zweite „Straßburg/Freiburg/Berlin. 1901-1919“ 1949 erschien) und doch auch eine historiographische Arbeit.

Meinecke durchlebte mehr als drei Generationen – er starb im 92. Lebensjahr und war in vier Hauptphasen des deutschen Imperialismus sein getreuer, aber oft der herrschenden Klasse zu weit vorausschauender und ihr keineswegs angenehmer Ideologe. In die erste Hauptphase, vor dem ersten Weltkrieg, fällt sein Buch „Weltbürgertum und Nationalstaat“, in der zweiten, der Weimarer Republik, erschien „Die Idee der Staatsraison“, in der dritten, in den Jahren des Faschismus, „Die Entstehung des Historismus“ und nach dem zweiten Weltkrieg „Die deutsche Katastrophe“. Fünf Staatengefügen gehörte er an: dem königlichen Preußen, dem kaiserlichen Reiche, der deutschen Republik, dem faschistischen „Großdeutschland“ und der geschrumpften „Bundesrepublik“. So manchen seiner Studenten, die im akademischen Leben tätig blieben, konnte er freundliche Worte zu ihrer Emeritierung sagen.

Zur Ideologie des Historikers Meinecke schreibt Lozek – wir zitieren ihn wieder und werden es auch weiter tun, da er sich unter uns marxistischen Historikern am gründlichsten mit den Werken Meineckes beschäftigt und am ausführlichsten über ihn geschrieben hat: „Friedrich Meinecke wird von der bürgerlichen Geschichtsschreibung neben Wilhelm Dilthey und Ernst Troeltsch als einer der Begründer der sogenannten Geistes- oder Ideengeschichte angesehen. Meineckes Hauptmethode bestand darin, die geistesgeschichtliche Entwicklung von der konkret-historischen loszulösen, zu verabsolutieren und durch die Einbeziehung der ‚großen Geister‘ der Kultur- und Ideengeschichte gewisse Mängel und Einseitigkeiten der herkömmlichen etatistischen Geschichtsschreibung zu ‚überwinden‘. Damit glaubte [179] er, die bürgerlich-reaktionäre Parteilichkeit seiner Geschichtsideologie geschickter zu verdecken, als das seine kleindeutschen Vorgänger, die alldeutschen faschistisch-großdeutschen, gesamtdeutschen (von Srbik) oder anderen bürgerlich-imperialistischen Zeitgenossen verstanden. Er hoffte auf diese Weise die speziellen Mittel der Historiographie so wirksam wie nur irgend möglich den jeweils aktuellen politischen Bedürfnissen der herrschenden Ausbeuterklassen dienstbar zu machen. Als das theoretische Fundament seiner gesamten Geschichtskonzeption konstruierte Meinecke das Schema von der ‚Synthese zwischen Macht und Geist‘, zwischen Staat – es handelt sich dabei immer um den Staat der Ausbeuterklassen – und Geist. Dieses Schema wurde an den Wendepunkten der deutschen Geschichte, besonders nach 1918 und nach 1945, jeweils in der Weise ‚abgewandelt‘, wie es den Interessen des deutschen Imperialismus und Militarismus entsprechend den veränderten historischen Bedingungen am dienlichsten schien.“⁵

Jedes Wort der objektiven Charakterisierung der Rolle Meineckes trifft zu. Nur irrt Lozek, wenn er meint, daß Meinecke von der bürgerlichen Geschichtsschreibung neben Dilthey und Troeltsch als einer der Begründer der sogenannten Geistes- und Ideengeschichte angesehen wurde. Das trifft höchstens auf die seinen Ruhm umfassenden Jahre seines letzten Lebensjahrzehnts zu. Die älteren unter den bürgerlichen Gesellschaftswissenschaftlern vor 1933 waren gebildet genug, um nicht eine solche Meinung zu vertreten. Meinecke war als Geschichtsphilosoph viel zu unbedeutend,

⁴ Ebendort, S. 304.

⁵ Ebendort, S. 304 f.

um als irgendein Begründer einer Richtung vor 1945 erschienen zu sein. Natürlich ist er ein Schüler Diltheys und er schreibt in seinen Erinnerungen: „Ich erhielt als von mir selbst gewünschtes Thema der philosophischen Staatsprüfungsarbeit: Vergleichung der Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften hinsichtlich ihrer Methoden. Wahrscheinlich ist es von Dilthey gestellt worden, den dies Problem damals in der Tiefe beschäftigte, wie es denn auch mir seit Droysens Vorlesung vor Augen stand. Die Unterrichtsstunden ließen mir genug Zeit, um die Nachmittage und späten Abendstunden der eigenen Arbeit zu widmen. Da habe ich nun endlich auch den Zugang zu Dilthey gefunden und seitdem nie wieder verloren. Denn ich studierte jetzt seine nicht lange vorher erschienene Einleitung in die Geisteswissenschaften I nicht ohne Mühe, aber hatte sofort den Eindruck, daß hier ein ganz tiefer Geist spräche. Das Problem der Willensfreiheit drängte sich mir jetzt als Grundfrage auf, von der auch die Entscheidung darüber abhing, ob die Geisteswissenschaften das Recht auf eine besondere Methode hätten, ob neben dem strengen Kausalnexus, den die Naturwissenschaften allein zu verfolgen hätten, auch noch das X der Spontaneität und Freiheit im Menschen bestünde und für seine Geschichte etwas bedeute. In gekürzter Form habe ich meine von Droysen und Dilthey zugleich inspirierte Arbeit ein Jahr darauf in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung veröffentlicht. Paul Schlenther, der bekannte Schererschüler, der mich zur Mitarbeit an der Sonntagsbeilage aufgefordert hatte, nahm sie zwar, aber erklärte mir, daß er grundsätzlich gar nicht mit ihr einverstanden sei. Mein Standpunkt galt ihm sicher als rückständig und überholt durch den damaligen breiten Vormarsch [180] der positivistischen Gedanken. Heute würde ich meine Arbeit, wenn ich sie wieder hervorsuchen würde, gewiß recht mangelhaft finden. Aber ihrem Grundgedanken bin ich treu geblieben.“⁶

Die Geistes- oder Ideengeschichte war lange vor Meinecke begründet gewesen, und er war nichts anderes als einer ihrer vielen Anhänger in späteren Generationen.

Sonst jedoch sind die Ausführungen Lozeks völlig richtig – bis auf einen für uns, die wir hier Meineckes wissenschaftliche Haltung untersuchen, entscheidenden, und darum auch für Meineckes Stellung in einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften nicht unwichtigen Punkt ... ja, nur wegen dieses Punktes hat Meinecke vielleicht ein Recht, in einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften zu erscheinen. Meinecke war einer der ehrlichsten, ehrlichst mit sich ringenden, ehrlichst der Wahrheitsfindung ergebenden Gesellschaftswissenschaftler, die uns bekannt sind. Er besaß jene Rücksichtslosigkeit gegenüber Vorurteilen, auch den eigenen, jene Rücksichtslosigkeit im Streben zur Wahrheit vorzudringen, die Marx an Ricardo rühmte. Daß er intellektuell nur mittelmäßig begabt war, weit unterlegen einem Droysen oder Dilthey, einem Ranke oder Burckhardt, war sein Pech. Daß er ein Vertreter der Ideologie des Großkapitals war, war seine gesellschaftliche Schuld. Darum hat Lozek völlig recht, wenn er schreibt, daß Meinecke die Historiographie den politischen Interessen der herrschenden Ausbeuterklassen dienstbar machen wollte. Doch tat er das in der festen Überzeugung, daß die herrschenden Ausbeuterklassen die historisch zur Leitung der Gesellschaft bestimmten Klassen wären, daß die Welt so eingerichtet wäre, daß die Bourgeoisie für immer herrschen müßte, daß nur ein solcher Zustand Fortschritt bringen könnte, und daß darum die Wissenschaft, wenn sie ehrlich betrieben wurde, das – nicht etwa beweisen müßte, denn dazu erschien ihm diese Feststellung viel zu selbstverständlich, sondern – nur besser sichern und für alle Zukunft garantieren würde.

Also war Meinecke als Ideologe ein sogenannter „ehrlicher Verbrecher“? Das ist zwar besser als ein unehrlicher. Aber wer wird bestreiten, daß es auch zahlreiche ehrliche Faschisten in mittleren Funktionen gab, denen etwa die Rolle Meineckes in der Geschichtswissenschaft entsprach, von deren Wirken als Einzelne die Geschichte schon heute den Namen mit Recht vergessen hat. Warum Meineckes gedenken?

⁶ Fr. Meinecke, Werke, Bd. VIII, Stuttgart 1969, S. 80 – künftig zitiert als: Werke.

Wir gedenken seiner hier, weil Meinecke mehr als ein ehrlicher Wissenschaftler im Dienste seiner Klasse. Er besaß alle Eigenschaften, die die Haltung eines echten Wissenschaftlers bestimmen sollen. Wir sprachen schon von seiner Rücksichtslosigkeit in der Suche nach Wahrheit – auf der Basis selbstverständlich seines Klassenstandpunktes. Wir wollen, da wir später noch ausführlich und mit Belegen auf diese Problematik eingehen, nur ein ganz kleines Beispiel seiner großartigen Haltung zur Kritik geben. Meinecke hatte einen späten Schüler R. W. Sterling, einen jungen Amerikaner, der als Besatzungsbeamter 1948/49 an Meineckes Colloquium teilgenommen hatte, und den über Neunzigjährigen um die Auslegung einiger Stellen in einem seiner Werke gebeten hatte. Meinecke antwortete ihm am 8. Mai 1953: [181] „Meine Kräfte sind in den letzten Monaten aufs Stärkste gesunken und erschweren mir auch die geistige Denkarbeit. Ich bin also nicht mehr im Stande, mein eigenes Buch zu interpretieren. Ich kann nur sagen, daß Ihr Grundgedanke, die Kontinuität meiner Vorkriegs- und Nachkriegsgedanken etwas stärker zu betonen, berechtigt und fruchtbar zu sein scheint. – Fahren Sie nur fort auf Ihrem Wege! Sollten Sie dabei auf angreifbare und schwache Punkte bei mir stoßen, so kritisieren Sie mich nur ohne Weiteres. In der Wissenschaft hat die Wahrheitsfrage den Vorrang.“⁷

Wenige Dokumente in der Geschichte der Gesellschaftswissenschaften gibt es, die von solcher Größe in der wissenschaftlichen Haltung zeugen. Der uralte Greis ist nicht mehr fähig, seine eigenen Werke aus früherer Zeit im Einzelnen zu deuten, er hat sich auch geistig fast schon ausgelebt – aber geblieben ist, völlig ungebrochen bis zum letzten Atemzug, die Größe der wissenschaftlichen Haltung, und so ermutigt er den jungen Sterling, der noch nicht ein Drittel seines Alters erreicht hat, den um zwei Generationen jüngeren, zur Kritik am Werk des Greises, der nicht mehr fähig ist, zu antworten, dem es aber immer noch, genau wie stets in mehr als 70 Jahren Arbeit, um die wissenschaftliche Wahrheit geht.

Grundfalsch ist es darum, wenn Lozek in dem vorangehend Zitierten schreibt, daß Meinecke „die bürgerlich-reaktionäre Parteilichkeit seiner Geschichtsideologie geschickter zu verdecken“ glaubt. Nie wäre es Meinecke in den Sinn gekommen, daß er seine wahrlich bürgerlich-reaktionäre – jedoch nicht dem reaktionärsten Flügel des Monopolkapitals entsprechende – Geschichtsideologie verdecken müßte, da er sie für die einzig richtige hielt und da irgendein Verdecken seiner Haltung als Wissenschaftler widersprochen hätte.

Lozek fährt in seinen Ausführungen fort: „Die Geschichtsideologie Friedrich Meineckes im allgemeinen und seine Ausarbeitungen zum Problem der Macht, des Machtstaates und der Machtpolitik der Großbourgeoisie kennzeichnen vornehmlich drei Merkmale. Zum ersten ist es der zur Schau getragene, demokratisch gefärbte ‚Liberalismus‘, der Meinecke vor allem dazu diente, den räuberischen Charakter des deutschen Imperialismus und Militarismus abzuleugnen, die brutale imperialistische Machtpolitik mit Bestandteilen des humanistischen Kulturerbes zu ‚versöhnen‘ und geistig-kulturell zu verklären. Insofern zählte zwar Meinecke nicht zu den reaktionärsten Historikern in Deutschland, aber dennoch ging von seiner Geschichtsideologie eine verhängnisvolle und gefährliche Wirkung aus. Nicht wenig bürgerlich-liberale und auch bürgerlich-demokratische Kräfte ließen sich in der Vergangenheit vom Scheinliberalismus Meineckes täuschen. Auch gegenwärtig gibt es liberale bürgerliche Historiker, die in Verkenning des imperialistischen Wesens der Geschichtsideologie Meineckes einzelne liberaldrapierte Elemente überbewerten und für bare Münze nehmen.“⁸

Wie recht hat Lozek wieder, von der „verhängnisvollen und gefährlichen Wir-[182]kung“ der Geschichtsideologie Meineckes zu sprechen! Auch hat Meinecke das humanistische Kulturerbe

⁷ Ebendort, Bd. VI, Stuttgart 1962, S. 315.

* Zu diesen liberalen bürgerlichen Historikern können unter anderen der Schweizer Werner Kaegi, der aus Hitlerdeutschland emigrierte, kürzlich in London verstorbene Erich Eyck sowie der Westdeutsche Adolf Grote gezählt werden.

⁸ Studien, a. a. O., S. 305.

wahrlich nur in Bestandteilen übernommen und wohl eingepaßt in seine imperialistische Ideologie. Er hat, wie man mit Recht sagen kann, das humanistische Kulturerbe kritisch übernommen – kritisch vom Standpunkt der herrschenden Klasse.

Daß aber auch bürgerlich-demokratische Kräfte auf diese Bestandteile des humanistischen Kulturerbes bei Meinecke „hereinfielen“, das liegt an der tiefen und ehrlichen Erfassung dieser Teile des Kulturerbes, was letztlich wohl auch der Hauptgrund für die dem Faschismus feindliche Haltung Meineckes ist. Ganz, ganz tief war subjektiv die Verbundenheit Meineckes mit dem Kulturerbe, insbesondere mit Goethe. Und diese bestand bis zum letzten Tage. Darum haben wir auch mit vollem Recht seine „Betrachtungen über zwei Goethesche Gedichte“ im „Jahrbuch der Goethegesellschaft“⁹ 1954 abgedruckt. Der Herausgeber bis 1971, A. B. Wachsmuth, der ein Freund Meineckes war, schildert seine beiden letzten Besuche bei Meinecke:

„Solche Besuche bei Friedrich Meinecke in seinen allerletzten Lebensjahren – er wurde über 91 Jahre alt – boten immer aufs neue ein Bild von unvergeßlichem Eindruck. Er saß im Arbeitszimmer in einem Lehnstuhl, zuletzt so schwach und gebrechlich, daß er sich nicht einmal mehr zum Gruß zu erheben vermochte, Sehfähigkeit und Gehör äußerten sich nur noch in Restfunktionen. Auch der leisen Stimme spürte man die Anstrengung des Sprechens an. Eine Verständigung konnte erst beginnen, nachdem der Hörapparat aufgebaut war. Wenn Alter, wie Goethe sagt, als ‚stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung‘ zu definieren ist, so hatte sich dieser Vorgang hier bis zu einem Grade vollzogen, daß der Eintretende zunächst Scheu und Verlegenheit empfand, der noch vorhandenen Erscheinung die Kraft einer Unterhaltung zuzumuten und abzufordern.

Aber dann wurde der Besucher überrascht von der Bereitschaft, Versammeltheit und Klarheit, mit der Friedrich Meinecke in die Unterhaltung eintrat, als hätte er schon auf sie gewartet. Seine schwache Stimme klang wie von fernher, als kehre sie aus jener Einsamkeit des Gesprächs zurück, von der er einmal sagte: ‚Wissen Sie, zuletzt redet man nur noch mit Gott.‘ ...

Als der Herausgeber im Dezember 1953 bei Friedrich Meinecke eintrat, fand er ihn nicht mehr sitzend im Lehnstuhl vor, sondern liegend auf einem Ruhebett mit nervös zitternden Gliedmaßen. Es war die äußere Lebensweise seiner letzten Monate. Ausführlich ließ er sich von der Wahrscheinlichkeit einer Hauptversammlung in Weimar erzählen, stellte genaue Zwischenfragen und brach dann ermüdet das Gespräch mit den Worten ab: ‚Was Sie sagen, klingt recht günstig. Aber ich will es mir noch überlegen.‘ Wer hätte wohl erwartet, daß der Einundneunzigjährige hierüber tatsächlich noch nachdenken würde in seinen mühsamen Tagen und Nächten körperlicher Gebrechen und Schmerzen? Doch kaum hatte bei dem darauf folgenden Besuch im Januar dieses Jahres – es blieb der allerletzte – die Begrüßung stattgefunden, da begann Friedrich Meinecke sogleich mit den Worten: ‚Ich habe inzwischen über Ihren Bericht nachgedacht. Wir können die Hauptversammlung machen.‘ Er sagte ‚Wir‘, so lebendig empfand er jetzt noch seine Zugehörigkeit zur Goethe-Gesellschaft, deren Weg und Schicksal seinen Geist bis in die letzten Wochen beschäftigt hatten.“¹⁰

Es kann gar nicht die Rede davon sein, daß echt fortschrittliche Bürger auf die humanistischen Elemente in Meineckes Geschichtsideologie hereinfielen. Er hat von diesem Erbe soviel übernommen, wie sich nur mit der Ideologie der Großbourgeoisie vertragen ließ, und das ganz und ehrlich nach bestem bürgerlichen Verständnis, was nicht wenig ist und zu sein braucht, denn schließlich dienten die Klassiker der Bourgeoisie auch einem bürgerlichen Ausbeuterstaat bzw. seinem Werden in einem verfallenden Feudalstaat.

Und so wenig wie die bürgerlichen wahrhaft demokratisch und fortschrittlich gesinnten Menschen auf die humanistischen kulturellen Bestandteile der Meineckeschen Geschichtsideologie

⁹ Goethe, Neue Folge des Jahrbuches der Goethe-Gesellschaft. 16. Bd., Weimar 1954, S. 198-212.

¹⁰ Ebendort, S. 198 f.

„hereinfließen“, so wenig fiel Meinecke selbst auf echten fortschrittlichen Humanismus herein, wenn er so ganz ehrlich über einen wahren bürgerlichen Humanisten schrieb (an W. Steffens, am 3. Februar 1950): „Meine Frau liest mir auch viel vor, so jetzt z. B. Seavers Buch über Albert Schweitzer. Ist er nicht vielleicht der größte lebende Mensch unter den heute Lebenden, mit seinem Können sowohl wie vor allem mit seinem Einklang von Gesinnung und Handeln? Dagegen sind wir alle nur kleine Leute.“¹¹

Doch wie recht hat Lozek wieder, wenn er fortfährt: „Meinecke kann in keiner Weise zu jenen patriotischen und demokratischen Vertretern des Bürgertums gezählt werden, die es in den verschiedenen Perioden der neueren deutschen Geschichte gab und auch noch gibt. Meinecke vertrat in seiner Geschichtsideologie stets eine imperialistische Konzeption, und seine reaktionären Lehren, die in einem ausgeprägten imperialistischen Klassenbewußtsein und Klasseninstinkt wurzelten, kennzeichnet ein Antidemokratismus, der nicht nur den geschichtsbildenden Aktionen der Volksmassen, sondern auch allen echten demokratischen Bestrebungen bürgerlicher Kreise ablehnend gegenübersteht.“¹²

Ja, Meinecke verfügte über ein ausgeprägtes imperialistisches Klassenbewußtsein und einen ganz großen Klasseninstinkt. So durchschnittlich seine wissenschaftlichen Leistungen, so erstaunlich sein Klasseninstinkt, insbesondere sein Instinkt für notwendige Wandlungen in der Politik des Monopolkapitals – notwendig zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft.

Als erstes Merkmal von Meineckes Geschichtsideologie hatte Lozek den „demokratisch gefärbten ‚Liberalismus‘“ genannt. Er fährt dann fort: „Zum zweiten ist es die vorwiegend in entscheidungsvollen Abschnitten der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkes – vornehmlich 1918 und 1945 – in Erscheinung tretende Elastizität und Anpassungsfähigkeit, die in gewissen unter dem Druck der historischen Ereignisse vorgenommenen Korrekturen seiner Anschauungen zum Ausdruck kommt, ohne [184] daß dabei die Grundkonzeption verändert oder auch nur angetastet wurde. Meinecke verfuhr nach dem Grundsatz: Teile opfern, um das Ganze zu retten!“¹³

Man hat den Eindruck, daß Lozek „die unter dem Druck der historischen Ereignisse vorgenommenen Korrekturen seiner Anschauungen“ Meinecke zum Vorwurf macht. Darauf deuten auch die Ausdrücke „Elastizität und Anpassungsfähigkeit“. Aber das ist grundfalsch. Wenn Lozek sagen würde: Meineckes Geschichtswerke sind heute viel zu unbedeutend, um sie noch zu lesen, im Gegensatz etwa zu denen von Ranke oder Burckhardt, und die Wandlungen seiner Auffassungen sind erst recht nicht interessant genug, um auch nur 5 Minuten darauf zu verwenden, denn er bleibt stets ein mittelmäßiger Apologet des deutschen Imperialismus – und genau das ist die Auffassung von Lozek und ich teile sie völlig, es sei denn, er meint, daß Meinecke in seinen wissenschaftlichen Leistungen nicht ganz so bedeutungslos sei, wie ich ihn einschätze –, dann wäre alles in Ordnung. Aber Lozek übersieht die Größe der wissenschaftlichen Haltung Meineckes, sein ehrliches Ringen um die „vorgenommenen“ Korrekturen, den erstaunlichen Klasseninstinkt Meineckes für die gerade notwendigen Korrekturen, sowohl in der Vergangenheit – etwa die Einschätzung der Rolle der Liberalen nach 1866, oder die Einschätzung Bismarcks –, wie in der Gegenwart – etwa Meineckes Haltung zur Weimarer Republik – wie auch philosophisch in seinem Schwanken zwischen Ranke und Burckhardt sowie in der Problematik des Verhältnisses von „Geist und Macht“. Wir werden auf diese Dinge noch zurückkommen. Von Elastizität und Anpassungsfähigkeit im schlechten Sinne kann bei Meinecke überhaupt nicht die Rede sein. Ganz im Gegenteil: Es gibt wenige Historiker der Bourgeoisie, die so oft in ihrem Wirken so isoliert von der großen Masse ihrer, in ihren wissenschaftlichen Leistungen noch bedeutungsloseren doch weit mehr anerkannten, Kollegen waren wie Meinecke.

¹¹ Werke, Bd. VI, S. 303.

¹² Studien, a. a. O., S. 305.

¹³ Ebendort, S. 305 f.

Das erkennt auch Lozek in gewisser Weise an, wenn er in seinen Ausführungen so fortfährt: „Zum dritten erklärt sich die große Wertschätzung Meineckes nach 1945 in Westdeutschland und unter den bürgerlichen Historikern anderer Länder nicht zuletzt aus der Tatsache, daß er sich bereits in den zwanziger Jahren als einer der ersten unter den führenden imperialistischen Geschichtsideologen in Deutschland für die ‚Verständigung‘ des deutschen Imperialismus mit den westlichen imperialistischen Staaten – mit fortschreitender Entwicklung in immer stärkerem Maße auf den USA-Imperialismus orientiert – einsetzte und diese Auffassung in der Zeit der Weimarer Republik gegen die Mehrheit der anderen großbürgerlichen deutschen Geschichtsideologen, die seinerzeit auf einen erneuten ‚Alleingang‘ des deutschen Imperialismus setzten, verfocht.“

Und dann schließt Lozek seine allgemeinen Ausführungen so:

„Statt den historischen Erfordernissen Rechnung zu tragen und auf außenpolitischem Gebiet vor allem für Frieden und Freundschaft mit der Sowjetunion einzutreten, verschrieb sich Meinecke in seinem Bestreben, die Herrschaft des deutschen Imperialismus und Militarismus zu retten, der antinationalen imperialistischen Westorientierung. Innenpolitisch verstand es Meinecke geschickter als die meisten [185] seiner Gesinnungsfreunde, den Antikommunismus oftmals mit scheinliberalem oder scheidemokratischem Beiwerk zu tarnen. Das erklärt sich aus dem Bestreben Meineckes, die Klassenbasis des deutschen Imperialismus durch die feste Bindung sowohl bürgerlich-liberaler Kräfte als auch der von den Rechtssozialisten beeinflussten Teile der Arbeiterklasse an den bestehenden Staat zu erweitern.

Dieses Bestreben, die Klassengrundlage des deutschen Imperialismus und Militarismus innen- und außenpolitisch so breit wie nur möglich zu fassen, um der zunehmenden Labilität der imperialistischen Ausbeuterherrschaft in der Periode der allgemeinen Krise des kapitalistischen Systems entgegenzuwirken, kann als das politisch-ideologische Hauptanliegen der Meineckeschen Geschichtskonzeption gewertet werden.“¹⁴

Der letzte Absatz trifft genau das Hauptanliegen Meineckes als politischen Historikers, und er hat sein Bestes – was nicht allzuviel war – mit erstaunlichem Instinkt für die Notwendigkeiten der Taktik und Strategie des deutschen Imperialismus getan, um dieses Hauptanliegen zu erfüllen. Er war unser Klassenfeind und wäre wirklich gefährlich geworden, wenn er sich vor 1914 oder in der Weimarer Republik hätte durchsetzen können.

Der Vorwurf, den Lozek Meinecke macht, daß er, statt sich mit den Rechtssozialisten zusammenzutun, sich uns in der Weimarer Republik hätte nähern sollen, wirft ein interessantes Problem auf. Nehmen wir an, wir hätten einen Konzernherrn einzuschätzen. Das sei ein kluger Mann, der in seinem Betrieb für ein „gutes Betriebsklima“ sorgt, es gut verstünde, mit rechtssozialdemokratischen Betriebsräten umzugehen, geschickt eine Reihe „Konzessionen“, die zur Hebung der Arbeitsproduktivität und damit zur Ausbeutung beitragen, zu machen, und sich deswegen sogar mit zahlreichen anderen Konzernherren verkrache. Niemand würde diesem Konzernherrn den Vorwurf machen, daß er nicht zu uns gekommen sei. Das wäre nicht naiv, sondern lächerlich. Lozek und viele andere aber verlangen das, in die Geschichte rückblickend, von Meinecke und anderen Ideologen der Bourgeoisie. Man mag einwenden, der Konzernherr sei durch sein Kapital an die herrschende Klasse gebunden. Aber wenn auch eine solche Bindung wahrlich stark ist, so besteht doch die wahre Bindung darin, daß alle diese Maßnahmen im Grunde gerade im Interesse seines Konzerns liegen, daß all seine Maßnahmen nichts anderes als der Ausdruck seiner Klassenverbundenheit sind. Einem Historiker, einem Gesellschaftswissenschaftler aber, der fest auf der Seite des, sagen wir, etwas weniger reaktionären Flügels, weniger „Ultra“-Flügels des Monopolkapitals steht, macht man einen Vorwurf daraus, daß er sich nicht zu uns entwickelt hat, wo doch alle seine „Abweichungen“ von der Ultra-Linie nicht anders zu bewerten sind, als die Schaffung eines „guten Betriebsklimas“. Oder will man mit diesem Vorwurf sagen, daß eine feste ideologische

¹⁴ Ebendort, S. 306.

Bindung an die herrschende Klasse der Bourgeoisie weniger zuverlässig sein sollte als die Bindung durch das Eigentum an Produktionsmitteln? Man muß doch unterscheiden zwischen dem, was eine Klasse konstituiert – das sind selbstverständlich das Eigentumsverhältnis zu den Produktionsinstrumenten [186] und der Charakter dieser Instrumente – und dem, was die Zuverlässigkeit des Einzelnen für seine Klasse bestimmt – das sind Charakter und Festigkeit der Ideologie. Und beide waren bei Meinecke eisern fest, und darum muß der Vorwurf, den Lozek Meinecke macht und den er natürlich einem Ultra, wie etwa Treitschke, nie gemacht hätte, völlig daneben gehen. Auch hat Meinecke, ganz im Gegensatz zu der Behauptung Lozeks, meiner Kenntnis nach niemals seinen Antikommunismus „mit scheinliberalem oder scheidemokratischem Beiwerk getarnt“. Er ist seit 1917 immer ein offener Antikommunist gewesen bzw. hat seinen Antikommunismus niemals verleugnet. Niemand bei uns hatte nach 1945 Illusionen über Meineckes Haltung zum Kommunismus, und niemals hat auch Meinecke uns irgendwelche Illusionen machen wollen. Wohl hielt er an der Universität eine „friedliche Koexistenz“ von bürgerlicher Ideologie und Marxismus nach 1945 für möglich, was ihn aber nicht hinderte, unsere Auffassung in seinem Kolloquium anzugreifen, ebenso wie ich ihn in meiner Vorlesungstätigkeit angriff. Als ein solches Verhältnis nicht mehr möglich war, nicht mehr unserer Entwicklung entsprach, ging er von uns fort und schrieb folgenden Brief:

„An die
Deutsche Verwaltung für Volksbildung

Berlin, 27.10.1948

Als ich vor zwei Jahren eine kleine Lehrtätigkeit an der hiesigen Universität wieder aufnahm, geschah es in der Hoffnung auf ein friedliches Nebeneinander marxistischer und nichtmarxistischer Richtungen in den Geisteswissenschaften. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Die jetzigen Absichten der pädagogischen Fakultät zeigen, wohin die Lehrtätigkeit der Universität gelenkt werden soll. Meine wissenschaftlichen Grundüberzeugungen verbieten es mir, an dieser Entwicklung auch nur als passives Mitglied des Lehrkörpers teilzunehmen. Ich fühle mich zu dem schmerzlichen Entschluß gedrängt, das Band, das mich seit Jahrzehnten mit der Berliner Universität verknüpft, zu lösen und ab 1. November d. J. auf meine Stellung als Ordinarius in der Philosophischen Fakultät zu verzichten. Ich bitte, mit diesem Verzicht einverstanden zu sein und seine rein ideellen Motive anzuerkennen. Er wurde mir auch darum nicht leicht gemacht, weil ich der Zentralverwaltung aufrichtigen Dank schulde für das freundliche Entgegenkommen, mit dem sie vor Zwei Jahren die Rückkehr nach Berlin und den Aufbau meiner kleinen Lehrtätigkeit ermöglicht hat.

F. Meinecke.“

Am gleichen Tage schrieb er an den Westberliner Magistrat:

„Herrn Stadtrat Professor Reuter.

Auf ihr freundliches Schreiben vom 26. d. M. nehme ich die Ernennung zum ordentlichen Professor an der freien Universität Berlin mit herzlichem Danke an. Ich bin bereit, meine ganze mir noch gebliebene Arbeitskraft der freien Universität zu widmen. Es ist eine große und gute Sache, in deren Dienst ich damit trete.

In vorzüglicher Hochachtung“¹⁵

[187] Und an Spranger schrieb er: „Ich habe, weil der kommunistische Druck auf die alte Universität immer stärker wurde, mich entschlossen, zur neuen ‚Freien Universität‘ überzugehen, die unter der Ägide des Magistrats steht. Das gibt nun einiges Gerumpel im Leben, aber ich bin innerlich ruhig und hoffe, auch mein kleines Kolloquium mit den zum Teil ebenfalls übergegangenen Studenten weiter führen zu können.“¹⁶

¹⁵ Werke, Bd. VI, S. 295 f.

¹⁶ Ebendort, S. 616.

Ruhig und klar spricht er von dem immer stärker werdenden kommunistischen Druck, das heißt von der immer stärkeren Reinigung unserer Universität von bourgeoiser Ideologie und von seinem Übergang zur „Freien Universität“ des Monopolkapitals.

Er wirkte wieder in einer Universität seiner Klasse, aber er lehrte nichts anderes, als er es bei uns getan hatte – natürlich unter Verarbeitung der Erfahrung, daß eine ideologische friedliche Koexistenz unmöglich ist.

Das heißt, Meinecke war während seines ganzen Wirkens als Wissenschaftler ein Vertreter des Monopolkapitals. Nie hat er in dieser Haltung geschwankt, und wenn er auch nicht vom Monopolkapital gesprochen hätte, hätte er niemals geleugnet, daß er die Klasse der Bourgeoisie vertrat. Wenn er sich dabei, wohl ganz ehrlich, einredete, damit die Interessen des „ganzen deutschen Volkes“ zu vertreten, so nimmt diese Auffassung dem reaktionären Charakter seiner Haltung auch nicht ein Partikelchen. Er war objektiv ein Feind des deutschen Volkes und des Fortschritts, sein ganzes Leben und Wirken war der Erhaltung der Herrschaft eines faulenden, nur Unglück für das deutsche Volk bringenden Systems gewidmet.

So muß das Urteil über die wissenschaftlichen Arbeiten und politischen Bestrebungen von Friedrich Meinecke lauten.

2. Die Haltung Meineckes auf dem Weg von einer wissenschaftlichen Lebensstation zur anderen – 1908 bis 1942

Vor dem ersten Weltkrieg war Meinecke ein ausgesprochener Nationalist, dem Preußen und sein Staat, dem das Deutsche Reich geradezu die Inkarnation alles Guten und Edlen und Rechten auf dieser Welt war.

Von seiner politischen Haltung bis zum 33. Lebensjahr sagt er in seinen Erinnerungen: „Bis dahin hatte ich mich zur Konservativen Partei gerechnet, bei den Wahlen Listendienst für sie getan, einmal Treitschke, was noch nie vorgekommen war, in einer konservativen, von Bailleu geleiteten Vereinsversammlung am Dennewitzplatz auftreten sehen – immerhin aber dabei mich im Grunde mittelparteilich gefühlt. Das Wort, das mir Sybel einmal sagte: ‚Ein Historiker kann doch heute eigentlich nur Mittelpartei sein‘, klang mir wohl im Ohre. Was mich trotzdem bei den Konservativen festgehalten hatte, war außer einer allgemeinen, den deutsch-preußischen Staat mit Freuden bejahenden Gesinnung, der Glaube gewesen‘ daß die Konser-[188]vativen in Ausführung ihres Tivoliprogramms von 1892 die Sozialreform machen würden. Dieser Glaube wurde seit 1895 durch ihre Scharfmacherei erschüttert.“¹⁷

Er blieb weiter, auch nach 1895, in „mit Freuden den preußisch-deutschen Staat bejahender Gesinnung“, wandte sich aber den Liberalen zu, da er sich überzeugte, daß eine „Sozialreform“ im Interesse der Erhaltung des preußisch-deutschen Staates notwendig war, und die Konservativen offenbar eine solche „Sozialreform“ nicht wollten.

Jetzt freundet er sich mit Friedrich Naumann an, tritt für das gleiche Wahlrecht in Preußen, wie es für das Reich bereits bestand, ein, und hält die Rechten in der Sozialdemokratie nicht mehr für Verbrecher. In einer Unterhaltung mit Schulze-Gävernitz sprach er „von der versuchten konservativ-liberalen Paarung und daß es ihr geschichtlicher Sinn auch sei, die Errungenschaft eines gesunden machtpolitischen Denkens, wie es im konservativen Lager der Bismarckzeit sich gebildet hätte – für gesund hielt ich es damals noch und sah über seine beginnende Entartung noch hinweg –, hinüberzutragen in das Lager des Linksliberalismus.“¹⁸ Die linken Liberalen und wenn möglich später auch die Rechten Sozialdemokraten sollten mit machtpolitischem Denken und die Konservativen mit reformerischem Geist erfüllt werden.

¹⁷ Werke, Bd. VIII, S. 124.

¹⁸ Ebendort, S. 215.

Zugleich aber galt es, den Schritt vom weltbürgerlichen Denken zum „nationalen Geist“, den Preußen-Deutschland seit der Klassik getan hatte, zu verherrlichen. Diese Verherrlichung des Nationalismus mußte Hand in Hand mit einer Verherrlichung des Staates gehen. Meinecke erklärte „die unterschiedlichsten historischen und gesellschaftlichen Gebilde, wie die einzelnen Staaten, Nationen oder auch die ‚germanisch-romanische Schicksalsgemeinschaft‘ – heute spricht man vom Abendland –, zu ‚individuellen‘ Gebilden, deren ‚Eigenleben‘ angeblich durch genau die gleichen Tendenzen bestimmt wird wie ‚das Eigenleben des einzelnen‘: durch Individualität, Spontaneität und Drang nach Selbstbestimmung und Machtausdehnung.“* Damit hatte man für die Geschichtsklitterung alles beisammen. Die ‚Individualität‘ ermöglichte die willkürliche Konstruktion oder Leugnung der historischen Kontinuität, die ‚Spontaneität‘ erklärte die ‚Unberechenbarkeit‘, das ‚Rätselhafte‘, ‚Geheimnisvolle‘ und später ‚Dämonische‘ des Geschichtsverlaufs, und der ‚Drang nach Selbstbestimmung und Machtausdehnung‘ begründete schließlich das Wichtigste, die Machtpolitik des Ausbeuterstaates. Meinecke sah im Staat die wichtigste ‚geschichtlich gewordene Individualität‘, die ‚in erster Linie Macht und eine sich nach ihren eigenen Trieben bewegendende Macht‘ darstelle.** Auf der Grundlage der damals noch von ihm vertretenen Identitätsidee versuchte Meinecke ‚die scheinbare Unmoral des staatlichen Machtgoismus‘ zu beschönigen, denn ‚unsittlich kann nicht sein, was aus der tiefsten individuellen Natur eines Wesens stammt‘. Die Theorie von [189] der ‚historisch gewachsenen Staatsindividualität‘ wurde schließlich auch zur Begründung der politischen Rolle Preußens genommen.***

Nach Meinecke war der von Bismarck geschaffene und unter Wilhelm II. zur Weltherrschaft drängende preußisch-deutsche Machtstaat das Ergebnis alles Wertvollen, was die deutsche Geschichte und darüber hinaus der germanisch-romanische Teil der Welt hervorgebracht haben. Als das Wertvollste betrachtete Meinecke dabei die Existenz und das Vermächtnis des Militärstaates Preußen und seiner militaristischen Herrscher.“¹⁹

Wenn Meinecke sich über das Gehabe von Kaiser Wilhelm II. aufregte und die mangelnden Fortschritte etwa auf dem Wege zum gleichen Stimmrecht für alle in Preußen beklagte, dann hat Lozek ganz recht, sich so zu dieser Kritik zu äußern: Meineckes Kritik am wilhelminischen Deutschland erfolgte vom Standpunkt eines ergebenen Anhängers der Monopolbourgeoisie, ihres imperialistischen Machtstaates und ihrer aggressiven Machtpolitik; er wollte lediglich erfolgversprechendere Methoden der Machtausübung der herrschenden Klassen zur Überwindung der ‚Dissonanzen‘ in der Innenpolitik empfehlen. Als Verfechter der unwissenschaftlichen Doktrin vom ‚Primat der Außenpolitik‘ betrachtete Meinecke die ‚Stabilität‘ im Innern als notwendige Voraussetzung für eine ‚kraftvolle Außenpolitik‘ des deutschen Imperialismus.“^{†20}

Diese Linie für Stabilität im Innern um der Außenpolitik willen ist genau die entgegengesetzte so mancher englischer Imperialisten, wie etwa Joseph Chamberlains und von Cecil Rhodes. Über die Linie des letzteren schreibt Lenin: „Cecil Rhodes hat, wie sein intimer Freund, der Journalist Stead, erzählt, 1895 über seine imperialistischen Ideen gesagt: ‚Ich war gestern im Ostende von London (Arbeitsviertel) und besuchte eine Arbeitslosenversammlung. Und als ich nach den dort gehörten wilden Reden, die nur ein Schrei nach Brot waren, nach Hause ging, da war ich von der Wichtigkeit des Imperialismus mehr denn je überzeugt ...

Meine große Idee ist die Lösung des sozialen Problems, d. h., um die vierzig Millionen Einwohner des Vereinigten Königreichs vor einem mörderischen Bürgerkrieg zu schützen, müssen wir Kolonialpolitiker neue Ländereien erschließen, um den Überschuß an Bevölkerung aufzunehmen,

* Vgl. dazu „Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates“ 7. Aufl. Berlin 1928, S. 195.

** Vgl. ebendort, S. 151, 190.

*** Vgl. ebendort, S. 92, 462.

¹⁹ G. Lozek, H. Syrbe, *Geschichtsschreibung contra Geschichte*, Berlin 1964, S. 38 f.

[†] Meinecke, *Friedrich, Werke*, Bd. 5, S. 442/443.

²⁰ *Studien*, a. a. O., S. 307.

und neue Absatzgebiete schaffen für die Waren, die sie in ihren Fabriken und Minen erzeugen. Das Empire, das habe ich stets gesagt, ist eine Magenfrage. Wenn Sie den Bürgerkrieg nicht wollen, müssen Sie Imperialisten werden‘.²¹

Wieviel klüger als die deutschen waren doch die englischen Imperialisten, die der Innenpolitik das Primat zuerkannten und genau mit diesem Primat ihre imperialistische Außenpolitik begründeten. Doch sei erwähnt, daß es auch einige deutsche Imperialisten gab, die, wenn auch vage und nur zeitweise, zu der englischen Linie neigten, wie etwa Meineckes Freund Naumann.

[190] Die Anfangszeit des ersten Weltkrieges machte Meinecke begeistert mit. Als die SPD zu Kriegsbeginn die Kredite bewilligte, sah Meinecke seine Politik voll gerechtfertigt. „Also die deutsche Sozialdemokratie wird das Vaterland nicht im Stich lassen! Damit war nun besiegelt, was durch zwei Jahrzehnte hindurch mein Sorgen, Sehnen und Hoffen gewesen war“ schilderte Meinecke seine Gefühle im August 1914.²²

Als es dann aber Meinecke klar wurde, daß der Sieg des deutschen Imperialismus zweifelhaft geworden war, etwa im Jahre 1916, begann er umzulernen. Mit in gewisser Weise erstaunlicher Ehrlichkeit berichtet er über diese Zeit beginnender Zweifel mit steten Rückfällen in die alte Linie: „Kleinere Zugeständnisse an die annexionistischen Wünsche, die wir machten, ließen wir bald immer wieder fallen, wenn die Kriegslage ihren Ernst wieder zeigte.“²³ Natürlich waren die von Meinecke und seinen Freunden gewünschten Annexionen nur klein im Vergleich zu denen der Alldeutschen und der „Vaterlandspartei“ – aber wie grundehrlich sagt er doch, einmal, daß auch er Annexionen wünschte, und sodann, daß er die Idee an sie nicht etwa aufgab, weil er sie für politisch oder moralisch oder auf Grund seiner Verbindung zum Klassischen Erbe oder was er sonst sich hätte ausdenken können, falsch hielt, sondern weil „die Kriegslage ihren Ernst zeigte“, das heißt, weil der Feind zu stark war.

Klar und eindeutig stand er gegen alle Ultras und hielt sich auf einer Mittellinie der Bourgeoisie und zwar 1917 bereits auf einer „linken Mittellinie“, denn immer enger wurden auch, insbesondere im „Volksbund für Freiheit und Vaterland“, einer Gegenründung zur „Vaterlandspartei“, die alle chauvinistischen ultrareaktionären Kreise umfaßte, seine Beziehungen zur Rechten Führung der Sozialdemokratie und Gewerkschaften.

Und wieder so ehrlich berichtet er über seine „endgültige Bekehrung“ zur Revolution von 1918 in einer Versammlung vom 17. November 1918: „Wieder sind mir, acht Tage später, zwei Momente in besonders heller Erinnerung geblieben, Rathenau und Troeltsch beriefen eine kleine Versammlung ein, um einen Aufruf zu beraten, der die bürgerlichen Elemente Deutschlands ermahnen sollte, nunmehr die Hand der Arbeiterschaft zu ergreifen und mit ihr gemeinsam in Abwehr des Bolschewismus die neue deutsche Republik zu schaffen. Es kam die Wendung in dem Entwurfe vor, daß wir den geschehenen revolutionären Umbruch ‚gutheißen‘ sollten. Die Versammlung blieb einen Augenblick stumm. Dann ergriff ich das Wort und sagte, daß ich wohl bereit sei, einer unwiderruflichen geschichtlichen Tatsache mich zu beugen und die Konsequenzen daraus zu ziehen, daß ich sie aber nimmermehr ‚gutheißen‘ könne. Nach mir wiederholte Heinrich Rippler, der Leiter der nationalistischen ‚Täglichen Rundschau‘ dasselbe. Aber dann brach Troeltsch erregt heraus, daß es doch jammervoll sei, wenn das deutsche Bürgertum in dieser schweren Stunde es nicht verstehe, zusammenzuhalten. Mit innerem Schmerz habe ich da meine [191] Unterschrift dem Aufrufe belassen.“²⁴ Wie stark Meinecke in dieser Zeit mit sich ringen mußte, wird aus einer Notiz in seinem Tagebuch, datiert vom 11. November 1918, klar:

²¹ W. I. Lenin, Werke, Bd. 22, Berlin 1960, S. 261.

²² Vgl. Werke, Bd. VIII, S. 222.

²³ Ebendort, S. 315.

²⁴ Ebendort, S. 300 f.

„Es ist ja ganz herzbrechend, wie der Untergang der alten Ordnung, mit der ich doch innerlich aufs tiefste verwachsen bin, nun zusammenfällt mit den furchtbaren Waffenstillstandsbedingungen. Armes, armes Deutschland. So tief glaubte ich selbst in meinen düstersten Träumen nicht, daß wir sinken würden. Dabei berühren alle die fürchterlichen Opfer an die Entente doch nicht die Ehre, – denn nach solchem Kampfe schließlich müde und wehrlos zusammenzuberechen, ist menschlich, ist keine Schande.

Wird es mir noch möglich sein, das, was wirklich lebensvoll und zukunfts kräftig am Sozialismus ist, in meine historische Gedankenwelt aufzunehmen? Neu lernen, abwarten, was mit der Sache wird, müssen wir auch hier. Auf materielle Güter muß man ganz verzichten; das geht, wie der Krieg uns schon gezeigt hat. Aber individuelle Freiheit, die ist Lebensluft. Es weht einen schauerlich an, wenn die einem genommen wird.“²⁵

Wie wirr ist das doch alles, selbst im Rahmen der bürgerlichen Ideologie, die unter „lebensvoll und zukunfts träftig am Sozialismus“ alle revisionistischen Elemente in der Ideologie der Sozialdemokratie versteht – und doch erscheint Meinecke die Wandlung, die er durchmacht, ganz ungeheuerlich groß, obgleich sie uns nicht mehr scheinen kann als die Konversion vom Katholizismus zum Protestantismus.

Jene ersten vier Wochen nach der Revolution vom 9. November, die wir eine bürgerliche Revolution nennen, bringen tatsächlich eine Revolution im Denken von Meinecke, aber natürlich auch nur eine bürgerliche Revolution! Eine Revolution, deren Resultate sich außerordentlich schnell in seiner Ideologie festigen. Schon im Dezember 1918 steht er fest auf dem Boden, der der Boden der Weimarer Republik sein wird. Schon im Dezember ist er daher auch von der überwältigenden Anzahl seiner Historiker-Kollegen isoliert.

Am 9. Dezember 1918 notiert er in sein Tagebuch:

„Wie furchtbar verblendet und starr sind noch immer meine Kollegen und die alten Vaterlandsparteiler. Sie bemühen sich gar nicht, historisch zu begreifen, aus welchen Ursachen, sehr tief liegenden Ursachen, das alte System fallen mußte, klagen nur die Flaumacher als Quelle der Revolution an; ohne die Revolution hätte die Front auch weiter standgehalten, und nur verdorbene Heimatstimmung habe den Sturz verursacht. Als ob Stimmungen entscheiden. Immer die alte Fiktion, wie damals, als man mit Illusionen glaubte die Weltübermacht bezwingen zu können. Gewiß, die moralischen Kräfte entscheiden, aber diese müssen auf Wahrheit und Wirklichkeit aufgebaut sein, und daran fehlte es bei uns. Man füllte die hohen Stellen in unserem Machtgefüge mit einem zwar ehrlichen, aber hohlen konventionellen Patriotismus aus, der nicht an die nun einmal vorhandenen Massen, von denen wir [192] abhängen, denken wollte, der mondwandlerisch weiter und weiter kletterte, bis er stürzte.

Der Weltkrieg geht vielleicht nun in die Weltrevolution über. Siegt der entsetzliche Bolschewismus auf der ganzen Linie, so sehe ich darin ein furchtbares Gottesurteil über die moderne Kultur und Menschheit, über ihren rücksichtslosen Materialismus, ihre Entgeistung und Entsitung – trotz aller immer vorhandenen, lebendigen, mich immer umfangenden, mir unentbehrlichen Werte ihres geistigen Lebens ...

Kapitalismus und Industrialismus wurden durch Erzeugung des Nationalismus und Imperialismus einerseits, andererseits des Proletariats die Ursache der allgemeinen Katastrophe. Meine eigene Stellung zur sozialen Frage, wie ich sie, in Keimen schon um 1890, deutlicher seit 1895 mir bildete, beruht auf der Einsicht, daß das Dasein des Industrieproletariats menschenunwürdig ist, immer und immer wieder Elend und Explosionen des Elends verursachen wird. Ich glaube nicht an das ferne Glück eines rein sozialistischen Zukunftsstaates, weil die durch die Industriearbeit gegangenen Massen verdorben sind, sich selbst zu regieren, weil immer wieder

²⁵ Ebendort, S. 310 f.

ein fünfter Stand sich bilden und die Errungenschaften des zu Kultur und Zucht entwickelten vierten Standes bedrohen wird.“²⁶

Marx würde sagen: der verlorene Krieg hat Herrn Meinecke wahrlich etwas „Dialektik eingepaukt“. Er bekommt eine Ahnung davon, daß der Geist auf der Realität „aufgebaut“ sein muß, und beginnt gewissermaßen sofort, am Tage ihrer Geburt, den Kampf gegen die „Dolchstoß“-Legende. Er spricht offen von dem „menschenunwürdigen Dasein“ des Proletariats. Aber er glaubt nicht, daß die Werktätigen ihr Schicksal, das Schicksal des Volkes, in die eigene Hand nehmen können. Das heißt, er bleibt eindeutig und klar ein bewußter Ideologe der herrschenden Klasse.

Und gerade weil er ein ehrlicher und fester Vertreter seiner Klasse war, der nicht an die gesellschaftsbildende Fähigkeit der Arbeiterklasse glaubte, mußte er, wenn er auch als Wissenschaftler und Historiker ehrlich sein wollte, den größeren Teil der „Schuld an den Ereignissen“ der Bourgeoisie zuschreiben. So bemerkt er in seinen Erinnerungen: „Der tiefste und letzte Grund für unser Scheitern lag eben doch wohl in der damaligen Beschaffenheit des deutschen Menschentums, – im Bürgertum wie in der Arbeiterschaft. Schuld und Schicksal waren dabei ineinander gewoben. Schicksalhaft war die ganze Umwandlung des Daseins durch die Mächte des 19. Jahrhunderts – Kapitalismus, Großbetrieb, Technik, enormer Bevölkerungszuwachs – und die daraus folgende Auflösung alter gewachsener Bindungen und Kulturtraditionen. Aber auch von Schuld ist zu sprechen. Ich sehe dabei die historische Schuld des Bürgertums als noch größer an als die der Arbeiterschaft, weil man von ihm die größere Urteilsreife hätte erwarten sollen. Es war durch den wirtschaftlichen Sukzeß und durch die falsch verstandenen Lehren des modernen Realismus und der Bismarckzeit überheblich und maßlos geworden. Es fehlte ihm die Erbklugheit der englischen Aristokratie, die Sicherheit der Traditionen. Vom Erbe der Goethezeit und der preußischen Reformzeit war wohl trotzdem doch manches [193] da und loderte in der Erhebung der Augusttage noch einmal zu einer schönen, uns blendenden und erschütternden Flamme auf. Aber es war nicht genug, um vorzuhalten. In der Arbeiterschaft sah ich dagegen, trotz der schrecklichen Wirkungen des materialistischen Marxismus, eine Hinwärtsbewegung zu den Gütern der deutschen Kultur und zum humanitär verstandenen Nationalgedanken. Freilich auch sie war nicht stark genug, das zeigt das Versagen der Sozialdemokratie in der Zeit, als sie mächtig wurde in der Weimarer Republik.“²⁷

In dieser Beziehung können so manche marxistischen Historiker von Meinecke lernen! Denn so manche von ihnen sind der Auffassung, daß es keine historische Schuld einer Arbeiterklasse oder gar einer marxistischen Arbeiterpartei geben kann, obgleich sie es doch sind, die die Fahne des Fortschritts und die Verantwortung für das Schaffen einer neuen Welt tragen. Historische Selbstkritik an der eigenen Klasse ist unter Marxisten noch recht unentwickelt – so ganz im Gegensatz zu den Klassikern des Marxismus-Leninismus, wobei diese doch unter ihren historischen Umständen so viel vorsichtiger in der Kritik der eigenen Klasse und der eigenen Partei sein mußten, weil diese damals so viel schwächer waren als heute.

Nur wenige Historiker, nur wenige Gesellschaftswissenschaftler in der Geschichte der letzten 2500 Jahre gibt es, die so klar und deutlich von der Schuld der eigenen Klasse anlässlich von diese so tief und schwer treffenden Ereignissen wie dem Ausgang des ersten Weltkrieges sprechen, wie Meinecke von der Schuld der deutschen Bourgeoisie.

Ganz großartig wird der Gegensatz zwischen den beiden Flügeln des Monopolkapitals²⁸, dem reaktionärsten, aggressivsten, am meisten chauvinistischen, auf dem Meineckes Freund Kaehler

²⁶ Ebendort, S. 312 f.

²⁷ Ebendort, S. 316 f.

²⁸ Vgl. dazu J. Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus, Bd. 5, Berlin 1966, S. 108-149.

stand, mit dem weniger ultramäßigen, den Meinecke angehörte, in zwei Briefen, die sie im Januar 1919 wechselten, herausgearbeitet.

Siegfried Kaehler, geboren 1885, war ein Schüler Meineckes, mit dem er über 40 Jahre in freundschaftlichstem Briefwechsel stand; 1922 wurde er Archivrat in Potsdam, 1927 Professor in Marburg, 1928 in Breslau, 1932 in Halle und 1936 in Göttingen. Er war recht bedeutungslos, schrieb nur wenig, politisch ein Ultra, in der Weimarer Republik das, was man „stramm national“ nannte, jedoch später kein „echter Nazi“.

Am 22. Januar 1919 schrieb er einen verzweifelten Brief an Meinecke, verzweifelt über die Situation, am Sinn des Lebens und schließlich auch an der Haltung des Lehrers Meinecke. Wir zitieren die markantesten Stellen:

„Sehr verehrter Herr Professor, vielleicht zu Unrecht habe ich angenommen, daß der überstürzte Gang der Dinge, welcher uns die sogen. Errungenschaften des Neuen Deutschland eingetragen hat, mich des politischen Bekenntnisses überhoben hätte, welches Sie von mir in gewissem Sinne bei meinem letzten Besuch am 1.X.18 verlangten. Denn es wird sich, wo und wie man auch versuchen mag, durch die Kriegszeit fallen gelassene Fäden [194] wieder aufzunehmen, nicht vermeiden lassen, unter Deutschen ... von den Ereignissen auszugehen, die uns täglich und stündlich seit drei Monaten die Seele zermürben. Damals war es Ihnen noch von Wichtigkeit, mich von der Notwendigkeit des demokratischen Parlamentarismus überzeugt zu sehen und von der Richtigkeit des parteipolitischen Weges, welchen Sie mit anderen führenden Männern zu diesem Ziel eingeschlagen hatten ... Heute stehen wir vor der Aussicht, daß ein demokratisches Reichsparlament mit papiernen Beschlüssen den preußischen Staat ‚beseitigen‘ wird, ohne nennenswerten Widerstand bei einem Volke zu finden, dessen Führer und Massen sich bis zum 9.XI. als ‚königstreu bis auf die Knochen‘ betrachteten, und das mit seiner Wahl vom 19. [Januar] sich als ebenso überzeugt ‚mit beiden Beinen‘ auf den Boden der Republik gestellt hat ...

Vor einem halben Jahr noch konnten wir hoffen, wenigstens unser geistiges Selbst aus dem drohenden Untergang zu retten. Aber der Gang der Dinge hat ja erwiesen, daß wir nicht einmal ein ‚Selbst‘ besaßen, uns selbst als eine Einheit fühlten; diesen Traum haben nur wir törichten Frontsoldaten geträumt. Was geschehen, hat gezeigt, daß die Hälfte des Volkes, Zum mindesten der Heimat, innerlich im Lager des Feindes stand. Auch geistig war der Krieg schon verloren, als er begonnen wurde. Im Herbst 1918 haben Demokratie und Sozialismus offen vollzogen, was sie seit zwei Jahren im wahnwitzigen Parteikampf vorbereitet hatten, und was Sie gern gelegentlich als *ritornal al segno* [zum Zeichen zurückkehren] bezeichnet haben: Vernichtung des Reiches, Rückkehr zu den Idealen der Rheinbundsdemokratie von 1848. Und wie damals sind heute der Demokratie die großen Anliegen die inneren Kämpfe, die Vernichtung Preußens; wie die 48er Demokratie unfähig war, die Herzogtümerfrage zu lösen, hat sie sich heut schon als unfähig erwiesen, der polnischen Gefahr zu begegnen, und wird sie unfähig sein, das großdeutsche Problem zu gestalten, mit dem man sich jetzt zum Teil narkotisiert, um sich hinwegzubringen über die Tatsache, daß Deutschland aufgehört hat, Subjekt äußerer Politik zu sein; man tröstet sich ja auch mit dem Ersatz, Preußen zum *Objekt* innerer deutscher Politik zu machen ...

Was wir erlebt haben, scheint mir der gleiche Vorgang, der dem deutschen Volk schon zweimal widerfahren ist, als der Frankenstaat und das Reich der Staufer zusammenbrachen: beide Male entzog die Gesamtheit des Volkes sich dem Staat, den ein politisch fähigerer Teil der staatswiderstrebenden Natur der Deutschen aufgezwungen hatte, wie sich jetzt das Volk im ‚Alten‘ Reichsgebiet und die von der geschichtlichen Tradition nicht erfaßten, nach 1880 geborenen sozialistischen Arbeitermassen dem Staat in letzter Stunde versagt haben, den das Preußentum in zäher Arbeit der beiden letzten Jahrhunderte dem widerstrebenden Volk aufgenötigt hatte. Und wieder wird das deutsche Volk die Sisyphusarbeit beginnen müssen, den Felsblock der Staatsgründung in jahrhundertelangem Mühen bergauf zu walzen, um ihn dann wieder in entscheidender Stunde zu

Tal rollen zu lassen. Es ist nicht ein Geschehen durch äußere Bedingtheit, es ist eine aus der Tiefe des Volkscharakters notwendig folgende Entwicklung ...

Und ich kann die Verachtung, welche die feindliche Welt uns deshalb entgegenbringt, nur für zu begründet betrachten, und ich muß sie teilen. Damit gehöre ich, [195] so jung ich bin, zu denen, die keine Zukunft mehr im Vaterland haben. Man versteht es heut ganz, warum und wieso die Aristos von 1789 auf eigener Scholle heimatlos wurden, auch wenn sie nicht emigrierten. Dabei sieht alles, was ich eben sagte, vom Bolschewismus und was mit ihm zusammenhängt, ab.

Sie selbst, sehr verehrter Herr Professor, stehen den neuen Verhältnissen bejahend gegenüber, wie sich aus Ihrem Beitritt zur demokratisch-republikanischen Partei ergibt. Da ich diese positive Stellungnahme zur Republik, die weit über das Sichabfinden mit den einmal gegebenen Zuständen hinausgeht, nicht verstehe, und da sie auch im Widerspruch steht mit dem, was Sie gelegentlich meines letzten Besuches mir über Ihre Königstreue und als Illustrierung über die des Herrn v. Kühlmann sagten, so darf ich vielleicht aufgrund des alten Schülerverhältnisses die Bitte äußern, über diese Stellungnahme, die ich auch unter geschichtlichem Gesichtspunkt nicht begreifen kann, mir gütigst Aufklärung geben zu wollen ...

Dazu kommt, daß es mir gegen die Natur geht, in den unmittelbaren Dienst dieses neuen Staatswesens, das ich hasse, zu treten. Ich will lieber Hauslehrer bleiben, als meine geschichtliche Überzeugung den heutigen Machthabern opfern; und das wird, bei der völligen Umstellung aller Voraussetzungen im politischen und moralischen Denken und Empfinden, von der neuen demokratisch-sozialistischen Herrschaft zweifellos gefordert werden ...

Fast zwanzig Jahre nach Bismarcks Tode besaßen wir bei Kriegsausbruch keine Geschichte Bismarcks, keine Geschichte der Reichsgründung, des neuen Reiches, ja nicht einmal der 48er Bewegung, welche den Anspruch hätte erheben können, Allgemeingut des geistig lebendigen Teiles unseres Volkes zu sein. Auch Lamprecht ist nicht populär gewesen. Es trifft unsere Wissenschaft der schwere Vorwurf, nicht neu ‚erworben zu haben, was von den Vätern ererbt‘ war ... Deswegen glaube ich, daß die nächste Zukunftsaufgabe unserer Wissenschaft in der Fruchtbarmachung ihres geistigen Besitzstandes für weitere Kreise liegt, und daß dazu mit der Tradition der lückenlosen Dokumentierung gebrochen werden muß angesichts des für den einzelnen Arbeiter überhaupt nicht mehr zu bewältigenden Materials. Es wird mehr darauf ankommen, Ansichten zu schaffen und zu fundieren, als Wissen und Forschungsmethoden zu übermitteln.“²⁹

Das ist ein außerordentliches Dokument. Der Herr gibt sich als national, aber ist durchaus bereit, das deutsche Volk aufzugeben. Er teilt die Verachtung der imperialistischen Gegner für das eigene Volk und kann ihm nicht mehr dienen, ist ein „vaterlandsloser Geselle“ geworden. Er ist zutiefst pessimistisch und spricht dem eigenen Volk die Fähigkeit ab, einen andauernden Staat zu bilden und „beweist“ das aus tausend Jahren Geschichte. Er haßt die Weimarer bürgerliche Demokratie. Zum Schluß findet er sich jedoch wieder und sieht seine Aufgabe als Historiker darin, dem deutschen Volk nun wirklich die Ideologie einzupflegen, die zum Unglück des ersten Weltkrieges geführt hat. Die spezifische Aufgabe des Wissenschaftlers, von einem weltanschaulichen Standpunkt „Wissen und Forschungsmethoden zu übermitteln“, ist ihm unwichtig geworden, es gilt jetzt, als Propagandist zu wirken, [196] „Ansichten zu schaffen und zu fundieren“ – im Interesse des reaktionärsten Flügels des Monopolkapitals.

Meinecke antwortet auf diesen Brief Ende Januar 1919:

„Lieber Freund,

Ihr Schreiben hat mich tief bewegt und erschüttert. Das Erste und Dringendste für Sie und mich ist doch jetzt, daß wir uns gegenseitig au fonds [im Grunde] erst einmal zu verstehen suchen. Und dann möchte ich Ihnen ganz kurz sagen, wie ich zu meiner jetzigen Haltung gekommen

²⁹ Werke, Bd. VI, S. 328-334.

bin. Ich habe von jeher in der Entfremdung der Massen vom nationalen Staate unser Grundungsglück gesehen, habe mich schon 1890 – darin ganz abweichend von meinem damaligen Milieu – auf die Seite des jungen Kaisers gegen Bismarck gestellt, weil Bismarck die soziale Reform damals hinderte. Der Kaiser hat mich und uns alle enttäuscht, – aber jenem Grundgedanken bin ich treu geblieben. Ohne sozialen Frieden zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum, ohne Basingung des Staates auf beide Schichten sind wir nicht und werden wir nie eine Nation. Ich hoffte, daß wir es würden, als der Krieg ausbrach, und schrieb damals ‚diese innere Eroberung (Gewinnung der Massen) sei uns die eigentliche Eroberung, die wir machen müssen‘*. Ich erstrebte natürlich auch größere Sicherheit unserer Weltstellung – aber beides hing für mich eng zusammen. Denn ohne innere nationale Kohärenz konnten wir auch nicht Weltpolitik treiben. Im Kriege und nachher – in der Revolution – haben nun sowohl Bürgertum und alte Ordnung, wie auch die Massen versagt und gesündigt – erstere durch die wahnsinnige Kriegsziel- und U-Bootpolitik und durch die ganze Hybris überspannter Machtpolitik, deren Exponent Ludendorff wurde, – letztere durch ihre Zuchtlosigkeit in der Revolution und jetzt. Wir sind im allertiefsten Abgrund, – was nun tun, um uns zu retten? Ich bin nach wie vor Herzensmonarchist aber die Restauration der Monarchie, zur Zeit überhaupt unmöglich, würde uns nur von neuem wieder spalten, würde den Bürgerkrieg der einen Volkshälfte gegen die andere verewigen. Ich bürgen nun nicht dafür, daß wir auf dem von uns beschrittenen Wege, ein Kompromiß zwischen bürgerlicher und sozialer Demokratie zu finden, den sozialen Frieden erreichen werden, – aber ich weiß nur das, daß wir auf jedem anderen Wege ihn nie und nimmer erreichen werden, – und das ist es, was mich mit schmerzlicher Resignation dazu gebracht hat, der demokratisch-republikanischen Partei beizutreten. In dem Konflikt zwischen staatsmännischer Vernunft und erbten Idealen, den wir alle jetzt auszutragen haben, glaubte ich mit festem Schritt den Forderungen der Vernunft folgen zu müssen. Was mich, inmitten aller inneren Gebrochenheit und Schmerzen und dunkelsten Stimmungen noch hoch hält, ist, außer der Pflicht, für meine Kinder zu leben, der Gedanke an mein Vaterland, an mein Volk, das ich nie hassen kann wie Sie, wenn es sich anders betrügt als es sollte, – sondern für das ich leben und wirken möchte, solange ich atme, – mag es auch noch tiefer in den Abgrund sinken als es schon geschehen ist. Und die Hoffnung will mir auch nicht erlöschen, daß sowohl im Bürgertum wie in der mehrheitssozialistischen [197] Arbeiterschaft immer noch gute, tüchtige, zu einem Kompromiß miteinander fähige Elemente vorhanden sind. Darum lohnt sich der Versuch, auf den Trümmern des Alten einen Neubau aufzurichten. Glauben Sie mir, auch mich übermannt oft genug der Schmerz über den Sturz der alten Welt und den Verlust so vieler nationaler Güter, – aber solange wir den Glauben an unser Volk nicht verlieren, ist noch nicht Alles verloren, können wir noch hoffen und wirken. Ihre hoffnungslose Stimmung aber ist furchtbar, furchtbar – und ungerecht! Entsetzlich zu denken, daß Sie in verbitterter Opposition gegen das, was das eherne Schicksal uns aufgezwungen hat und was wir nur durch inneren Entschluß zur Arbeit am Neuen uns erträglich machen können – Ihr ganzes Leben verharren würden.“³⁰

Man erkennt, wie fest und klar Meinecke schon auf dem Boden der Weimarer Republik steht, und wie schwer es ihm geworden ist, diesen Boden zu betreten –ja, im Herzen bleibt er gar noch Monarchist, ... die englische bürgerliche Demokratie vertrug und verträgt ja auch heute noch einen Monarchen, da sie genau wie die Weimarer eine imperialistische Demokratie ist. Aber was sind „ererbte Ideale“ gegenüber der staatsmännischen Vernunft, die jetzt allein bestimmen muß, und für die man auch vernünftiges Klasseninteresse setzen kann. Und wie fest steht er – im Gegensatz zu den Ultras! – für das ein, was ihm das deutsche Volk ist, wie erschreckt ihn die Vaterlandslosigkeit der jungen Ultras! nie will er „sein“ Deutschland, das heißt das bürgerliche Deutschland, aufgeben in aller seiner „inneren Gebrochenheit“, bei allen seinen „Schmerzen und dunkelsten Stimmungen“.

* F. Meinecke, Die deutsche Erhebung von 1914 (1914) 51 (zuerst Breisgauer Zeitung vom 19.8.1914).

³⁰ Werke, Bd. VI, S. 334 ff.

Nein, die Bekehrung Meineckes zur Weimarer Republik war kein Akt des persönlichen Opportunismus oder der Verbrämung und Schau. Sie entsprang einem tiefen, ernsten Ringen mit alten Idealen und ist das Produkt der festen Überzeugung, daß nur auf diesem Wege die herrschende Klasse, die deutsche Bourgeoisie, gerettet werden konnte. Darum wurde er auch einer der Mitbegründer der Demokratischen Partei, in der sowohl der Einfluß des Monopolkapitals mit Rathenau und der Familie Siemens vertreten war, die aber auch Männer wie Otto Nuschke und Wilhelm Külz beherbergte.

Der Briefwechsel zwischen Meinecke und Kaehler in den Weimarer Jahren ist nur mager. Doch zwei Briefe sind in unserem Zusammenhang einer Erwähnung wert. Kaehler hatte ein Buch über Humboldt geschrieben und sich darin doch recht deutlich vom Humanismus und Weltbürgertum der Klassik losgesagt, als strammer Nationalist Humboldt als Nachdenkling, als Weichling, der nicht die Rolle des Staates und damit der Macht begriffen hat, der zu keiner Tat fähig ist, verurteilt. Sehr geschickt formuliert Kaehler seine Auffassung von Humboldt gleich auf der ersten Seite seines Buches: „Ranke, mitten im Fluß seiner Darstellung der Geschichte Hardenbergs, rückt dem Leser in einiger Unvermitteltheit den maßgebenden Gesichtspunkt seiner Schilderung vor Augen: ‚Es ist nicht der biographische Moment, der unsere Aufmerksamkeit fesselt; was läge an sich so großes an Hardenberg? Er ist nur dadurch einer historischen Darstellung würdig, daß er um die Befestigung [198] und Wiederherstellung der preußischen Selbständigkeit das größte Verdienst hat.‘ Eine historische Beschäftigung mit der Gestalt Wilhelm von Humboldts findet ihre wesentliche Rechtfertigung heute in der geraden Umkehrung des Rankeschen Gedankens. Nicht, was Humboldt als Diplomat oder sonst an politischer Arbeit für Preußen geleistet hat, – sehen wir ab von seinem Anteil an der Gründung der Berliner Universität, – lenkt den Blick der Nachwelt auf ihn zurück. Eben der biographische Moment ist es und wesentlich nur der biographische Moment, welcher immer und immer wieder dazu auffordert, dem Lebensweg dieses einzigartigen Mannes nachzugehen. Nicht was er tat und leistete vielmehr wie er es anlegte, um zu seiner Leistung zu gelangen, vor allem aber: was er selbst und wie die innere Voraussetzung seines Wirkens beschaffen war, – das sind die Fragen, welche einer geschichtlichen Betrachtung Wilhelm Humboldts von seiner Wesensart gestellt werden.“ Meinecke schreibt ihm nach der Lektüre am 11. Dezember 1927 (nachdem er ihn in seinem Brief vom Januar 1919 noch mit „Lieber Freund“ angeredet hatte):

„Lieber Herr Kaehler,

Es wird mir nicht leicht, diesen Brief zu schreiben, aber er muß einmal geschrieben werden. Zunächst danke ich Ihnen herzlich für Ihre letzten freundlichen Zeilen und für das Geschenk Ihres Humboldt*. Ich habe es nun, vielfach unterbrochen, gelesen und bewundere die Leistung des Forschers und Darstellers, aber das Humboldtbild, das Sie entwerfen, lehne ich ab. Natürlich haben Sie in der Aufweisung seiner Schwächen bei vielem Recht. Aber Sie handeln wie jemand, der unzufrieden mit dem magischen Oberlicht, das ihn bisher beleuchtete, die Lampe – nicht etwa auf den Tisch, wo man Ober- und Unterkörper gleichmäßig übersehen kann – sondern gleich auf den Fußboden setzt und von da aus denn auch die Unterhose Humboldts entdeckt. Oder ein anderes Bild. Die ätzende Säure Ihrer Kritik zerstört nicht nur die Kruste der Konvention, die auf H. lag, sondern auch lebendes Gewebe des Menschen. Die großen positiven Werte, die H. im Laufe seines Lebens produziert hat, und die Bedeutung der Kämpfe um Preußens Schicksal 1815/19 füllen nicht, wie es sein sollte, das Zentrum des Bildes aus, sondern werden nur als sonderbar anmutende Umrahmung für das Bild eines Schwächlings benutzt. Mir ist es, als ob ein Götterbild ohne Not zerschlagen sei.

Sie sind durch ernste und immer tiefere Versenkung in den Gegenstand zu Ihrem Ergebnis gekommen, das respektiere ich natürlich und mache mir auch weiter klar, daß hier eine Divergenz der Generationen und ihrer spezifischen Ideale vorliegt. Der glühende und hohe Individualismus

* S. A. Kaehler, W. v. Humboldt und der Staat (1927)

der H.schen Jugendschrift um 1792 wird heute nicht mehr so verstanden, wie ich ihn verstand und in mich aufnahm, als ich vor ca. 40 Jahren die Schrift zuerst las. Aber ich kann und will nun nicht glauben, daß das, was uns bisher geeint hat, völlig zusammengebrochen sei ... Also wenn Sie uns nächstens, wie Sie andeuteten, mit Ihrem Besuch erfreuen könnten, würde ich mich bemühen, mit Ruhe und Resignation die Differenzen, die uns trennen und die über die Bedeutung einer bloßen wissenschaftlichen Kontroverse hinaus-[199]gehen, mit Ihnen zu besprechen‘ und mit der Hoffnung, schließlich doch noch ein gemeinsames Terrain wiederzufinden ...³¹

Auch Kaehler möchte es nicht zu einem Bruch kommen lassen, und so erinnert er sich in seinem Antwortbrief an das, was ihm die wissenschaftliche Haltung von Meinecke bedeutet hat und bedeutet: „Was mich Ihnen zu dauernder, stets empfundener Dankbarkeit verpflichtet‘ das ist der tiefe Eindruck der herben Art Ihres Forschens und Arbeitens, die Zucht zur Selbstbezwingung, der Stachel, nicht mit billigen Ergebnissen, mit Scheidemünze sich zu begnügen. Treitschkes Pathos hatte seine Lebenskraft verloren, als wir mit 20 Jahren uns an das verschleierte Bild von Sais herantasteten; Burckhardts Renaissance, auch Marcks‘ Essais ... verlockten zu genießerischem Behagen an der ‚Schönheit‘ vergangener Größe. Da stellten Sie uns Jungen Ihr ‚Weltbürgertum‘ wie eine eiserne Schlange an ‚den Weg, der ins Verderben führt‘. Sie hatten weiter, und wie oft!! die große Geduld, die tastenden Versuche zum ‚Verstehen‘ geschichtlichen Werdens anzuhören und wohl oft auch zu erdulden ... Wie sehr sind wir im ‚Inhaltlichen‘ meistens auseinandergegangen – und wie stark verbunden fühle ich mich Ihrer strengen Wissenschaftlichkeit, welche Sancta sancte [Heilige Heiligkeit], d. h. Menschheitsgeschichte nicht ästhetisch oder patriotisch, sondern als herbe Erkenntnissache uns lehrte. Auf solchem Boden durfte ich Ihnen durch 20 Jahre begegnen, sollte solches Begegnen nicht mehr möglich sein? ...³²

Obleich sie sich in ihren Gedanken so voneinander entfernt haben, begreift Kaehler die ganze Bedeutung der Haltung Meineckes zur Wissenschaft – und bald kehrt Meinecke auch wieder zur Anrede „Lieber Freund“ zurück.

Die Humboldt-Diskussion berührt ein zentrales Thema für Meinecke. Er hatte 1924 ein neues „Hauptwerk“ geschrieben, „Die Idee der Staatsraison in der neueren Geschichte“. Man kann von diesem Buch Meineckes natürlich genau wie von dem vorangehenden und dem nachfolgenden sagen: es dient der herrschenden Ausbeuterklasse im Kampf um die Aufrechterhaltung ihrer Macht. Aber damit ist natürlich nichts gesagt, wenn man von einem als Kämpfer für die Bourgeoisie bekannten und sich als solchen bekennenden Historiker spricht.

Tatsächlich hat dieser Vertreter der Klasseninteressen der Bourgeoisie eine erstaunliche Wendung in seinen Anschauungen vollzogen – als Resultat seiner Entwicklung vom strammen Nationalisten bis 1915 zum Anhänger der Weimarer Republik.

Meinecke hat den philosophischen Kern seiner alten Auffassung von der Identität von Staat und Recht (im Sinne von Moral), von Macht und Geist aufgegeben. Konnte der preußisch-deutsche Staat ihm vor 1914 nicht letztlich unrecht handeln, so hat er auf Grund der Erfahrungen seit 1914 und der ihnen folgenden neuen Durcharbeitung der Geschichte seinen Standpunkt hier entscheidend verändert. Meinecke schildert, wie diese Veränderung schon während des Krieges bei ihm begann:

[200] „Mit dem Thema ‚Staatskunst‘, an das ich mich in diesen Jahren, umbrandet von den Stürmen modernster Interessenpolitik, zunächst hielt, ging nun aber auch eine Wandlung vor, die sich zwar bei mir erst unter den erschütternden Eindrücken des Kriegsendes voll auswirkte, von der ich aber hier berichten muß, weil sie vielleicht von allgemeiner Bedeutung für das historisch-politische Denken der Vorkriegszeit ist. Wir waren gläubiger und vertrauender auf den guten Sinn und Gehalt der Machtpolitik und der kriegerischen Zusammenstöße der Völker,

³¹ Ebendort, S. 338.

³² Ebendort, S. 340.

als wir heute sind. Gewiß, Furchtbares war immer in ihnen geschehen, aber auch fruchtbar an neuen Lebenskeimen hatten sie sich immer wieder erwiesen. In dieser Stimmung hatte ich in ‚Weltbürgertum und Nationalstaat‘ die Befreiung des rein staatlichen Denkens und Handelns von universalistischen, weltbürgerlichen Motiven als eine große Errungenschaft des mittleren 19. Jahrhunderts dargestellt. Ganz recht, sage ich auch heute noch, denn das deutsche Reich Bismarcks ist durch diesen Befreiungsakt möglich geworden. Aber es fehlte dabei so etwas die Kehrseite dieser Entwicklung. Die von universalistischen, d. h. im Kerne ethischen Motiven befreite Macht- und Realpolitik konnte nur zu leicht zur hybriden Gewaltpolitik entarten. Das wußten wir zwar natürlich auch schon damals und exemplifizierten es uns etwa an Napoleon, aber trösteten uns dann wieder mit dem Blick auf alles Positive, was aus seinem Tun und Treiben hervorgegangen war. Diese Stimmung glich etwas der Hoffnung auf den immer wieder sich rettend behauptenden Genius des Abendlandes, in der Ranke 1835 seinen Rückblick auf die gewaltigen Machtkämpfe der letzten Jahrhunderte schrieb.

Aber diese Akzente haben sich mir durch und nach dem Weltkriege zu verschieben begonnen. Ich erlebte eine fürchterliche Entartung machtpolitischen Strebens in denjenigen Schichten des deutschen Volkes, die bisher die Träger seiner Kultur gewesen waren. Die Hoffnung, daß die Niederlage sie belehren werde, schlug fehl. Und ich erlebte die vielleicht noch ärgere Hybris des Versailler Friedens. Aber als ich später meinem dänischen Freunde Aage Friis einmal die gestörte Mentalität des deutschen Volkes durch den Hinweis auf die Mißhandlung durch den Versailler Frieden verständlich machen wollte, fragte er: ‚Würde Deutschland, wenn es gesiegt hätte, einen maßvolleren Frieden diktiert haben?‘

Ich bin nun in meinen Enttäuschungen nicht etwa in das andere Extrem verfallen, die Macht an sich, wie es Burckhardt tut, als böse zu erklären. Sie ist nur eine Versucherin zum Bösen. Aber die Dämonie der Macht wurde von mir fortan ganz anders und penetranter empfunden, als in der Vorkriegszeit.

Die geplante Geschichte der Staatskunst verwandelte sich so in die Geschichte der ‚Idee der Staatsraison‘, die dann 1924 erschien.³³

Lozek vergleicht „Weltbürgertum und Nationalstaat“ und „Die Idee der Staatsraison“ so:

„Bei mancher Gleichartigkeit der beiden Schriften zeigte sich jedoch unverkennbar ein grundlegender Unterschied. War die Schrift ‚Weltbürgertum und Nationalstaat‘ in einer Atmosphäre gottgläubiger Machtverehrung und Machtverklärung ent-[201]standen, stand die neue Schrift ‚Die Idee der Staatsraison‘ im Zeichen der durch Krieg, Niederlage und Revolution erschütterten Macht des deutschen Imperialismus. Macht und Staatsraison waren für Meinecke äußerst problematische Erscheinungen geworden. Darin widerspiegelte sich im geschichtsideologischen Denken die zunehmende Labilität imperialistischer Machtausübung in der nach dem ersten Weltkrieg offen zutage getretenen allgemeinen Krise des kapitalistischen Systems.

In dieser Situation ging es Meinecke um eine ‚Neubesinnung auf das Wesen der Macht‘. *In seinem neuen Werk wollte er innen- und außenpolitisch die ‚ideale Staatsraison‘, die ideale Linie des Handelns, das heißt die zweckmäßigste Machtpolitik für die in der Weimarer Republik herrschende Monopolbourgeoisie ausfindig machen und historisch begründen.^{**34}

Und eine zweite Wendung vollzieht Meinecke. Deutete die Vorkriegsschrift den Weg vom Weltbürgertum zum Nationalstaat, so deutet die neue den Weg vom Nationalstaat zum Weltbürgertum. Wiederum ein Zeichen des außerordentlichen Klasseninstinkts Meineckes. Er begriff nicht nur, welche Gefahr das Entstehen des ersten sozialistischen Staates für die Herrschaft

³³ Werke, Bd. VIII, S. 258 f.

* W. Hofer, Einleitung d. Hg., Zu: Meinecke, Friedrich, Werke, Bd. 1, S. XV.

** Vgl. ebenda, S. 1/2, 505/506, 510.

³⁴ Studien, S. 311 f.

der Bourgeoisie bedeutete. Er begriff auch, daß unter diesen Umständen die Bourgeois aller Länder sich zusammenschließen müßten, wenn sie ihre Ausbeuterherrschaft über die Werktätigen aufrecht erhalten wollten – nur ein Marxist versteht, daß ein solcher Zusammenschluß auf Grund der Widersprüche des Kapitals, auf Grund der imperialistischen Gegensätze bestenfalls nur zeitweilig und kurzfristig gelingen kann und stets brüchig sein muß.

Diesen neuen Gedanken Meineckes schildert Dehio in seiner „Festrede zum 90. Geburtstag von Meinecke“, den er so richtig den „Historiker in der Krise“ (wir würden fortfahren „Krise der Herrschaft der Bourgeoisie“) nennt, so:

„Als er aber nach der Katastrophe (von 1918 – J. K.) sich wieder historischer Arbeit zuwandte, da konnte es ihm nicht genügen, sich der diplomatischen Vorgeschichte zu widmen, obgleich er sich doch auch auf diesem Felde mit der Untersuchung des englischen Bündnisproblems betätigt hat. Es geschah freilich in anderem Geiste als dem advokatorischen der Kriegsschuld-diskussion. Rücksichtslos klärte er auch die populären deutschen Irrtümer auf, überzeugt, gerade dadurch seinem Volke am besten zu dienen. Auch das Eingeständnis eigener Irrtümer fiel diesem Charakter ja nie schwer. In nationalen Fragen aber lag ihm nicht nur trotzig Rechthaberei fern, sondern auch Flagellantentum*. Behielt er doch seine Ehrfurcht vor den hohen Geistern deutscher Vergangenheit!

Aber wenn andere damals ihre Gedanken auf Deutschland konzentrierten und auf die Wiederherstellung seiner Macht, so scheute er schon damals nicht zurück vor einer ganz neuen universalen Version: daß Deutschlands Sturz einherginge mit dem Niedergange des alten europäischen Systems insgesamt, daß das Nebeneinander konkurrierender Nationen vielleicht überwölbt werden könne durch eine [202] bislang nicht vorausgesehene Entwicklung, in der Richtung auf ein globales Imperium anglo-saxonicum in Nachfolge des Imperium romanum. Er bewies damit auch auf dem Felde der äußeren Machtkämpfe einen Weitblick, dessen die spezialisierten Sachkenner gemeinhin ermangelten, zugleich eine Elastizität, die es ihm erlaubte, sich kühn von alten nationalen Grundvorstellungen, gerade der Rankeschule, zu emanzipieren und an die Zukunft der abendländischen Kultur, schlimmsten Falles auch nach dem Niederbruche des europäischen Systems, zu glauben.“³⁵

Wie stark er auch selbst glaubt, mit der Vergangenheit gebrochen zu haben, wie er sich aber auch bei aller Entschiedenheit des Bruchs unsicher fühlt und mehr und mehr irrationalistischen und religiösen Gesichtspunkten sich öffnet, wie er zugleich wieder einer Zentralisierung der Macht in einer „Präsidialdemokratie“ amerikanischen Musters zum Kampf gegen die Kommunistische Partei und zugleich gegen den deutschen Faschismus zuneigt, das zeigt ein Brief an Kaehler vom 13. April 1931, als die Krise der Weimarer Republik einem Höhepunkt zustrebt.

„... Ich gestehe es ja, daß auch mich recht oft, wie Sie, der Anblick unserer zerbrochenen Maßstäbe von früher und der schauerhaften Gegenwarts- und Zukunftsmächte von heute innerlich erschüttert. Geschichte hat nun einmal, was wir uns früher nicht so klar machten, einen dämonischen Charakter, und zuweilen plagt mich der Gedanke, daß der Demiurg, der diese merkwürdige Welt ins Leben rief, selber dämonischen Wesens ist, selig-unselig, schön und schrecklich zugleich. Da komme ich dann auf neuplatonische und gnostische Gedankengänge! Über diesem Demiurg, den wir mit unseren Erkenntnismitteln allenfalls noch fassen können, muß ein Letztes, Absolutes noch da sein, das wir gar nicht fassen können – oder doch nur so, daß wir entschlossen brechen mit der herkömmlichen Geschichtsphilosophie, die an zeitliche Verläufe und damit an relative Maßstäbe gebunden ist, und uns eine neue aus dem eigenen Erleben aufbauen. Wie es Spranger im Gespräch mit mir einmal ausdrückte: statt der horizontalen eine

* Flagellanten oder Geißler, eine christliche Laienbewegung im 13. und 14. Jahrhundert. Ihr Name geht auf das lateinische Wort *flagellum* (Geißel oder Peitsche) zurück. Zu den religiösen Praktiken ihrer Anhänger gehörte die öffentliche Selbstgeißelung, um auf diese Weise Buße zu tun und sich von begangenen Sünden zu reinigen.

³⁵ L. Dehio, Friedrich Meinecke, der Historiker in der Krise, Berlin 1953, S. 11.

vertikale Geschichtsphilosophie. Für die gilt dann Goethes Wort: Der Augenblick wird Ewigkeit. Denn zwar nicht das geschichtliche Leben selbst mit seinem Konflux der Gewalten – das behält immer jenen dämonischen Charakter – wohl aber die einzelne Menschenseele kann sich im erfüllten Augenblicke wirklich auf Augenblicke entdämonisieren, sinkt wohl immer wieder zurück, und kann doch immer wieder aufsteigen. Weiter weiß ich vorläufig nicht.

Sehr gefreut hat mich Ihre politische Auffassung. Am Ende kommen wir doch noch einmal – ohne ‚Ressentiment‘ – darin wieder zusammen. Die Regierung Brüning tut genau das, was ich mir längst gewünscht habe und bereitet einen faktischen Verfassungswandel zum Besseren vor. Wenn überhaupt, so kann nur auf diesem Wege der im Hintergrunde drohende Bolschewismus oder Nazibolschewismus abgewehrt werden. Die alte bürgerliche Kultur und der alte nationale Staat werden gewiß nie wieder das werden, was sie vor dem Kriege waren. Aber beide können so starke und wertvolle Erbschaften in den Mischkessel der Zukunft werfen, daß das Neue, was daraus hervorgeht, uns noch leidlich lebenswürdig erscheinen könnte. [203] Letztlich entscheidend ist natürlich die außenpolitische Lage. Frankreich ist und bleibt das große Hemmnis. Und doch darf man auch da nicht völlig verzweifeln.“³⁶

Ja, ganz entschieden und klar formuliert er es, die Maßstäbe von früher sind ihm zerbrochen. Aber was für neue Maßstäbe hatte er? einen „selig-unseligen Demiurg“, ein dämonisches Wesen, mit dem sich nicht messen läßt, weil es so zwiespältig ist, und darüber ein noch höheres, ferneres Wesen, mit dem sich ebenfalls nicht messen läßt, „das wir gar nicht fassen können“, weil es wie ein Gott, nein, als Gott unerforschlich ist. Was für ein wirres und kümmerliches Gestammel, weit unterlegen etwa den Gedankengängen drittklassiger griechischer oder katholischer Philosophen, die wenigstens durch eine Schule strengen Denkens gegangen sind.

Und dann das ebenso kümmerliche politische Geschwafel – mit gleichzeitig sehr klaren Einblicken in die wahren Absichten der Brüning-Regierung und die Gefahr, die von den Faschisten droht. Die Einsicht in die tödliche Gefahr, die der Kommunismus für seine Klasse darstellt, ist natürlich eine Selbstverständlichkeit für Meinecke. Die Einsicht in die Gefahr des Faschismus war seltener in seiner Klasse. Sie wird sehr klar auch in einem Brief vom 28. Februar 1932 an Kaehler ausgesprochen: „... Ich habe viel Freundliches erfahren in meiner letzten Kollegstunde, selber dabei mehr die Mängel meines Wirkens empfunden, aber mit der Ruhe des Alters, die das eigene Schicksal, wenn es nun einmal nicht anders zu gestalten war, gefaßt hinnimmt. Nur für ein Schicksal, das uns allen einen Hitler als Reichshef aufbrummen könnte, habe ich gar keine Fassung. Da hört dann mein Verstand auf.“³⁷

Auch Kaehler hat sich im Laufe der Jahre wieder mehr dem Standpunkt Meineckes genähert und schreibt ihm gewissermaßen wieder ganz als sein Schüler, sich mit seinem Lehrer wieder einig wissend – worauf auch der letzte Absatz des Briefes hindeutet:

„... Die* Zeichen der Situation, unter denen dieser Brief abgeht, haben sich in betrüblicher Weise geändert seit der Zeit, wo er begonnen wurde. Damals konnte man doch hoffen, daß der Grundgedanke einer Präsidialpolitik der Staatsführung über den Parteien sich durchsetzen würde; heute ist diese Hoffnung begraben, nachdem die Weimarer Parteiherrschaft der letzten vierzehn Jahre mit einer Harzburger Parteiherrschaft beantwortet wird und damit der letzte Rest des Bismarckschen Erbes verloren ist. Auch dieses Erbe hatte seine sehr schwachen Punkte – aber schließlich haben doch alle Schichten und Länder im Schutz der Reichsmauern ein freilich politisch faules Leben führen können. Trotz aller Warnungen, welche die Entwicklung der letzten Jahre mit sich brachte, haben die Machthabenden der Linksparteien, namentlich die im Hintergrund stehenden, die Folgerungen nicht gezogen, die rechtsradikale Bewegung rechtzeitig aufzufangen und der Präsidialmacht die Chance einer Regierung pro toto zu geben. Der Pendel

³⁶ Werke, Bd. VI, S. 34 ff.

³⁷ Ebendort, S. 343.

* Fortsetzung eines am 7.1.1933 begonnenen Briefes.

ist nach der anderen Seite ausgeschlagen mit aller Wucht des Rückstoßes, und er hat en passant [beiläufig, nebenbei] [204] die bürgerliche Mitte wegradiert und damit alle Ventile zerschlagen, welche gegen die Explosion des Kessels eingebaut waren in eine Verfassung, welche auf ein normales und prosperierendes Dasein berechnet war, die Radikalisierung und die kommenden Notstände aber nicht in Rechnung gestellt hatte – nur Naumann hat die unheilvolle Entwicklung der Parlamentaristen *mit* Proportionalwahl vorausgesehen ...

Anfang Januar kam mir durch Zufall der Brief wieder in die Hand, welchen Sie mir im November 27 nach dem Erscheinen meines Buches schrieben; meine Frau und auch mein ‚kommissarischer‘ Bruder, dem ich ihn zu lesen gab, waren mit mir tief ergriffen von der Tatsache dieses Briefes im Zusammenhang mit der Widmung Ihres Buches*: sie gewinnt von hier aus erst ihr ganzes Relief im Rückblick auf ein seit fünfundzwanzig Jahren herangewachsenes Lebensverhältnis. Und diese Begegnung mit dem Vergangenen hat die Dankbarkeit für diese große Gabe nur vertiefen und beleben können ...“³⁸

Meinecke war ein überzeugter Gegner des Hitler-Faschismus vom Standpunkt der Großbourgeoisie. Daß er zeitweise nach außen Konzessionen machte, um weiter nichtfaschistische Arbeiten veröffentlichen zu können, ist selbstverständlich. Wenn manche unserer Historiker das nicht wahr haben wollen, so tun sie ihm Unrecht. Grotesk ist es geradezu, wenn Lozek und Syrbe schreiben: „Im Jahre 1936 gestatteten die faschistischen Behörden Meinecke sogar eine Vortragsreise nach den USA. Es ist nichts darüber bekannt, daß Meinecke bei dieser Gelegenheit gegen das Hitlerregime aufgetreten wäre.“³⁹ Das ist ein Vorwurf, daß Meinecke nicht auf dümmste und kindischste Weise Selbstmord begangen hat. Selbstverständlich hätten wir jeden wirklich fortschrittlichen Bürger, der nach dem Rezept von Lozek und Syrbe in den USA aufgetreten und dann nach Deutschland zurückgekehrt wäre, ohne hier sofort verhaftet zu werden, mit Recht als einen faschistischen Provokateur betrachtet – wenn er aber verhaftet worden wäre, dann hätten wir uns ganz für ihn eingesetzt, nach seiner Freilassung aber jede Berührung mit ihm verboten, weil er mit sträflichem Leichtsinne gehandelt hatte. Vielleicht meinen Lozek und Syrbe, der 74jährige Meinecke hätte illegal nach Deutschland aus den USA zurückkehren und als Großbourgeois im Untergrund weiter kämpfen sollen?

Wir wollen nur zwei Zeugnisse von Meineckes Haltung in dieser Zeit geben. Das eine ist einer der in diesen Jahren gar nicht seltenen Briefe an einen alten guten Bekannten, den jüdischen Engels- und Lassalle-Forscher Gustav Mayer, dem er am 25. Februar 1938 nach England schreibt: „Nun antworte ich Ihnen aber auch gleich. Ich hatte es ja schon längst vor, aber die Stimmung war zu drückend. Es kam so viel zusammen dabei, zuerst häusliche Sorge, ... – dann die allgemeinen Sorgen der Zeit – und drittens die Erkenntnis des Alters, daß man mit seiner einmal eingeschlagenen wissenschaftlichen Richtung in eine Isolierung hineingeraten ist [205] und von den Jüngeren nicht mehr verstanden wird. Da bedarf es der stärksten inneren, sogar religiös-weltanschaulichen Gegengewichte, um innerlich fest zu bleiben und sich von den vielen kleinen Erdbeben des Tages nicht umwerfen zu lassen. Sie haben ja noch mehr als ich wohl zu leiden, das verstehe ich und weiß ich, – aber nun wissen Sie, daß auch ich zu den Leidenden gehöre. Halten wir uns beide hoch an dem, was man das ‚Ewige‘ nennt. Wir haben so oft schöne Worte darüber gehört und selbst gemacht. Lassen wir ihnen nun die Tat, die ja nichts Äußeres, sondern nur unser Eigenstes ist, jetzt folgen.“⁴⁰

Das andere ist ein Brief an den großdeutschen Chauvinisten und Historiker Ritter von Srbik, der in einer Situation verfaßt wurde, in der die außerordentlichen Siege des deutschen Faschismus im Frühjahr 1940 ihn ganz unsicher machen. Er schreibt ihm am 8. Juli 1940:

* Staat und Persönlichkeit (1933), „Siegfried Kaehler freundschaftlich zugeeignet“.

³⁸ Ebendort, S. 343 ff.

³⁹ G. Lozek, H. Syrbe, a. a. O., S. 65.

⁴⁰ Werke, Bd. VI, S. 178.

„Daß ich mit tiefer Bewegung, Stolz und Freude die letzten Wochen mit erlebt habe, brauche ich kaum zu sagen. Aber denen, die bisher in der Opposition standen, ist heute eine viel schwerere Aufgabe gestellt, als einst den Liberalen nach 1866.* Wir möchten wohl, – aber wir können noch nicht. Und so fühlt man sich in einem ganz unorganischen Zustande, wo Licht und Schatten derart noch auseinanderklaffen, daß der Schatten noch nicht als schlechthin notwendig zum Lichte gehörend erscheint. Ein Wort Theodor Fontanes von 1893 ging mir wohl durch den Sinn: Es schein fast, daß die Triebkraft zu großen und notwendigen Revolutionen mehr aus den schlechten als aus den guten Seiten der menschlichen Natur stamme. Damit wäre man dann wieder bei dem dämonischen Charakter des geschichtlichen Lebens, dem man niemals ganz auf dem Grund sehen kann, so daß nichts Anderes übrig bleibt, als sehr bescheiden zu werden mit seinen geschichtlichen Deutungen ...

Es werden Ihnen jetzt oft Ihre eigenen ‚Reichs‘-Ideen durch den Sinn gehen! Man hat sie zuweilen nur als Romantik aufgefaßt, aber es war doch Ahnung kommender Dinge in ihnen.

Sie sehen, daß ich in Vielem bereit bin umzulernen, – aber nicht in Allem und jedenfalls nicht im Innersten. Man muß aber immer mehr lernen, Peripherisches und Zentrales in sich zu sondern.“⁴¹

Ja, der Großbourgeois Meinecke fühlt sich in seiner Opposition unsicher durch die großen Erfolge des Faschismus im Interesse seiner Klasse. Ganz ehrlich bekennt er, daß er in seiner Haltung schwankend geworden ist. Er ist auch bereit, umzulernen wie er es immer gewesen ist, er ist bereit, dem anderen Recht zu geben, wenn er sich davon überzeugt hat, daß der andere recht hat – aber er will sich nicht vom „Peripherischen“ bestimmen lassen, und er bleibt dabei, daß der Faschismus etwas „Schlechtes“ ist, auch wenn er etwas Gutes schaffen sollte.

Und wie ganz anders ist später die Haltung des wilden Antibolschewisten Meinecke zum Krieg gegen die Sowjetunion! er hat sich von den Rauschwirkungen des Frühjahrs 1940 erholt. Am 28. April 1941 schreibt er an Kaehler: „Über die Wahrschein-[206]lichkeit eines Krieges mit Rußland z. B. sind die Meinungen völlig geteilt, die Informierten aber scheinen zu glauben, daß es nicht dazu zu kommen braucht.“ Am 31.7., während die faschistische Heere tief in die Sowjetunion eindringen, bemerkt er an denselben: „Die Vorgänge im Osten stimmen ernst. Das Ziel soll Wolgalinie und Baku sein. Long is the way [Lang ist der Weg]. Und ob Baku sehr notwendiges Ziel ist?“ Am 1. November – also noch bevor sich die Niederlage vor Moskau andeutet: „... Nun möchte ich noch so gern die von Ihnen aufgeworfene Frage beantworten: ‚Warum der Bau der Kultur immer wieder dem Gesetz der Selbsterstörung verfällt‘, – aber ich kann’s nicht, ich weiß es nicht, und höchstens können wir im Gespräch gemeinsam auf eine wenigstens provisorische oder dilatorische Antwort kommen. Die Antwort: Es geschieht deswegen, damit die Leute wieder etwas zum Aufbauen haben – ist mir zu billig, um damit Staat zu machen. Und doch bleibt den Individuen nichts anderes übrig, als wieder ein paar Steine herbei zu schleppen zu einem vielleicht doch möglichen Wiederaufbau. Trotz alles begründeten Pessimismus über die heutige Situation lasse ich den Glauben an diese Möglichkeit nicht fahren. Ob er nicht am Ende in Ihnen auch lebt?“⁴²

Nein, auch wenn der Hitlerfaschismus gegen die Sowjetunion zu siegen scheint, muß man mißtrauisch sein – die kurze Zweifelperiode vom Frühsommer 1940, in der er zwar nicht seine Haltung gegen den Faschismus aufgab, aber doch unter Umständen vielleicht etwas Erfreuliches durch das Wirken des Bösen erwartete, ist vorbei. Unzweifelhaft war Meinecke ehrlich in seiner Haltung gegen den Faschismus eingestellt – wenn wir ihn auch nicht einen Antifaschisten nennen, denn diese Bezeichnung sollten wir für fortschrittliche politische Kämpfer bewahren, und das war Meinecke niemals, denn immer stand er fest zur Herrschaft der Bourgeoisie – auch

* Meinecke spielt hier auf den Übergang der liberalen Bismarckgegner nach dem Erfolg gegen Österreich zu Bismarck an; wir werden auf diese Problematik noch eingehen. – J. K.

⁴¹ Ebendort, S. 193 f.

⁴² Ebendort, S. 370, 380, 387 f.

dann, wenn die Regierung, ihm gar nicht unangenehmerweise, zeitweilig in den Händen von Führern einer Arbeiterpartei lag, vorausgesetzt daß diese Führer Rechtssozialisten, also Verräter ihrer Klasse waren.

In der Zeit des Faschismus schrieb Meinecke sein drittes „Hauptwerk“, „Die Entstehung des Historismus“.

Selbstverständlich sind wir auch Anhänger des Historismus, insofern wir von Marx gelernt haben, daß man die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht nur in dialektischer Bewegung sehen, sondern auch historisch betrachten muß.

Die bürgerlichen Geschichtsphilosophien aber verstehen etwas ganz anderes unter Historismus, und dieses andere sieht wieder recht verschieden in den einzelnen bürgerlichen Schulen aus. Kon analysiert den Historismus Meineckes so:

„Er leugnete nicht das Vorhandensein von ‚überindividuellen‘ Kräften in der Geschichte in Gestalt des Staates, des Nationalgeistes u. dgl., bewies aber zugleich, daß diese Kräfte selbst auch historische Individuen darstellen und daß es unmöglich sei, sie mit Hilfe von Gesetzen zu erklären, die den Gesetzen der Naturwissenschaft analog sind.

Besorgt um die ‚Befreiung‘ des menschlichen Willens ‚vom Drucke des Natur-[207]gesetzes‘*, betont Meinecke den ‚persönlichen‘ Charakter des Geschichtsprozesses, in dem jede Persönlichkeit einen geschlossenen Mikrokosmos (‚eine Welt für sich‘) darstelle, zu gleich aber mit dem Makrokosmos (‚mit der großen Welt‘) ‚organhaft verbunden‘, ‚eigenartig und... nur eine besondere Ausprägung allgemeiner Lebensmächte‘ sei.** Er sucht die kausale und die wertmäßig-teleologische Erklärung der Geschichte miteinander auszusöhnen, indem er behauptet, daß die erste zur Feststellung des wechselseitigen Zusammenhangs der Erscheinungen, die zweite aber für die Erklärung ihrer Individualität gebraucht werde, weil diese nicht von den Werten zu trennen sei.

Meinecke war sich der Unbeständigkeit der Wandlung des geschichtlichen Werdens bewußt, er sah in ihm keine objektive Gesetzmäßigkeit. Alles Vergängliche betrachtete er nur als Symbol mächtiger methaphysischer Kräfte, die wir fühlen, jedoch nicht in festen Begriffen ausdrücken können. Dies führte ihn, wenn auch nicht zum Skeptizismus, so doch zum ‚frommen Agnostizismus‘. ‚Das Höchste, was der Historiker zu leisten vermag‘, schrieb er, ‚ist, die besonderen Lebensvorgänge der geschichtlichen Welt, deren anschauliche Wiedergabe von ihm erwartet wird, im Lichte höherer und allgemeinerer Mächte, die hinter ihnen wirken und in ihnen sich auswirken, erscheinen zu lassen, das Konkrete *sub specie aeterni* [unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit] zu zeigen, – aber dieses Höhere und Ewige selbst in seinem Wesen und in seinem Verhältnis zur konkreten Wirklichkeit endgültig zu bestimmen, ist er nicht imstande.‘***

Gleich Troeltsch tritt Meinecke gegen die relativistische Deutung des deutschen idealistischen ‚Historismus‘ auf. In seinem großen Werk ‚Die Entstehung des Historismus‘ sowie in zahlreichen Artikeln beurteilt er das von den Romantikern aufgestellte Prinzip der Individualität aller Seiten und aller Elemente der Geschichte sowie ihren Kampf gegen den abstrakten Rationalismus der Aufklärer positiv und weist zugleich auf die dieser Konzeption innewohnende Gefahr des Relativismus in der Wertauffassung hin. ‚Der Historismus‘, schreibt er, ‚hat einen Relativismus hervorgebracht, der jedes geschichtliche Einzelgebilde, jede Institution, jede Idee und Ideologie nur als einen vorübergehenden Moment im unendlichen Flusse des Werdens anzusehen vermag. Alle Dinge haben danach nur *relativen* Wert.‘†

* F. Meinecke, Staat und Persönlichkeit, Studien, Berlin 1933, S. 7.

** Ebenda, S. 2.

*** F. Meinecke, Werke, Bd. 1. Die Idee der Staatsraison in der neueren Geschichte. Hrsg. z. eingel. v. W. Hofer, 2. Aufl., München 1960, S. 9-10.

† F. Meinecke, Vom geschichtlichen Sinn und vom Sinn der Geschichte, 5., veränd. Aufl., Stuttgart 1951, S. 11.

Nur der Glaube an das göttliche Prinzip der Welt, betont Meinecke, sei die Rettung vor dem Skeptizismus. Die bekannte These Rankes: ‚Vor Gott erscheinen alle Generationen ... als gleichberechtigt‘, deutet Meinecke als Muster des Historismus: Gott, das Absolute äußere sich gleichzeitig sowohl in der Geschichte als auch über ihr; deshalb gehören die Werte zur historischen Entwicklung, gleichzeitig sei aber ihre Bedeutung unbedingt.*

[208] Kann man indessen diese ewigen Werte auf wissenschaftlichem Wege erkennen? Diese Frage beantwortet Meinecke absolut negativ. Der Mensch könne den Sinn ‚der einzelnen geschichtlichen Gebilde‘ fassen; der Sinn der Geschichte im ganzen jedoch bleibe für immer ‚ein methaphysisches Weltgeheimnis‘.** Die methaphysische Struktur der Geschichte erschließe sich nur dem Glauben und könne nicht auf rationalem Wege erforscht werden.***

Agnostizismus und Mystik – das sind die Endstationen Meineckes, wie sie es vor ihm die von Berdjajew und Troeltsch waren.“⁴³

Dem Historismus Meineckes stellt er den Historismus, wie ihn Croce versteht, so gegenüber: „Selbst der Begriff ‚Historismus‘ bedeutet bei Croce nicht dasselbe wie bei den deutschen Philosophen. In seiner Rezension von Meineckes Buch ‚Die Entstehung des Historismus‘ stimmt Croce mit dem deutschen Historiker darin überein, daß die Voraussetzung des Historismus die Anerkennung der Individualität aller geschichtlichen Erscheinungen und der Unmöglichkeit ihrer Beurteilung auf der Grundlage außerhistorischer rationaler Kriterien ist. Während aber Meinecke daraus die Irrationalität der Geschichte ableitet, betont Croce hingegen, daß der Historismus ‚rationalistischer‘ sei als der abstrakte Rationalismus der Aufklärer, weil er in der Geschichte selbst die Vernunft als gegeben und die Rationalität jedes Moments der Entwicklung anerkenne. Sieht Meinecke in den Werken Justus Möasers, Johann Gottfried von Herders und Goethes die Wurzeln des Historismus, in den Arbeiten der deutschen historischen Schule und in den Theorien Rankes aber seinen höchsten Ausdruck, so erblickt Croce diesen in der Hegelschen Philosophie, in dem von Hegel verkündeten Prinzip der Identität des Realen und des Rationalen.“⁴⁴

Soweit zum Historismus, der mehr und mehr in der ihm eigentümlichen Form das Werk Meineckes durchwebt.

Was aber ist das Eigentümliche des Alterswerkes? Meinecke stand 1936, als es erschien, im 75. Lebensjahr und war durch die neue, auch für ihn, den Großbourgeois, schlimme Erfahrung der ersten Jahre der Herrschaft des Faschismus gegangen.

Lozek bemerkt sehr interessant, ohne die ganze Tiefe der Problematik an sich und auch für Meinecke, die er anreißt, mehr als flüchtig anzudeuten: „Das im Rohbau errichtete Gebäude seines reaktionären ‚geistesgeschichtlichen‘ Historismus wird jetzt ausgebaut und vollendet. Die sogenannte, auf der individualisierenden Methode beruhende ‚vertikale Geschichtsschreibung‘ mit ihrem Irrationalismus und Mystizismus soll nun mit Goethe als Kronzeugen ihre höchste geistige Weihe erhalten. Obwohl das Buch eigentlich mit der Einschätzung Goethes abschließt, hält es Meinecke, offenbar in dem Bestreben, den Charakter seines Historismus möglichst eindeutig zu bestimmen, für angebracht, als ‚Beigabe‘ ein flammendes Bekenntnis [209] zu Ranke hinzuzufügen.† Darin dürfte jenes aktuelle Anliegen Meineckes sichtbar werden, das im überwiegenden Teil des Buches nur schwer zu erfassen ist. Kann der Abschluß der

* Siehe F. Meinecke, Werke, Bd. 3: Die Entstehung des Historismus. Hrsg. u. eingel. v. C. Hinrichs, München 1959, 2. Buch: Die deutsche Bewegung, S. 596-597.

** F. Meinecke, Vom geschichtlichen Sinn ..., S. 5.

*** Siehe F. Meinecke, Aphorismen und Skizzen zur Geschichte, 2., erw. Aufl., Stuttgart [1953], S. 106-107.

⁴³ I. S. Kon, a. a. O., Bd. I, S. 197 f.

⁴⁴ Ebendort, S. 210 f.

† Werke, Bd. III, X. 585-602; (Leopold von Ranke. Gedächtnisrede gehalten am 23. Januar 1936 in der Preußischen Akademie der Wissenschaften).

Historismusdarstellung mit Goethe sowie dessen besondere Hervorhebung in gewisser Weise als Widerspiegelung einiger taktischer Vorbehalte Meineckes gegen den Faschismus aufgefaßt werden, so das Bekenntnis zu Ranke als Ausdruck der über diese Unterschiede hinausgehenden Gemeinsamkeiten, die auch von einigen führenden faschistischen Historikern gesehen wurden.“⁴⁵

„Obwohl das Buch eigentlich mit der Einschätzung Goethes abschließt,“ enthält es noch als „Beigabe“ ein „flammendes Bekenntnis zu Ranke“. Diese Diskrepanz deutet auf eine neue Wendung bei Meinecke, ein Ringen mit einer Problematik, die ihn die nächsten Jahre hindurch ganz intensiv beschäftigen und die er, auch nur für sich selbst, nicht lösen können. Die Rolle Goethes entspringt bei Meinecke nicht „einigen taktischen Vorbehalten Meineckes gegen den Faschismus“, sondern entspricht der ganzen Tiefe und Ehrlichkeit seines Ringens um eine Erlösung aus einer für jeden Vertreter der Großbourgeoisie, der ein echtes Empfinden für ihre einstige Größe in ihrer Jugend hat und so viel wie möglich von dieser Größe in das grausame von der Krankheit des Faschismus geplagte Alter herüberretten möchte, unlösbaren Krise. Das Bekenntnis zu Ranke aber ist kein Bekenntnis zu einer Gemeinsamkeit mit den Faschisten, sondern zu dem letzten großen Historiker der Bourgeoisie, der all der Widersprüche, die Meinecke quälten, enthoben schien, zugleich ein Abschiedsbekenntnis, bevor auch hier die Erkenntnis kommen wird, daß Ranke dem Großbourgeois nicht mehr genügen kann. Wenn aber einige faschistische Historiker meinten, Ranke für sich in Anspruch nehmen zu können, so soll man sich daran erinnern, daß es mit Ausnahme der Denker der Arbeiterklasse keine hervorragende Gestalt der Vergangenheit gab, die nicht zumindest durch herablassend freundliche Berührung durch diesen oder jenen Faschisten geschändet wurde.

Wie ihn die Problematik Goethe – Ranke beschäftigt, geht zum Beispiel aus einem Brief vom 25. Februar 1938 an Gustav Mayer hervor: „In meinem eigenen Befinden, wiewohl es ohne Krankheit ist, spüre ich das zunehmende Alter an der schrittweise abnehmenden Arbeitskraft. Doch geht es lentamente [langsam] weiter mit dem Studium der Frage, wie die Lücke zwischen Goethe und Ranke, die mein Buch ließ, auszufüllen sei. Mir kommt dabei die Gedankenarbeit, die Humboldt und Schleiermacher um 1800 geleistet haben, viel wichtiger vor als die gleichzeitigen Luftschlösser der Metaphysiker, ja vielleicht selbst als die Leistung der Romantiker, obwohl ich darüber mir das Urteil noch offen lasse. Mit den eigentlichen Fachphilosophen von heute, die wir in der Akademie haben, läßt sich schwer darüber sprechen – und ich muß da meinen problematisch mir werdenden Weg mir alleine suchen. Aber einen anderen kleinen Trost habe ich seit einigen Monaten mir verschafft indem ich jeden Tag etwa 2 Stunden Griechisch lese und jetzt beim alten Herodot [210] derart angelangt bin, daß ich am Ende ihm durch alle seine neun Musen folge. Es geht doch nichts über die Ursprünglichkeit solcher Eindrücke, den Urhauch der Historie.“⁴⁶

Sobald er aber keine Geschichtsphilosophie betreibt, sondern ganz mit sich allein über „letzte Dinge“ philosophiert, ist nur noch Goethe – ohne die „Beilage“ Ranke – für ihn da. Am 8. März 1945, in den letzten Wochen des Krieges, schreibt er an Kaehler: „Dies Allerschwerste ist nun uns – und hoffentlich inzwischen auch Ihnen – bisher noch erspart geblieben. Täglich müssen wir zwar abends jetzt in den Keller und hören die Bomber über uns brausen, auch ganz nahe sind jetzt wieder Bomben abgeworfen worden, – aber item [weiterhin, kurzum, ferner], über uns ging es hinweg. Leben und Sterben hat jetzt eine gewisse Ambivalenz erfahren – leben zu bleiben, läßt man sich gefallen, aber sterben und allem Schrecklichen, was noch über Deutschland kommt, entrückt zu werden, ist auch gut und acceptabel. Das Gute solcher Stimmung ist, daß man so manche kleinen Ärgernisse, Verluste etc. des täglichen Lebens viel leichter trägt, sie als Bagatellen behandelt und den Sinn dafür auf das Höchste im Menschenleben richtet und darin Trost findet. Ich sage mir im Keller immer leise die Goethesche Ode ‚Das Göttliche‘ (Edel

⁴⁵ Studien, S. 319.

⁴⁶ Werke, Bd. VI, S. 179.

sei der Mensch etc.) vor, in der ich eine ganze Religion und zwar die meine wiederfinde. Dabei ist sie eigentlich etwas ungoethisch, denn sie lehrt nicht, wie sonst, die freundlich beruhigende Harmonie der ‚Gottnatur‘, sondern den Zwiespalt zwischen der ‚unfühlenden‘ Natur mit ihrem sinnlosen Hineinfuhrwerken ins Menschenleben auf der einen, und dem Menschen, seiner gottverwandten Sphäre und der dadurch uns verbürgten Existenz des Göttlichen selber auf der anderen Seite. Ich weiß, Sie suchen und finden von anderer Stelle Ihren Trost und Halt.* – freuen wir uns, daß wir ihn überhaupt besitzen und nehmen wir uns vor, auch im schlimmsten Unglück ihn nicht zu verlieren. Das ist das unsichtbare Fluchtköffchen, dessen wir heute bedürfen.“⁴⁷

Doch wir sind der Zeit vorausgeeilt. Entscheidend für die hier betrachteten Jahre des Faschismus (bis 1942) ist eine Weiterentwicklung, die ihren so merkwürdigen Ausdruck darin findet, daß dieser „Historiker der Krise der Herrschaft des Monopolkapitals“ plötzlich in seinen Betrachtungen bei Goethe aufhört und als „Beilage“ Ranke behandelt. Er ist an eine Grenze gestoßen – wohl auch durch die Schwierigkeiten der Gedankenäußerung unter dem Faschismus behindert, diese Grenze offen aufzuzeigen? In jedem Fall aber hat Eberhard Kessel Unrecht, wenn er in der Einleitung zu den Autobiographischen Schriften Meineckes schreibt: „Als Meinecke im Jahre 1936 sein letztes großes Hauptwerk über die Entstehung des Historismus herausgebracht hatte, und auch das schon nicht mehr ganz in dem Umfang, wie es ursprünglich sein Vorsatz gewesen war, da stand er im 75. Lebensjahr und meinte, sowieso physisch von zarter Konstitution und zunehmenden Altersbeschwerden entgegensehend, nun nichts Großes mehr in Angriff nehmen zu können. Die Kraft für die Vollendung des Historismus-Werkes, wenigstens [211] bis zu Goethe, hatte er sich nur durch genaue Arbeitsökonomie und überlegte Selbstdisziplin abgerungen. Er stellte sich nunmehr auf die Nachlese ein. Freilich die Frage, wie die Lücke zwischen Goethe und Ranke auszufüllen sein würde, hat ihn noch bis zuletzt beschäftigt; er fand, daß Humboldt und Schleiermacher wichtiger dafür wären als ‚die gleichzeitigen Luftschlösser der Metaphysiker, ja vielleicht selbst als die Leistung der Romantiker‘. Doch konnte er nur noch das eine oder andere Thema herausgreifen, Schiller vor allem und außerdem Schleiermacher. Er spürte ‚das zunehmende Alter an der schrittweise abnehmenden Arbeitskraft‘ und billigte sich in seinen Arbeiten ‚ein langsames Tempo zu‘, um dafür und zugleich in Ausnützung von durch Krankheit und Rekonvaleszenz bedingten Pausen ‚Lücken meiner eigenen Anschauung und Bildung auszufüllen‘.“⁴⁸

Ganz das Gegenteil ist der Fall. Meinecke wird in den nächsten Jahren daran gehen, seine Anschauungen von der Vergangenheit zu durchforsten. Teils im Zusammenhang mit der Niederschrift seiner Erinnerungen, teils auf Grund der Gegenwartereignisse – des Zusammenbruchs des Deutschen Reiches und der Nachkriegsentwicklung –, teils auf Grund der Weiterarbeit an der Problematik „Geist und Macht, Staat und Vernunft (Raison).“ Dabei wird er – auch hier verläßt ihn sein erstaunlicher Klasseninstinkt nicht – genau die neuralgischen Punkte der deutschen Geschichte berühren, und zwar selbstverständlich wie immer vom Standpunkt der herrschenden Klasse. Stärker noch als die Problematik Goethe – Ranke wird die Problematik Ranke – Burckhardt in den Vordergrund treten; 1848, 1866, Bismarck werden zu Problemen werden ... und das alles im neunten Lebensjahrzehnt!

3. Meineckes Haltung auf der letzten Lebensstation

Die großartige wissenschaftliche Haltung, die das Denken Meineckes im neunten Jahrzehnt seines Lebens beherrschte, wird ganz wunderbar deutlich aus einem Brief, den er am 22. März 1946 an Gustav Mayer nach England sandte. Dieser hatte ihm am 3. Januar geschrieben: „Ich selbst habe eben das Manuskript eigener Erinnerungen nach der Schweiz abgeschickt, bei dessen Niederschrift ich häufig mit Ihnen als dem fast einzigen geistigen Deutschen, dem ich mich

* Ebendort, Bd. VIII, S. IX f.

⁴⁷ Ebendort, S. 491 f.

⁴⁸ Ebendort, Bd. VIII, S. IX f.

noch nahe fühle, Zwiesprache hielt. Wird es gedruckt‘ so gäbe ich dem Buch gern den Titel ‚Die Zugbrücke‘, in Gedanken an die Zugbrücke, die immer wieder im letzten Augenblick in die Höhe schnellte, wenn der deutsche Jude sich völlig als Deutscher empfinden wollte. Nun ist der breite Blutstrom da, den ich so wenig noch einmal überschreiten könnte wie die Besucher des Hades den Styx, der sie in ihre Welt unrettbar bannte.“

Meinecke antwortete:

„Das war ein im Stillen erhoffter, aber sehr wehmütig stimmender Gruß von Ihnen, durch Ihren vor ca. 8 Tagen mir zugekommenen Brief vom 3.1. d. J. Was [212] hätten wir uns nicht alles zu sagen, wenn wir selbender wie einstens durch den Grunewald traben könnten, – und nun muß ich mich leider auch, ganz kurz fassen, denn erstens gibt es kein ordentliches Briefpapier mehr und zweitens leide ich an zunehmendem grauen Star

Jeder Deutsche hat außer dem allgemeinen unausmeßbaren Unglück noch ein besonderes, ganz persönliches, nur jeweilig anders zusammengesetztes Unglück zu tragen. Es ist alles schauerlich! Und über die Ursachen dieser namenlosen Katastrophe werden wir beide wohl uns rasch verständigen. Ich sehe sie jetzt überwiegend in einer weit zurückreichenden saecularen Entartung des deutschen Bürgertums und des deutschen Nationalgedankens. Zuerst suchte ich den Weg vom Weltbürgertum zum Nationalstaat, ohne dabei das Weltbürgertum zu verlieren, – heute den umgekehrten Weg, – nur daß der Nationalstaat überhaupt kaputt gegangen ist und uns nur die Möglichkeit einer ihren Geist rein erhaltenden Kulturnation gelassen ist, – und ob auch diese Möglichkeit mal Wirklichkeit werden kann, wissen wir nicht ...

Ja, die ‚Zugbrücke‘! Ich verstehe nur zu gut Ihre Gedanken darüber. Aber kann man dem guten deutschen Geiste, wenn er einen einmal umfassen hat, je untreu werden? ...⁴⁹

Schuld an der „namenlosen Katastrophe“ ist die eigene Klasse – und zwar nicht in einer plötzlichen Verirrung, sondern in einer langen Entwicklung ... seit nach Goethe? schon zur Zeit Rankes?

Geblieden scheint ihm nur die Hoffnung auf die Erhaltung der deutschen Kultur –wie selbstverständlich für einen Großbourgeois voll etatistischem Pessimismus, der nicht an die Kraft der Werktätigen, eine neue Gesellschaft, einen neuen Staat aufzubauen, glaubt!

Und als Mayer von der Schuld des deutschen Volkes schreibt, antwortet ihm Meinecke:

„Wie gern möchte ich Ihren inhalts- und gedankenreichen Brief vom 12.5. so beantworten, wie ich es tun müßte, um uns wieder ganz in jenes Einverständnis mit einander zu bringen, das wir so viele Jahre hindurch genossen hatten. Aber ich kann nicht mehr, wie ich möchte, – man wird mit jedem Tage älter und matter, – Alter und schlechte Ernährung machen sich geltend.

Man verkennt doch im Auslande viel zu sehr, unter welchem furchtbaren Druck wir alle in den 12 Jahren gelebt haben, wie völlig aussichtslos es war, dagegen aufzutreten, – wir waren an Händen und Füßen gefesselt. Gewiß, auch der Einzelne hätte trotzdem den Mut zum Martyrium haben müssen, aber jeder Einzelne riß dann auch seine Familie mit in den Abgrund. Möge jeder Ausländer, der jetzt das *ganze* deutsche Volk für schuldig erklärt, sich doch die Gewissensfrage vorlegen, ob auch *er* den Mut zum Martyrium und zur Zerstörung seiner Familie in solcher Lage aufgebracht haben würde! Ganz einig aber bin ich mit Ihnen darin, daß ein entsetzlicher Entartungsprozeß in weiten Schichten des deutschen Volkes eingetreten war, und gerade leider auch in sozial führenden Schichten des Bürgertums.“⁵⁰

[213] Als der Freund Kaehler gerade an dieser Haltung Meineckes Kritik übt, antwortet dieser ihm am 8. Dezember 1946 ganz fest: „In manchem Ihrer Einwände gegen meine Schrift muß

⁴⁹ Ebendort, S. 247 f.

⁵⁰ Ebendort, S. 253.

ich ihnen Recht geben, – ich konnte und wollte ja nur einen ersten Versuch in der Herstellung des Zusammenhanges machen. Aber an meiner Kritik des deutschen Bürgertums halte ich fest.“⁵¹

In der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg schreibt Meinecke sein letztes größeres Werk, „Die deutsche Katastrophe“, in dessen Vorbemerkung es ganz auf der hier angedeuteten Linie seiner Gedanken heißt:

„Auch die hier angestellten Betrachtungen sind nur Stückwerk, nur Vorarbeit für künftige Versuche, unser Schicksal tiefer zu verstehen. Aus der Fülle des Erlebten wurden nur eben gewisse Probleme von mehr innerlicher und bleibender Bedeutung herausgegriffen. Ich schweige z. B. von all den nationalpolitischen Erfolgen Hitlers in den Jahren vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges – sind sie doch alle wieder in nichts zerronnen. Manch deutscher Leser ferner, der mir in der Verdammung des Hitlertums zustimmt, wird meine Kritik des deutschen Bürgertums und des preußisch-deutschen Militarismus zu hart finden und ‚mildernde Umstände‘ für beide geltend machen. Als ob ich solche früher wie heute nicht immer mit erwogen hätte! Aber es schien mir in der heutigen Lage wichtiger und dringender, entschlossen vor der eigenen Tür zu kehren ...

Und möchten meine Aufzeichnungen, so begrenzt auch ihr Wert heute nur sein kann, dazu beitragen, ein neues, zwar gebeugtes, aber seelisch reineres Dasein zu beginnen und den Entschluß zu stärken, für die Rettung des uns verbliebenen Restes deutscher Volk- und Kultursubstanz den uns verbliebenen Rest der eignen Kraft einzusetzen.“⁵²

Lozek charakterisiert das Buch so: „Die Grundlage für Meineckes Konzeption zur Wiederherstellung des imperialistischen Machtstaates und der imperialistischen Machtpolitik bildeten auch nach 1945 hauptsächlich die in der ‚Idee der Staatsräson‘ enthaltenen Auffassungen. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Niederlage des deutschen Imperialismus und Militarismus sah sich Meinecke jedoch gezwungen, eine Reihe historischer Teilwahrheiten zuzugeben, an welche die heutigen ideologischen Erben nicht gern erinnert sein möchten und die Meinecke auch einige Jahre später eine öffentliche Rüge seines durch den USA-Aufenthalt schon enger mit den Nachkriegsabsichten des amerikanischen Imperialismus vertrauten Schülers Rothfels einbrachten.* Zu diesen Teilwahrheiten gehören die bemerkenswerten Eingeständnisse über die geschichtlich ‚nicht geringe Schuld des deutschen Bürgertums‘ am Aufkommen des Hitlerfaschismus, über einige Zusammenhänge zwischen der ‚schweren Industrie‘, den Junkern und den Hitleristen, über den Antikommunismus als ideologische Waffe des Faschismus und über den führenden Anteil der Sowjetunion an der Zerschlagung des Hitlerfaschismus. Das begrenzte Eingeständ-[214]nis dieser Wahrheiten führte dazu, daß ehrliche antifaschistische Kreise im In- und Ausland bedeutend mehr aus der erwähnten Schrift Meineckes herausgelesen haben, als darin in Wirklichkeit ausgesagt war und werden sollte. Diese Wahrheiten bildeten keinesfalls die Richtschnur der von Meinecke vorgenommenen Einschätzungen, sondern sie tauchten am Rande des Geschehens auf und standen eigentlich im Widerspruch zu der in dem erwähnten Buch von neuem entwickelten Grundkonzeption. Diese Eingeständnisse Meineckes waren Ausdruck der tiefen Krise, in der sich die Ideologen des deutschen Imperialismus zu diesem Zeitpunkt befanden; wollte man noch Gehör in der Öffentlichkeit finden, so war das Eingeständnis einzelner Teilwahrheiten nicht zu umgehen, hatten doch die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit unserer Nation bittere Lehren erteilt, zu deren Beherzigung weitestgehende Bereitschaft in allen Schichten des Volkes bestand.“⁵³

⁵¹ Ebendort, S. 508 f.

⁵² Ebendort, Bd. VIII, S. 323 f.

* Vgl. Rothfels, Hans, Bismarck und das neunzehnte Jahrhundert in: Schicksalswege deutscher Vergangenheit. Beiträge zur geschichtlichen Deutung der letzten hundertfünfzig Jahre, hg. v. W. Hubatsch, Düsseldorf 1950, S. 240/251. (Festschrift f. S. A. Kaehler z. 65. Geb.).

⁵³ Studien, S. 321.

Wie Recht hat Lozek, von „Wahrheiten am Rande des Geschehens“ zu sprechen, von historischen Teilwahrheiten – fast möchte er bedeutungslose Korrekturen sagen. Und das sind sie, wenn man bedenkt, daß Meinecke wie eh und je fest auf dem Boden der herrschenden Klasse steht.

Und wie Unrecht hat Lozek im Zusammenhang mit unserer Problematik. Diese Teilwahrheiten, die „Wahrheiten am Rande“ waren außerordentliche Schritte für einen stets Mitglied der Großbourgeoisie bleibenden Kritiker seiner Klasse und seiner eigenen Vergangenheit.

Wie ahnungslos schätzt auch Lozek die Situation ein, in der Meinecke schrieb, wenn er von einer „weitestgehenden Bereitschaft in allen Schichten des Volkes“ zur Beherzigung der Lehren der Vergangenheit in den Jahren 1945 und 1946 spricht. Soll hier eine Legende vom deutschen Volk, das „im Herzen immer anti-nazi“ gewesen sei oder das die Sieger als Befreier begrüßt hätte oder das 1945 und 1946 willig und aufgeschlossen den Worten der Vernunft gelauscht hätte, geschaffen werden?

Ja, schon vor der Publikation des Buches, als erst das Manuskript fertig, befürchtete Meinecke, wie so oft in seinem Leben, allein zu stehen. Am 26. Oktober 1945 schrieb er an Spranger: „Die Menschen in ihrer sie umwirbelnden Not lechzen ja heute nach einem geistigen Halte. Meine paar Zeitungsaufsätze wurden bisher auch, soweit ich höre, dankbar aufgenommen, und Ihrer Zustimmung zu ihrem Inhalte freue ich mich dabei ganz besonders. Ob es mir aber mit meiner Schrift über die Deutsche Katastrophe, die ich jetzt fertig stellte, ebenso gehen wird, ist mir zweifelhaft geworden, nachdem ich die Kritik eines früher der deutschnationalen Partei angehörigen Kollegen, der sie gern lesen wollte, gehört habe. Die Leute haben immer noch zu wenig aus dem Zusammenbruch gelernt, stecken in konventionellen nationalen Gedankengängen, und denken, obwohl sie den Nazismus verdammen, die Dinge nicht zu Ende.“⁵⁴

Lozek fährt in seiner Kritik fort:

„Aber Meinecke war auch diesmal nicht bereit, mit der verhängnisvollen Poli-[215]tik des deutschen Imperialismus und Militarismus zu brechen. Ganz besonders nach 1945 zeigte sich die große Gefährlichkeit seiner Geschichtsideologie, weil sie wiederum in entscheidungsvoller Stunde nicht geringe Teile des liberalen und demokratischen Bürgertums und Kleinbürgertums desorientierte und durch ideologische Beeinflussung wesentlich mithalf, den deutschen Imperialismus im Westen Deutschlands erneut zur Macht kommen zu lassen.

So beschränkte Meinecke seine unmittelbar nach 1945 als ‚gründliche Revision‘ des ‚herkömmlichen Geschichtsbildes‘ ausgegebene geschichtliche ‚Selbstkritik‘ von Anfang an auf einige wenige, unter dem Druck der Ereignisse unumgänglich notwendig gewordene Abstriche; im wesentlichen behielt er seine historische Beweisführung von vor 1933 bei. Selbst bei der mitunter in drastischen Worten erfolgenden ‚Verurteilung‘ des Militarismus und des Preußentums – bei der Meinecke offensichtlich an seine antijunkerlichen Reminiszenzen anknüpfte – ging es lediglich darum, nicht mehr Haltbares preiszugeben, um den Kern der Sache zu bewahren ... Während Nietzsche, teilweise Treitschke, die Hakatisten*, Wilhelm II., Ludendorff, die Alldutschen samt der Dolchstoßlegende, die Kapp-Putschisten, teilweise Hindenburg und Schleicher sowie einzelne ‚Entartungen‘ des Generalstabes vor 1914 und der Reichswehr nach 1918 der historischen Verurteilung anheimfielen, entstand die ‚positive‘ Ahnenreihe mit Friedrich II., Bismarck – die an ihm geübte äußerst zurückhaltende Kritik wurde durch die erneute Betonung seiner ‚Verdienste‘ nach 1871 gegenüber der ‚abendländischen Völkergemeinschaft‘ wieder aufgehoben und ins Gegenteil verkehrt –, Friedrich Naumann, Groener, Brüning und

⁵⁴ Werke, Bd. VI, S. 575.

* Anfangsbuchstaben der Gründer des Deutschen Ostmarkenvereins, Ferdinand von Hansemann, Rittergutsbesitzer, Hermann Kennemann, Landesökonomierat, und Heinrich von Tiedemann, Rittergutsbesitzer von Seeheim und Major a. D. – Aus Sicht Polens wurden diese Anfangsbuchstaben zum Schimpfwort „HKT = HaKaTa“ oder „Hakatist“, also ein Feind Polens.

den Verschwörern des 20. Juli 1944. Eine positive Würdigung fanden in diesem Zusammenhang auch die rechtssozialistischen Führer seit dem ersten Weltkrieg.“⁵⁵

Und daran schließt er eine ebenso scharfe und berechtigte Kritik der Ausführungen Meineckes zum Wesen des Faschismus, das Meinecke in keiner Weise, außer daß es „schlecht“ sei, begriffen hat.

Diese Ausführungen beendet Lozek mit folgenden Bemerkungen: „Der Haß gegen revolutionäre Aktionen der Volksmassen war es auch, der Meinecke in dieser Situation veranlaßte, sich stärker als je zuvor auf Jacob Burckhardt zu orientieren, denn dieser habe die ‚Gefahren‘ des ‚Zeitalters der Massen‘, das von der ‚Unkultur der Massen‘ und dem Streben nach Massenmachivellismus gekennzeichnet sei, früher und deutlicher erkannt als andere. Die zunehmende Orientierung auf Burckhardt geschah aber auch im Zeichen des wachsenden ‚Krisenbewußtseins‘ des reaktionären Historismus sowie in dem bekannten Bemühen Meineckes, die ‚Ausöhnung‘ zwischen ‚deutscher und westlicher Denkweise‘ weiterzuführen.“⁵⁶

Lozek hat meiner Ansicht nach Unrecht mit der Begründung des Interesses Meineckes für Burckhardt, ebenso mit der Einschätzung der Bismarck-Kritik durch Meinecke, die zwar, wie er völlig richtig bemerkt, „äußerst zurückhaltend“ war, aber doch eben eine für den Großbourgeois Meinecke wirklich neue, schwer er-[216]rungene Neueinschätzung der deutschen Geschichte vom Standpunkt der herrschenden Klasse beinhaltete.

Und damit kommen wir zu den zentralen Problemen, die Meinecke in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten:

Beginnen wir mit der Problematik Bismarck, die auch die Frage der Wendung in der Haltung der Liberalen zu Bismarck 1866 miteinschloß.

Ganz klar war sich Meinecke darüber, daß sein Bismarckbild falsch gewesen war. Am 24. Juni 1946 hatte er an Spranger geschrieben: „Aus England empfang ich einen reizenden Brief von Gooch, mit dem ich seit mehr als 20 Jahren im freundlichen Verhältnis stehe. ‚Ranke, the master of us all‘ [der Meister von uns allen] schreibt er, und Kosers Friedrich der Große imponiert ihm! Er will über diesen jetzt schreiben, – sehr willkommene Hilfe im Kampfe für die jetzt angetasteten Werte unserer Geschichte. Aber genau revidieren müssen wir diese jetzt natürlich, – Friedrich d. Gr. und Bismarck haben ja nicht nur aufgebaut, sondern auch Zerstört, und der Aufbau des preußisch-deutschen Nationalstaates war eine ungeheure Tragödie, nicht bloß ein harmonisches Schauspiel, wie wir so lange geglaubt hatten.“⁵⁷

Es gilt, ein neues Bismarck-Bild zu schaffen – natürlich wird es ein großbourgeois sein, aber ein anderes als zuvor. Und mag uns das „neue Bismarck-Bild“ auch nur als um Nuancen verändert erscheinen – für Meinecke bedeutete das Ringen um diese „Nuancen“ einen schweren wissenschaftlichen Kampf auf dem Wege zu dem, was ihm die Wahrheit erschien. Wie tief ihn das „Bismarckproblem“ berührt, deutet ein Brief an den dänischen Historiker Aage Friis an, den er am 27. März 1948 schreibt: „Das Buch A. O. Meyers über Bismarck habe ich auch erhalten, gelesen und stimme Ihren Urteilen in Lob und Tadel dabei ganz zu. Das Buch ist eben am Vorabend unserer Katastrophe geschrieben und kennt deshalb die tieferen Probleme noch nicht, die durch die Katastrophe auch für die Beurteilung des Bismarckschen Werkes uns gestellt worden sind. Ich ringe jetzt ständig mit ihnen, werde in den Resttagen meines Lebens auch mit ihnen nicht mehr fertig werden, – aber versuche es wenigstens und habe dies auch in meinem ‚1848‘-Aufsatz getan, den ich Ihnen zusenden ließ und der hoffentlich eingetroffen ist.“⁵⁸

⁵⁵ Studien, S. 321 f.

⁵⁶ Ebendort, S. 323.

⁵⁷ Werke, Bd. VI, S. 593.

⁵⁸ Ebendort, S. 290.

Am Tage vorher hatte er an Kaehler geschrieben: „Wie viel Stoff zu tiefdringendem Gespräch gäbe es heute zwischen uns! Auch Stoff zu Meinungskämpfen, wie immer früher. Ich las heute Ihren Aufsatz im neuen Heft der Sammlung* zu Ende, – sehr verdienstlich und glücklich in vielem, auch gegen den Pharisäer Barth, – und doch würde ich Ihr Bild nicht ohne weiteres so akzeptieren, denn das Werk Bismarcks hat doch eben neben seiner Tagesseite auch seine Nachtseite für uns gehabt. Statt mit Barth zu fechten, wäre auch ein Gefecht mit Burckhardts Kritik von 1866/70 am Platze, – und dann auch mit Gervinus, mit dem ich mich eben, anlässlich des geplanten Sommerkolloquiums beschäftigte. ‚Es wäre eine leidige Verkehrung‘, [217] schrieb er 1871, ‚wenn Deutschland die Tätigkeit eines Kulturvolks für die eines Machtvolks dahingeben und von Krieg zu Krieg verwickelt werden sollte**‘. 43 Jahre hat es ja dann, wie Sie richtig sagen, Frieden gehalten, aber dann kam eben doch die Zeit der Kriege, – Tages- wie Nachtseite des Bismarckwerkes dürfen doch eben nie die eine über der anderen vergessen werden! Mir erscheint jetzt immer der Schillersche Demetrius wie ein Symbol unseres Schicksals: Rein und edel fängt er an, und als Verbrecher endet er!! Rätselhaft, – aber jedenfalls sehr tragisch. Ich werde nicht fertig mit dem Nachdenken darüber.“⁵⁹

Ein und einhalb Jahr später schreibt er an Kaehler wieder über Bismarck und wieder anlässlich einer Arbeit desselben am 16. September 1949: „Mit dem zweiten Aufsatz über den 1.4.95 bin ich offen gestanden weniger einverstanden. Gewiß war das Nein das Reichstags*** eine große Dummheit und Taktlosigkeit, aber möglich wurde es doch nur durch die Zerspaltung des deutschen Volkes infolge der unglücklichen Innenpolitik Bismarcks. Und diese tragische Seite des Ereignisses finde ich nicht genügend gewürdigt.“⁶⁰ Ergänzend dazu elf Tage später: „Von Herzen danke ich für Ihren rührend inhaltsreichen Brief. Nur ein Mißverständnis möchte ich aufklären: Ich denke nicht daran, Bismarck die Alleinschuld für die Zerspaltung des deutschen Volkes zuzuschreiben und stimme Ihren Ausführungen darin in hohem Grade zu. Aber eine gewaltige Mitschuld trägt er, und ohne diese wäre die Haltung des Reichstages nicht möglich gewesen. Es wird mir schwer, zu schreiben – mündlich könnten wir uns viel besser verständigen!“⁶¹

Schon vor 1914 hatte Meinecke Bismarck vorgeworfen, daß er durch seine Innenpolitik das deutsche Volk gespalten hätte, da er nicht die Rechten in der Sozialdemokratie für sich gewonnen hätte. Dieser Vorwurf taucht auch jetzt wieder auf. Doch ist die Bismarck-Kritik jetzt weit umfassender. In „Die deutsche Katastrophe“ heißt es: „Ein Mann wie Theodor Fontane, der in seinem Lebenswerke wie nur Einer alles Große und Schöne in der preußischen Tradition zu repräsentieren vermochte, konnte doch am Ende seines Lebens, kritisch und hellsehtig geworden, in einem Briefe 1897 Worte des Unmuts über seine preußische Umwelt sprechen, die man nicht deswegen ablehnen darf, weil sie nach jeder Richtung spitzig übertreiben. Der Borussismus, schrieb er, sei die niedrigste Kulturform, die je dagewesen sei. Nur der Puritanismus sei noch schlimmer, weil total verlogen. Und ein anderes Mal: ‚Das aber, womit am ehesten gebrochen werden muß, ist der Militarismus.‘ Dieser üble Borussismus und Militarismus war wie eine schwere Hypothek, die auf dem Werke Bismarcks lag und sich von diesem aus weiter auf das Werk seines hybriden Nachfolgers vererbte. Aber es war auch schon in der unmittelbaren Leistung Bismarcks selbst etwas, das auf der Grenze zwischen Heilvollem und Unheilvollem lag und in seiner weiteren Entwicklung mehr zum Unheilvollen hinüberwachsen sollte. Das wird von denen, die in Bismarcks Werke groß geworden sind und seine [218] Segnungen reichlich genossen haben, nicht leicht zugegeben. Wie fühlten wir uns oft so frei und stolz gegenüber aller bisherigen deutschen Vergangenheit in diesem mächtig aufblühenden und jedem von uns

* Neuere Geschichtslegenden und ihre Widerlegung, Die Sammlung 3 (1948) = Kaehler, Studien zur deutschen Geschichte 306-335.

** G. Gervinus, Hinterlassene Schriften (1872), S. 29.

⁵⁹ Ebendort, S. 520 f.

*** Zu einer Glückwunschartikel an Bismarck zum 80. Geburtstag.

⁶⁰ Ebendort, S. 545.

⁶¹ Ebendort, S. 550.

einen Lebensraum bietenden Reiche von 1871! Aber der erschütternde Verlauf des ersten und noch mehr des zweiten Weltkriegs läßt die Frage nicht mehr verstummen, ob nicht Keime des späteren Unheils in ihm von vornherein wesenhaft steckten. Es ist die Frage, die ein mutiges und aufgeschlossenes Geschichtsdenken auch an jede große und als heilvoll geltende Erscheinung in der Geschichte, in der später eine Entartung eintritt, richten muß. Man atmet dann die Luft geschichtlicher Tragik, menschlicher und geschichtlicher Größe und zugleich Problematik, von der ein Bismarck und sein Werk immer unwittert bleiben wird, – während das Werk Hitlers zu den Durchbrüchen eines satanischen Prinzips in der Weltgeschichte gerechnet werden muß.“⁶²

Es geht jetzt um die Frage des „Borussismus“ und Militarismus, es geht um Kernfragen für den deutschen Großbourgeois, und hier ist gerade auch für den (vierundachtzigjährigen) Großbourgeois „mutiges und aufgeschlossenes Geschichtsdenken“ notwendig, hier gilt es, die Dinge zu sagen, die „nicht leicht zuzugeben“ sind – aber sie müssen im Interesse der Wissenschaft, der Wahrheit, des Volkes, zugegeben werden! soweit ein Großbourgeois überhaupt historische Geschehnisse begreifen kann.

(Immer wieder haben wir Lozek zitiert, weil er in solcher Schärfe die Kümmerlichkeit neuer Erkenntnisse von Meinecke herausarbeitet, ihre Beschränktheit, ihr Dasein am Rande. Und dazu haben wir bereits in der Überschrift dieses Kapitels darauf hingewiesen, daß Meinecke sein Geschäft nur mit mittlerer Begabung, mit durchschnittlichem Intellekt als Vertreter der Ideologie der herrschenden Klasse betreibt. Aber ganz außerordentlich groß ist seine intellektuelle Redlichkeit, ist seine Aufgeschlossenheit für neue Probleme und Überlegungen im Rahmen der großbourgeoisen Ideologie, ist seine Haltung als Wissenschaftler. Nur um ihrer (und ihres Kontrastes zu Meineckes wissenschaftlicher Leistung) Willen ist dieses Kapitel geschrieben, aber das mit vollem Recht, denn die Zahl der Wissenschaftler mit solcher Haltung ist in allen Gesellschaftsordnungen bis in die heutigen Tage zu gering.)

Meinecke fährt in seinen Ausführungen fort:

„Es kommt auf das Jahr 1866 und die Blut- und Eisenpolitik Bismarcks jetzt an. Man hört heute mit tiefer Bewegung auf damalige Stimmen der Besorgnis vor kommendem großen Unheil, die von so bedeutenden Männern wie Jakob Burckhardt und Constantin Frantz, – als Dritten könnte man den eigenbrötlerischen Schwaben Christian Planck nennen – hörbar wurden. Bismarcks Vorgehen, so tönt es aus ihnen, erschüttere gewisse Grundlagen der abendländischen Staatengemeinschaft und Kultur und sei eine ganz tief eingreifende Revolution, die den Ausblick auf immer weitere Revolutionen und auf eine Ära von Kriegen eröffne. Sie bedeute den Sieg des Machiavellismus über das sittliche und rechtliche Prinzip im Völkerverkehr und lasse die feinere und geistigere Kultur zu Grunde gehen im Streben [219] nach Macht und Genuß. Seien wir ehrlich. So einseitig diese Anklagen sein mögen, es liegt ein Körnchen Wahrheit in ihnen. Wohl meldet sich auch gleich die Verteidigung Bismarcks zu Worte, weist auf alle Analogien machiavellistischer Praxis im gleichzeitigen übrigen Europa und weist vor allem darauf hin, daß Bismarck selbst schon Schranken der Machtpolitik anerkennt und in seiner Friedenspolitik seit 1871 auch der abendländischen Völkergemeinschaft gedient hat ...

Als eine Grenzerscheinung aus ihr muß man ihn würdigen. Noch hielt unter ihm die Synthese von Macht und Kultur, wie sie die geistigen Führer der Einheitsbewegung verstanden, einigermaßen vor. Diese Führer selbst, ein Treitschke voran, die ursprünglich an den ersten Schritten Bismarcks in der Konfliktzeit noch schweren Anstoß genommen hatten, wurden durch das Jahr 1866 seine Fürsprecher und Bewunderer. Die Folge war, daß in den Synthesen von Macht und Kultur, Geist und Staat das Schwergewicht auch weiter, langsam aber stetig, auf die Macht und deren Bereiche hinüberglied. Aus meiner eigenen Entwicklung kann ich Zeugnis dafür ablegen,

⁶² Ebendort, Bd. VIII, S. 336 f.

– bis dann, schon in den Jahren vor dem ersten Weltkriege, auch eine Reaktion humanitären Empfindens in mir wieder einzusetzen begann.“⁶³

Damit führt uns Meinecke direkt an zwei Probleme heran: die Haltung der liberalen Bourgeoisie 1866 und die Problematik „Macht und Kultur“, „Macht und Geist“ letztlich das Problem Burckhardt-Ranke.

Die Haltung der liberalen Bourgeoisie zu Bismarck wurde bereits 1864, nach dem Sieg in Schleswig-Holstein, schwankend. Sie wurde nicht zum wenigsten durch die Propaganda der sogenannten Kleindeutschen oder Politischen Historiker, die zunächst anti-Bismarck waren, vorbereitet. Schleier schildert diese Wandlung unter den Vorgängern Meineckes, denen er als junger Mann treu angehangen hatte, so:

„Es bereitete den politischen Historikern einige Schwierigkeiten, in Bismarck das während des Verfassungskonflikts sehnsüchtig berufene ‚große Genie‘ zu erkennen, das in der Lage war, den gordischen Knoten in der nationalen Frage in ihrem Sinne zu durchschauen. Zunächst standen sie während des Verfassungskonfliktes in Opposition zur Regierung, obwohl sie die Heeresreform grundsätzlich bejahten. Sybel als einer der Wortführer des linken Zentrums im Preußischen Abgeordnetenhaus oder Baumgarten und Treitschke standen taktisch weiter links als die altliberalen Droysen, Max Duncker oder Haym. Treitschke überwarf sich mit Haym wegen der lahmen Haltung der ‚Preußischen Jahrbücher‘ und nahm in einem impulsiven Artikel in den ‚Grenzboten‘ (Das Schweigen der Presse in Preußen 1863) auch öffentlich scharf gegen Bismarck Stellung. Doch die Sybel und Treitschke verfolgten dabei nach wie vor das Klassenbündnis und das Zusammengehen mit der Krone durch Vereinbarungen.

Erst nach Bismarcks Erfolgen in Schleswig-Holstein gaben die kleindeutschen Historiker diese Opposition auf – Sybel schied schon Anfang 1864 aus dem Parlament. Schrittweise, beginnend mit der Anerkennung seiner Außenpolitik, näherten sie sich Bismarck, als sie erfaßten, daß er mit seinen Mitteln die nationale Einigung durchführte. In den folgenden Jahren entwickelten sie sich fast allesamt zu eifrigen [220] Bismarckianern sans phrase [ohne Umschweife], die es sich zur wichtigsten politischen Aufgabe stellten, der Masse der Bourgeoisie und der Liberalen klarzumachen, wie sehr Bismarck ihre Interessen und Ziele verfolge – wenn auch mit den ihm eigenen Mitteln.

Treitschke begleitete von nun an Bismarcks weitere Außenpolitik und die Kriege von 1864 und 1866 durch einige äußerst wirksame Artikel – zumeist in den ‚Preußischen Jahrbüchern‘ –, mit denen er die Liberalen und die deutsche Öffentlichkeit für Preußen und Bismarck bearbeitete ... Er forderte nicht nur den engeren Anschluß Schleswig-Holsteins an Preußen, sondern schleuderte auch sein Programm des konsequenten Unitarismus gegen seinen Hauptfeind, den liberalen und fürstlichen Partikularismus. Treitschke äußerte sich sehr drastisch über die Nichtigkeit der zahlreichen deutschen Fürstenkronen, die der nationalen Einigung hemmend im Wege stünden. Nach dem Sieg Preußens über Österreich verlangte er die Annexion der norddeutschen Mittelstaaten: Preußen müsse endlich den Rechtsboden, das heißt den legitimistischen, verlassen und annectieren!“⁶⁴

Mit dieser Haltung beschäftigte sich nun Meinecke sehr eingehend nach 1945. War der Weg der Gründung des Deutschen Reiches der richtige? Hatten die Lehrer Meineckes mit ihrem Einschwenken zu Bismarck recht im Sinne der Interessen der Bourgeoisie gehandelt? Meinecke schließt seine Betrachtungen dazu so ab:

„Aber die Steuerung des nationalen Einheitswerkes ging aus den Händen der wehrlosen Professoren von 1848 und der ebenso wehrlosen Schriftsteller und Volkswirte von 1859 in die Hände des wehrhaften Junkers Otto v. Bismarck über. Der spezifisch preußische und militaristische Charakter, von dem wir schon sprachen, wurde ihm aufgedrückt. Anders als auf diesem Wege war

⁶³ Ebendort, S. 337 f.

⁶⁴ Studien, Bd. I, a. a. O., S. 278 f.

es vielleicht überhaupt nicht möglich, eine engere, machtpolitische gesicherte Einheit für Deutschland zu gewinnen. Und es war ein Weg, der so nur in Deutschland und nirgends anderswo möglich war. Nun konnte man sich rühmen, auf eigenartig deutsche Weise und nicht nach westeuropäischen Rezepten die Einheit erstritten zu haben. Aber die entscheidende Deviation von den westeuropäisch-liberalen Ideen war nun erfolgt. Man weiß, wie Kronprinz Friedrich Wilhelm und noch mehr seine englische Gattin diesen Hergang mit Kummer verfolgt haben. So ist das Jahr 1866, ganz so wie Burckhardt, Constantin Frantz und Planck es empfunden haben, ein Schicksalsjahr erster Ordnung für Deutschland und Europa geworden, in einem noch viel tieferen Sinne, als wir es schon vor den Weltkriegen anzusehen pflegten.

Noch einmal sei es gesagt, es gilt hier nicht anzuklagen, sondern zu verstehen. Die Bismarcksche Reichsgründung bleibt eine Leistung von historischer Größe, und die begeisterte Hingabe, die wir, die mit ihr einst Aufwachsenden, ihr widmeten, bleibt uns ein kostbarer Erinnerungsschatz. Aber zugeben müssen wir heute, daß wir früher über dem Glanze dieser Leistung die verborgenen dunklen Punkte zu wenig beachtet haben, wo sie sterblich war und wo das Unheil später einsetzen konnte. Sie hat dem preußischen Militarismus zu viel Spielraum gelassen und damit auch [221] jener gefährlichen Mentalität preußischer Selbstgenügsamkeit, die er in den Führern des Reichs und im Bürgertum erzeugen oder fördern konnte.“⁶⁵

Wie unsicher und kümmerlich ist diese Analyse – und wir empfinden das ganz besonders, wenn wir an die Analyse dieser Jahre durch Engels in „Die Rolle der Gewalt in der Geschichte“ denken. Wie recht haben wir, Meinecke einen durchschnittlichen Historiker der Bourgeoisie im Stadium des Imperialismus zu nennen! Aber was muß es ihn an Überwindung eigener Vorurteile gekostet haben, um zu diesen Schlußfolgerungen zu kommen! zu diesen Schlußfolgerungen, die, wie Lozek mit solchem Recht sagen würde, nur „Randschlußfolgerungen“ sind – denn – man stelle sich vor! – in dem zitierten folgenden Absatz heißt es: „Dennoch und trotz aller sonstigen Risse und Sprünge im Gefüge (Kulturkampf, Sozialdemokratie) war noch so viel gesundes Gleichmaß der Kräfte und so viel schaffensfrohe Lebensenergie bei Führern und Geführten, daß von dieser gänzlichen Entartung bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges nicht gesprochen werden dürfte. Wäre die Bismarcksche Vorsicht und weise Behutsamkeit in der Europa- und Weltpolitik seiner Nachfolger auch weiter geübt worden, so hätten wir auch die Gefahrenzone der imperialistischen Ära ungeschädigt durchschreiten und vielleicht auch in der Heilung unserer inneren Schäden vorankommen können.“⁶⁶

Aber Meinecke bleibt doch nicht dabei stehen. Es wühlt weiter in ihm. Sein Urteil über die Ereignisse dieser Zeit wird schärfer. „Die deutsche Katastrophe“ war Ende 1945 beendet worden. Ein Jahr später hält er ein Colloquium zu dieser Problematik ab und schreibt darüber an Kaehler (8. Dezember 1946): „Thema: Die Wirkungen der Konfliktszeit und des Jahres 1866 auf das politische Denken und Wollen der Menschen in Deutschland, – Sieg also Bismarcks über das primär liberale Prinzip im Staatsleben, – Sie werden schon ahnen, was für weitere schicksalhafte Fragen für mich noch dahinter stehen.“⁶⁷ Schon einige Monate vorher (15. August 1946) hatte er an Spranger geschrieben: „In meiner Lektüre stehen jetzt die Jahre 1866 ff. und 1871 ff. als Schicksalsjahre für die verhängnisvollen Umgestaltungen des deutschen Menschentums obenan. War nicht auch hier Gutes und Schlechtes, Heilvolles und Unheilvolles, Gesundes und Entartetes fast kaum unterscheidbar miteinander verwachsen? Und fällt nicht hier auf Bismarck auch und auf seine Reichsgründung ein problematisches Zwielficht? Ich ringe damit, hier klarer und schärfer und vor allem gerechter zu sehen als bisher. Möchte einem die rechte Erleuchtung kommen, noch bevor man von dieser Erde abberufen wird.“⁶⁸

⁶⁵ Werke, Bd. VIII, S. 380.

⁶⁶ Ebendort, S. 381.

⁶⁷ Werke, Bd. VI, S. 507.

⁶⁸ Ebendort, S. 595 f.

Und noch einmal an Spranger am 11. November 1946: „Mein Thema ist: Bedeutung der Konfliktzeit und des Jahres 1866 für die Wandlung des öffentlichen Geistes, für das Zurückweichen der liberalen Ideen vor den nationalen und machtpolitischen Tendenzen. An Rudolf Hayms Entwicklung kann man das z. B. wundervoll beobachten. Ja, wenn ich nur jünger wäre, dann könnte man aus den ungeheuren Lehren dieser Zeit noch einiges herausschlagen als historischen Gewinn. Aber, [222] so muß ich mir jetzt sofort einwenden, ist es nicht kläglich und egoistisch, dies ungeheure Unglück unseres Volkes jetzt als Stoff für historische Vergnügungen auszunutzen? Zuweilen möchte man ja immer wieder aufschreien, und nun zumal jetzt, wo unser Gesamtdasein immer dunkler und dunkler zu werden droht.

Da greift man dann zum Troste wieder zu Goethe und zu dem intensivsten Interpreten Goethes, der den Namen Spranger führt. Aber ich erinnere mich, wie Sie vor zwei Jahren aus der Gefängnishaft kamen und mir gestanden, daß auch Goethes Gedanken zum Verständnis unseres jetzigen Infernos nicht ausreichten. Mit diesem Problem ringe auch ich. Aber wenn ich Ihre Aufsätze jetzt lese oder wiederlese, so ist mir, als höre ich eine ganz innerliche und tröstende Kammermusik gleichzeitig als eine ganz ferne und eine ganz nahe.“⁶⁹

Sicher steht er jetzt schon nicht mehr zu dem bequemen Schluß der Betrachtungen des letzten Buches. Aber was kostet ihn jeder weitere Schritt! 84 Jahre ist er, als er so an Spranger schreibt. Und in welchem tragischen Konflikt steht der alte Mann! Mit welchem intellektuellem Vergnügen betreibt er Geschichte, sucht er als echter Wissenschaftler alle neuen Lehren und Wahrheiten, die ihm die jüngste Vergangenheit gegeben, zu verarbeiten, immer auf der Suche nach neuen Erkenntnissen, immer bemüht, eine „wirkliche“ Geschichte zu schreiben. Und dann erinnert er sich daran, was für schreckliche Ereignisse es sind, die ihm neuen Anstoß zum Nachdenken gegeben, und er möchte aufschreien. Das Unglück seiner Klasse – und damit für ihn des ganzen deutschen Volkes – Ursache für das Vergnügen an neuem Fortschritt in seiner Wissenschaft, Anregung zu neuen Forschungen! Welche Tragik für einen Wissenschaftler der Großbourgeoisie, der keine schöne Zukunft für seine Klasse, für „sein“ Volk voraussehen kann, der in dem Prokrustesbett der Ideologie seiner zum Untergang verurteilten Klasse gefesselt liegt!

Und in dieser Situation flüchtet sich Meinecke zu Goethe, der – wie traurig – auch nicht erklären kann, aber dessen Interpret, der Freund Spranger, doch trösten und mildern kann wie ganz intime, leise Kammermusik.

Und nun zu dem Problem Burckhardt – Ranke.

Burckhardt war ein Außenseiter der Geschichtsschreibung, ursprünglich ein Schüler Rankes, von dem er die schier unendliche Vertiefung in das Quellenmaterial gelernt hatte, dann aber ganz andere Wege gehend.⁷⁰

Burckhardt entwickelte sich zum scharfen Antikapitalisten und Feind der Werktätigen „Einmal werden der entsetzliche Kapitalismus von oben und das begehrlische Treiben von unten wie zwei Schnellzüge auf denselben Geleisen gegeneinanderprallen“ schrieb er am 27. Dezember 1890 dem Freunde Preen.⁷¹ Burckhardt haßt den Kapitalismus, insbesondere auch seine Technik, seinen Militarismus, seine Bürokratie, seine Machtkonzentrationen in Politik (Staat) und Wirtschaft wie ihn ein hochgebildeter, kulturliebender, künstlerisch begnadeter Kleinbourgeois [223] (welch absurde Kombination!) hassen muß. Ein Mensch aus einer so ganz anderen Welt als der Preußens.

Und ihm nähert sich mehr und mehr Meinecke, der einst ein so „strammer Preuße“ gewesen war, dem der Staat und das Recht identisch gewesen waren, der an die „edle“ Kombination von Kultur, Technik und Militär im kaiserlichen Deutschland geglaubt hatte. Ihm und gleichzeitig

⁶⁹ Ebendort, S. 599 f.

⁷⁰ Vgl. zum folgenden auch J. Kuczynski, Die Muse und der Historiker. Berlin 1974.

⁷¹ J. Burckhardt, Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen. Stuttgart und Berlin 1922. S. 271.

dem so viel weiseren, tiefer in manchem sehenden und auch zum Pessimismus neigenden alten Fontane.

Schon zu Ende des Jahres 1940 erinnert er sich ernsthafter an Burckhardt und schreibt (am 12. Dezember) an den Historiker Wilhelm Steffens: „Zum Geburtstage schenkte mir meine Frau die letzten, jüngst veröffentlichten Fontanebriefe (u. d. T., Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe‘). Lassen Sie sich die nicht entgehen! Der Mann hat schon damals tief hineingesehen in die inneren Risse unserer Zeit. Die früheren Briefsammlungen von ihm werden Sie kennen? Man wird oft an Burckhardtsches Ahnungsvermögen dabei erinnert.“⁷² 1942 beginnt er zu ahnen, wie Burckhardt, den er jetzt eifrig liest, ihn beeinflussen wird. Am 13. Mai heißt es in einem Brief an den Historiker Walter Goetz: „Kennen Sie, was deutsche Historiographie des 19. Jahrhunderts betrifft, den Bd. IX der Dilthey’schen Schriften ‚Vom Aufgang des geschichtlichen Bewußtseins‘? Es ist viel *sehr* Schönes, aber auch einiges Schwächere und Zeitbedingte darunter. Aber was für ein prachtvolles Gesamtthema wäre einmal für einen Jüngeren die ganze historiographische Bewegung Deutschlands im 19. Jh., allein schon die Konfrontation Burckhardt: Dilthey. Die Maßstäbe des Urteils werden dabei *nach* diesem Kriege sich wahrscheinlich sehr gewandelt haben.“⁷³ Im November 1942, in einem Dankwort an Kaehler für Glückwünsche zum 80. Geburtstag, noch einmal ein Versuch zur Distanzierung von Burckhardt: „... Es ist, seit wir uns sahen, einiges ins Rutschen gekommen, und gewisse Befürchtungen fangen an, sich zu verwirklichen. Amüsant war mir vor acht Tagen ein Zusammensein mit Schacht im Hause von Kathinka*, – lauter Spiegelfechtere. Im übrigen habe ich in den letzten Wochen fast nichts anderes getrieben, als dem Nachklange eines wunderschönen Tages nachzugehen und den Menschen, die mir so viel Gutes angetan haben, nach und nach zu danken. Wie ich vorher viel in Burckhardt und Ranke gelesen hatte, so jetzt, um die Kontraste mir wieder bewußt zu machen, wieder viel Kapitel von Treitschke – die Bewunderung steigt dabei eher noch, aber auch die Distanz; das Fremdgefühl gegen die von ihm einst repräsentierte, von unsereins selber im Mansardenstock einst bewohnte Welt ist gewachsen. Einen rührenden Gruß aus Treitschkes Hause aber erhielt ich – Maria v. Treitschke hatte vor ihrem Tode ihrer Haustochter aufgetragen, bei meinem 80. Blumen zu bringen, und so geschah es.“⁷⁴

Doch der Versuch mißlingt. Am 16. April 1943 ist er endgültig zu Burckhardt zurückgekehrt. Treitschke ist völlig in die Vergangenheit gesunken, Ranke aber wird immer wieder auftauchen (an Kaehler): „Nun kehre ich von ihm wieder ein-[224]mal zu Burckhardt zurück mit seiner geheimnisvollen Anziehungskraft, und [man] fühlt sich von ihm selbst zugleich ironisch und mitleidig, beinahe warm mitleidig angesehen ... Interessanter als diese Jugendarbeiten zu zensieren, ist ja die Frage, in welchen Erlebnissen wurzelt eigentlich die spätere großartige Prognose des 20. Jh. bei ihm?“⁷⁵ Und im nächsten Brief an Kaehler (4. Juni 1943) heißt es:

„... Sekurität gibt’s nun einmal nicht mehr im Leben. Wir müssen uns damit abfinden, daß wir auf abschüssiger Bahn uns befinden und den tiefsten Punkt, bis zu dem es gehen wird, nur in der Phantasie ahnen können.

In solcher Lage und Stimmung beschäftige ich mich immer noch mit Burckhardt, der einem jetzt immer wichtiger wird. Ob er am Ende dieser Krisis am Ende über Ranke siegen wird? Nicht ganz und gar, aber einen großen Teilsieg wird er, was Einschätzung der modernen Geschichtskräfte betrifft, erfechten. Dabei ist er aber selber von merkwürdigen Gegensätzen, ja Widersprüchen in sich durchzogen und so durchfurcht, daß man immer wieder eine neue Nuance an ihm sieht. Und für vieles kann er uns unerreichbares Vorbild werden.“⁷⁶ Am Ende des

⁷² Werke, Bd. VI, S. 196 f.

⁷³ Ebendort, S. 204.

* Katharina von Kardorff-Oheimb.

⁷⁴ Ebendort, S. 409.

⁷⁵ Ebendort, S. 420.

⁷⁶ Ebendort, S. 421.

Krieges schreibt er schon schärfer pointierend an Kaehler (24. Januar 1945): „Wir grübeln heute beide über dasselbe Grundthema, die Kluft zwischen 19. und 20. Jahrhundert, Sie mehr kritisch gegen das (in der Tat, in vielem) oberflächliche 19. Jahrhundert, ich mehr kritisch gegen das wildgewordene 20. Jahrhundert. Aber beide Kritiken müßten irgendwie einmal vereinigt werden, um einen höheren Standpunkt zu gewinnen. Wir beide aber folgen dabei einem Wandel des historischen Grundinteresses, der durch Burckhardt in Fluß kam. Statt wie bisher primär nach Taten und Werken der Menschen zu fragen, fragen wir: Wie wirkten Taten und Werke auf die Seele des Menschen selbst! Also – Geschichte des Menschentums als große historische Zukunftsaufgabe, – falls überhaupt noch Historie erforscht werden kann.“⁷⁷ Ständig ringt er weiter um das Problem. Am 24. März 1947 teilt er Gustav Mayer mit: „Jetzt bereite ich mich auf mein Sommercolloquium vor: ‚Rankes und Burckhardts Geschichtsauffassung‘ – ein gewaltiges tief mich bewegendes Thema. Ob man, über beide hinaus, zu einer noch umfassenderen und gerechteren Gesamtauffassung wird gelangen können? Denn weder der Eine, noch der Andere sagt uns das allerletzte Wort! Ich auch nicht! Nur der liebe Gott kann es sprechen.“⁷⁸ Zwei Monate später ist er hoffnungsvoller – vielleicht braucht man nicht auf das letzte Wort des lieben Gottes zu warten, vielleicht kann ein Mensch es sprechen und so schreibt er an Dehio (am 15. Mai 1947): „Heute über acht Tage will ich in der Akademie meinen längst vorbereiteten Vortrag über ‚Ranke und Burckhardt‘ (das Thema auch meines jetzigen Sommercolloquiums) halten und hinterher im neuen Akademieverlag erscheinen lassen, – hätte ich ihn doch vorher mit Ihnen durchsprechen können! Aber Ihr Brief zeigt mir schon, daß wir in der Hauptsache vollkommen harmonieren! Was Sie die extravertierte und die introvertierte Geschichtsbetrachtung nennen, habe ich mit etwas anderen Worten auch zu sagen versucht. [225] Hinwendung von der Rankeschen Frage nach dem, was der Mensch geschichtlich geschaffen hat, zu der Burckhardtschen Frage, wie der schaffende Mensch denn selber beschaffen war, – was übrigens eine spätere Vereinigung beider Fragen durchaus nicht ausschließt.“⁷⁹

Lozek und Syrbe erklären Meineckes Hinwendung zu Burckhardt so: „Nicht zu Unrecht wird Meinecke von seinen Anhängern als der ‚Historiker in der Krise‘ bezeichnet. Daraus erklärt sich unter anderem auch die hauptsächlich nach der Niederlage des deutschen Imperialismus 1945 erfolgte Hinwendung Meineckes zu Burckhardt, dessen Geschichtspessimismus und ‚Krisenbewußtsein‘ schon frühzeitig die Perspektivlosigkeit imperialistischer Machtpolitik widerspiegeln. Hinzu kam, daß einige Elemente des von einer aristokratisch-konservativen Geisteshaltung ausgehenden kulturgeschichtlichen Historismus Jacob Burckhardts, vor allem seine Vorbehalte gegenüber dem preußisch-deutschen Militarismus und dessen aggressivem Machtstreben, sein Antidemokratismus und die Ablehnung revolutionärer Entwicklungen, in jener Situation besonders geeignet erschienen, die vom realen Geschehen arg ramponierte Geschichtsideologie Rankescher Observanz wieder aufzuwerten und den neuen geschichtlichen Bedingungen anzupassen. Nicht zuletzt boten die skeptizistischen Auffassungen Burckhardts von der historischen Diskontinuität die Möglichkeit, den Faschismus aus der kontinuierlichen Entwicklung des deutschen Imperialismus hinwegzumanipulieren. Der für eine erneute Rückgewinnung der Macht der deutschen Großbourgeoisie eintretende Meinecke, in stärkerem Maße gilt das noch für Gerhard Ritter, war jedoch nicht bereit, Burckhardt in seiner extremen Verurteilung der Machtidee – ‚Die Macht ist böse an sich‘ – zu folgen. Meinecke war bestrebt, eine Stellung ‚zwischen Ranke und Burckhardt‘ einzunehmen.“⁸⁰

Da Burckhardts Hauptwerke bekanntlich in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts geschrieben wurden und in seinen Briefen die Hauptkritik an der deutschen Entwicklung in den Jahren, die Lenin den „Höhepunkt der Freien Konkurrenz“ nennt, geübt wurde, ist es unwahrscheinlich,

⁷⁷ Ebendort, S. 487.

⁷⁸ Ebendort, S. 276.

⁷⁹ Ebendort, S. 280.

⁸⁰ G. Lozek und H. Syrbe, a. a. O., S. 29.

daß sie „frühzeitig die Perspektivlosigkeit imperialistischer Machtpolitik“ widerspiegeln. Sie spiegeln vielmehr unter anderem die Kunstfeindlichkeit, ja die Kulturfeindlichkeit des Kapitalismus wider, und da es Meinecke gilt, „die deutsche Kultur inmitten des staatlichen Zusammenbruchs“ zu retten, und da dieser staatliche Zusammenbruch durch eine Meinecke böse erscheinende Machtzusammenballung, den Faschismus, hervorgerufen wurde, so ist die Entdeckung Burckhardts als eines Retters aus der historisch-ideologischen Not nur natürlich. Richtig sind darum auch die Ausführungen von Lozek und Syrbe über die Zuneigung Meineckes zu Burckhardts Abscheu (nicht „Vorbehalte“ gegen!) vor dem deutschen Militarismus und (Meinekkes Antibolschewismus entsprechend) seinem Antidemokratismus. Falsch wieder die Behauptung, daß Meinecke den Faschismus als eine völlige Abweichung vom Rest der deutschen Geschichte betrachten wolle – im Gegenteil, Meinecke ist auf das ehrlichste bemüht, die Wurzeln [226] der Entwicklung in der weiteren Vergangenheit zu suchen. Richtig wieder die Feststellung, daß Meinecke versucht, eine Position zwischen Ranke und Burckhardt zu finden.

In seinem Vortrag in unserer Akademie über „Ranke und Burckhardt“ führt Meinecke aus:

„Ranke ist mir seit meiner Studienzeit ein Leit- und Polarstern gewesen. Burckhardt hat erst später für mich zu leuchten begonnen „... Rankes“ Werke insgesamt aber in ihrer zusammenhängenden Fülle von der jugendlich genialen Einleitung über die Einheit der romanischen und germanischen Völker an bis zur Altersweisheit der Weltgeschichte, haben – bis in die Zeiten des Dritten Reiches hinein – das historische, ja auch das historisch-politische Denken und Forschen in Deutschland stärker beeinflußt als die historischen Werke Burckhardts vom Zeitalter Konstantins an, die als einsam-singuläre Hervorbringungen eines seltenen Genius gewiß wohl Bewunderung und zum Teil auch Tiefenwirkung erzielten, aber jenes innersten Zusammenhanges der Wirkungen wie bei Ranke entbehrten.

Heute aber beginnen wir uns zu tragen: Wird uns und den nach uns historisch Forschenden nicht Burckhardt am Ende wichtiger werden als Ranke?

Sie ahnen, was diese Frage bedeutet. Geschichtliche Betrachtung und Miterleben der eigenen Zeit und ihrer Schicksale bilden eine untrennbar innere Einheit im Geiste des Historikers, die befruchtend und beschränkend, fördernd und hemmend zugleich sein Geschichtsbild gestaltet. Was wir erlebt haben in den letzten 14 Jahren, zwingt uns ganz neue Aspekte und Probleme für unsere eigene geschichtliche Vergangenheit auf. Wir müssen vielfach umlernen und uns doch dabei hüten, der bloßen Konjunktur und den emotionalen Eindrücken des neu Erlebten zu erliegen. Aber mit aller Behutsamkeit darf man doch sagen: Burckhardt hat tiefer und schärfer in das geschichtliche Wesen der eigenen Zeit hineingesehen, hat infolgedessen auch das Kommende bestimmter und sicherer voraussehen können als Ranke.“⁸¹

Warum ist ihm Burckhardt heute näher als Ranke? Meinecke sagt: „Sein tief gewurzelter Pessimismus, der ihn nach seinem eigenen Geständnis schon von Jugend auf an die Hinfälligkeit alles Irdischen mahnte, ließ es zu keinem solchen Idealbilde von regelmäßiger Fortentwicklung der Weltgeschichte kommen, wie Ranke es hoffend und glaubend im Herzen trug. Ja, eben das, was Ranke als das Unregelmäßige empfand, wurde ihm zur düstern Regel, nach der sich die Geschehnisse des Abendlandes im 19. und 20. Jahrhundert vollziehen würden. Denn er sah schreckliche Zeiten der Barbarei für dieses heraufziehen in unausweichlicher Notwendigkeit. Seine eigenen und eigensten politischen Wünsche aber begegneten sich dabei durchaus mit denen Rankes – denn sie gingen auf Erhaltung der alten konservativen Welt und ihrer Autoritäten gegenüber dem Ansturm der Massenbewegungen, der seit der Französischen Revolution sie bedrohte. Er lehnt diese sogar viel radikaler und hassender ab als Ranke, der doch in dem Kampfe der beiden feindlichen Prinzipien von Monarchie und Volkssouveränität ein positives Lebenselement sah und Synthesen der alten Monarchie mit gewissen bestimmten Forderungen

⁸¹ Fr. Meinecke, Ranke und Burckhardt, Berlin 1948, S. 3 f.

[227] der Massenbewegung für möglich, ja schon für erreicht und lebensfähig hielt. Burckhardt würde diese Synthesen belächelt und *Principiis obsta* [wehre den Anfängen] gedacht haben. Es ist ja eigen genug, daß dieser verbissene Feind moderner Demokratie uns in unserer heutigen demokratischen Ära wieder nähergerückt ist als Ranke, und es läßt sich vielerlei auch zur Kritik Burckhardts und zugunsten einer gesunden und lebensfähigen Demokratie hier sagen. Sicher aber ist, daß er, fester als Ranke in seiner preußisch-deutschen Geborgenheit und Sekurität es tat, der eigenen Zeit an den Puls gefaßt hat.“⁸²

Letztlich eint Burckhardt und Meinecke, den „Historiker in der Krise“, daß Burckhardt den Pulsschlag der eigenen Zeit besser hat schlagen hören als Ranke und darum die ganze Labilität der Herrschaft des Kapitals, dessen Widersprüche, wie wir sagen, besser, deutlicher erfaßt und gemessen hat.

Und dann kommt Meinecke auf die Rolle der Macht, des Staates, zu sprechen:

„Damit kommen wir zum Problem der Macht und des Machtstaates überhaupt, das beide Denker wieder grundverschieden beantworten. Burckhardt datiert den modernen Machtstaat natürlich nicht erst von 1789 an, wo ihm nur eben neue Quellen zuströmten, sondern schaut schon seinen Anfängen seit Ausgang des Mittelalters mit unverhohlener Antipathie ins Auge. Denn die Macht an sich ist böse, sagt er ja mit Schlosser. Das ist das furchtbare Grundgefühl Burckhardts, mit dem er den Staat überhaupt und seine Bedeutung für die Menschheit betrachtet. Wie ein immer wieder angeschlagener dunkler Akkord klingt es durch alle seine Urteile über die politische Geschichte der Völker hindurch. Der Staat an sich aber verblaßt ihm darüber zum bloßen ‚Notinstitut‘, zu einem ‚negativen Sturmdach‘, wie er sagt, und müßte, wenn er so wäre, wie er ihn sich eigentlich wünscht, sich auf die Wahrung von Recht, Ordnung und Ruhe im Innern beschränken. Also der Nachtwächterstaat, wie ihn der junge Wilhelm von Humboldt gewollt hatte.

Wie anders da Ranke! Die Staaten sind, so heißt es im Politischen Gespräch von 1836, Individualitäten, ‚geistige Wesenheiten‘, originale Schöpfungen des Menschengenies – man darf sagen ‚Gedanken Gottes‘. Göttlichen Anhauch und menschlichen Antrieb zugleich nennt er den Geist des Staates. Daß auch der Machttrieb des Staates entarten und hybrid werden könne, wußte er freilich auch und hat es oft in seinen historischen Werturteilen anerkannt. Aber im großen gesehen, wird bei ihm die Macht verklärt und vergeistigt. ‚In der Macht an sich‘, sagt er, ‚erscheint ein geistiges Wesen, ein ursprünglicher Genius, der sein eigenes Leben hat.‘“⁸³

Meinecke schließt seine Ausführungen mit dem Postulat einer ganz neuen Geschichtsschreibung, die Ranke und Burckhardt auf höherer Ebene vereinen soll: „Eine solche Forschung wäre dann die Grundlage, auf der eine glücklichere Zeit unter uns auch eine neue Weltgeschichte im Sinne Rankes wieder aufbauen könnte. In ihr würden die Geister Burckhardts und Rankes vereint aufgehoben weiterleben. Aber nicht auf eklektischem Wege wäre ihre Vereinigung denkbar, sondern durch eine tiefere Neubesinnung über das Verhältnis von Macht und Kultur, von Ele-[228]mentarem und Geistigem in Leben und Geschichte. Nur eben bis zur Schwelle dieses Postulats möchte ich heute die Blicke lenken.“⁸⁴

Und weiter konnte der Historiker der Großbourgeoisie auch nicht gehen: bis zum Letzten mahrend, neu die Geschichte zu durchdenken, Vorurteile aufzugeben, jedoch nicht einer Konjunktur zu erliegen, stets an den Grundlehren der Geschichte festhaltend.

Wie genau entsprechen die Forderungen Meineckes den unsrigen, denn es sind die Forderungen an jede gesellschaftswissenschaftliche Arbeit, sie entsprechen der Haltung, die jeder Wissenschaftler einnehmen muß.

⁸² Ebendort, S. 7 f.

⁸³ Ebendort, S. 11 f.

⁸⁴ Ebendort, S. 22.

Aber sie kommen von einem Wissenschaftler, der fest auf dem Boden einer Ausbeuterklasse steht und der so ungebildet ist, uns Probleme zu stellen, wie die „Neubesinnung über das Verhältnis von Macht und Kultur, von Elementarem (materieller Basis – J. K.) und Geistigem in Leben und Geschichte“, die für uns nur noch dringende praktische Probleme sind, weil sie theoretisch-wissenschaftlich von Marx und Engels gelöst waren, schon bevor Meinecke geboren wurde.

Dehio schloß seine Rede zu Meineckes 90. Geburtstag: „Können wir Ranke kennzeichnen als den Historiker der Zuversicht *nach* der Krise der Revolutionsära, so Burckhardt als den der Sorge *vor* der Krise der Weltkriegsära, Meinecke aber als den Historiker *in* der Krise. Wir sahen ihn dieses schwere Los mit dem hingebenden Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit meistern, an den wachsenden Aufgaben stetig emporwachsend, ohne dabei von der frommen Zuversicht Rankes gestützt, aber auch ohne von der Weltangst Burckhardts in die Negation gescheucht zu werden. So vermochte er in gläubiger Treue zu dem abendländischen Geisteserbe Deutschlands einen Weg zu bahnen von der alten nationalstaatlichen Souveränität herüber zu einer neuen und tief verstandenen großabendländischen Solidarität.

Wir danken ihm.“⁸⁵

Die Rede wurde fünf Jahre nach dem Vortrag Meineckes gehalten, zu Ende des Jahres 1952. Die deutsche Großbourgeoisie begann unter der Protektion des Weltkapitals, insbesondere des amerikanischen Monopolkapitals, wieder aufzuatmen und so erschien ihrem Vertreter Dehio und so manchen anderen Ideologen die Scheinlösung Meineckes als Silberstreifen – am Horizont des Abgrunds, dem sie sich immer schneller zu bewegte.

Doch einige Worte in dieser Schlußapothese für Meinecke sind richtig, nämlich die von dem „hingebenden Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit“ an seine Wissenschaft. Und wenn Dehio so sprach, dann dachte er nicht nur an die ferne Vergangenheit, sondern gerade auch an das neunte Jahrzehnt in Meineckes Leben, das am 30. Oktober 1942 begann. [229]

4. Der alte Mann und seine Lebenshaltung

Jacob Grimm hielt in unserer Akademie eine „Rede über das Alter“, die viel Kluges und Schönes über Charakter und Haltung des alten Wissenschaftlers beinhaltete.

„Das greisenalter“, sagt er, „gleichet den abnehmenden wintertagen, an welchen die sonnenstrahlen schräge fallen, dann aber oft noch einen fernen schein über den himmel werfen, wie in unserm landstrich wir besonders art heiteren novembertagen gewahren.“⁸⁶

Wohl kennt er die Nachteile, die Schwächen, die Mängel des Alters – aber es hat auch seine guten Seiten, manche von ihnen ausgebildet in Kompensation für solche, die sich verschlechtern.

Grimm meint zum Beispiel, daß das Verhältnis zur Natur ein näheres werde, „dasz in greisen das gefühl für die natur steige und vollkommner werde als es irrt vorausgehenden leben war und dasz alles sie zum sicheren verkehr mit dieser stillen und fesselnden gewalt dränge oder anweise. mit welcher andacht schaut der mensch im alter empor zu den leuchtenden sternern, die seit undenkbarer zeit so gestanden haben, wie sie jetzt stehn und die bald auch über seinem grab glänzen werden. wie schön begründet ist es, dasz greise die stärkende gartenpflege und bienenzucht gern übernehmen, ihr impfen, propfen geschieht alles nicht mehr für sie selbst, nur für die nachkommenden Geschlechter, die erst des schattens der neupflanzung froh werden können.“⁸⁷

⁸⁵ L. Dehio, a. a. O., S. 15.

⁸⁶ J. Grimm, Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, hg. von H. Grimm, Berlin 1964.

⁸⁷ Ebendort, S. 56 f.

Und dann kommt er zu speziell für den alten Wissenschaftler entscheidenden Aussagen: „junge brut fliegt schnell aus und ein und wird nicht so leicht vom wetter überrascht, die alte biene kommt spät, aber sie kommt doch, in begabten, auserwählten männern halten kraft und ausdauer, fast ohne abnutzung weit länger noch, welche fülle ununterbrochener thätigkeit und geistiger gewalt hat ein Humboldt bis ins fernste alter allen zu staunender bewunderung kundgegeben“⁸⁸ Und anonym nennt er sich selbst als Beispiel für den Arbeitseifer noch in hohem Alter: „ein philolog durfte wagen zuletzt an ein wörterbuch die hand zu legen, dessen fernliegendes, fast zurückweichendes endeziel in der engen frist des ihm noch übrigen lebens, wo die regentropfen schon dichter fallen, leicht nicht mehr zu erreichen steht. diese aus dem bescheidenen gefühl menschlicher unzulänglichkeit entsprungene erwähnung wird nicht misgedeutet werden.“⁸⁹

Doch weiter noch geht Jacob Grimm im Preisen des Alters und höher, noch weit höher schätzt er es ein, gerade für den Wissenschaftler: „Zu also ungetilgter arbeitsfähigkeit und ungetrübter forschungslust gesellt sich aber ein anderer und höherer vorzug der zusamt mit dem alter wachsenden und gefestigten freien gesinnung. in wem (und welchem menschen sollte das versagt sein?) schon von frühe an der freiheit keim lag, in wessen langem leben die edle pflanze fortgedieh, wie könnte [230] anders geschehen, als dasz sie im herzen des greises tief gewurzelt erschiene und ihn bis ans ende begleitete? je näher wir dem rande des grabes treten, desto ferner weichen von uns sollten scheu und bedenken, die wir früher hatten, die erkannte wahrheit, da wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen.“⁹⁰

So kann Grimm gegen Ende seiner Ausführungen feststellen: „Ich nähere mich dem schlusse meiner betrachtungen und glaube manches zur stütze der ansicht vorgebracht zu haben, dasz das alter nicht einen bloszen niederfall der virilität [Manneskraft], vielmehr eine eigene macht darstelle, die sich nach ihren besonderen gesetzen und bedingungen entfalte; es ist die zeit einer im vorausgegangenen leben noch nicht so dagewesenen ruhe und befriedigung, an welchem zustand dann auch eigenthümliche wirkungen vortreten müssen.

„was man in der jugend wünscht, hat man im alter die fülle“ ruft uns ein groszer dichter zu, der selbst eins der reichsten, gesegnetsten alter durchlebte.“⁹¹

Und so kann er auch sagen: „Ein gesundes Alter ist zugleich lebensfroh.“⁹²

Ein gesundes Alter ist zugleich lebensfroh – auch wenn gewisse und gerade für den Wissenschaftler unangenehme Schwächen, etwa nachlassendes Auge und Ohr, wie bei Meinecke, auf-treten.

Wir wollen hier nicht davon sprechen, wie die letzten Jahre des Krieges, so oft im Keller zum Schutz gegen Bomben, verbracht, und die erste Nachkriegszeit dem über Achtzigjährigen mitgespielt haben. Er teilte nur das Los von vielen anderen. Aber wie begegnete er all den Widerwärtigkeiten, all den Schwierigkeiten des täglichen Lebens! Nur aus einem Brief seiner Frau Antonie an Kaehler vom 15. Juni 1945 sei zitiert: „Wir haben unendliches erlebt. Abreise am 16. 3., bestimmt durch Horns und Aubins Rat – kamen in den Würzburger Brand*, mit großen Anstrengungen nach hier. 14 Tage im Schloß**, dann kam die Schlacht um Wässerndorf – 5 Tage und Nächte im festen Schloßkeller – schwerer Beschuß – das Schloß mit größten Werten, auch unsern mühsam hergeschleppten Handkoffern, brannte total ab – unsere Leben blieben erhalten. Wir lebten mit Barons zusammen auf Stroh beim Bauern, haben nun ein eigenes

⁸⁸ Ebendort, S. 58 f.

⁸⁹ Ebendort.

⁹⁰ Ebendort.

⁹¹ Ebendort, S. 61.

⁹² Ebendort.

* Würzburg wurde durch Bomben fast ganz ausgebrannt – J. K.

** Eine Zuflucht für Wissenschaftler – J. K.

Zimmer, alles sehr primitiv und menschlich schwierig, aber wir haben satt Kartoffeln und Gemüse aus dem Garten von Barons, den Ursula* bearbeitet. Sie ist vollkommen Landmagd, erst im Schloß helfend, da sie nicht mehr nach Dahlem zurück konnte, nun hier und unsere große Hilfe, fest und nie verzagend. Sie ist ganz ohne Sachen, wir leben aus einem kleinen Koffer und zwei Rucksäcken. Mein Mann war nach den Brandnächten so erschöpft, daß man wirklich ihm nur das Letzte wünschen konnte. Aber er hat sich erholt, arbeitet geistig, und die Frucht dieser Zeit hofft Ihnen Ursula zu bringen, wenn es ihr mal gelingt, nach Göttingen zu fahren, um zu sehen, ob noch ihr Koffer [231] bei Fräulein Ritter existiert. Das ist die letzte Hoffnung, denn sonst ist alles verloren. Es überwältigt mich nicht die Tatsache, daß wir ganz, ganz arm sind, sondern nur die namenlose Angst um die zwei Dahlemer Töchter. Das Los müssen viele Mütter tragen aber den eigenen Schmerz verkleinert das nicht. Es ist meines Mannes fester Wille, noch dem Vaterlande nützen zu können mit der Feder, es kam noch nicht die Gelegenheit. Wir lesen uns vor. Seine zunehmende Starblindheit ist ein Kummer, und noch keine Aussicht auf Abhilfe. Wir leben ganz still, aber mein Mann hatte durch Wochen einen seltenen, geistigen Umgang mit einem Würzburger Musiker. Jetzt versorgt uns der Nachbarortspfarrer mit Büchern und ist in seiner menschlichen Güte ein Trost.“⁹³

Unter solchen Umständen wird das Manuskript von „Die deutsche Katastrophe“ vorbedacht und geschrieben! Welche Froheit am geistigen Leben, welche Widerstandskraft gegen alle Zustände des täglichen Lebens zeigt Meinecke!

Vielleicht am deutlichsten wird Meineckes Haltung in seinem Briefwechsel mit dem Kulturphilosophen, Pädagogen und Psychologen Eduard Spranger. Beide wohnten nicht fern von einander in Berlin-Dahlem und kamen sich im hohen Alter Meineckes nahe, wurden Freunde. Spranger war 20 Jahre jünger als Meinecke. Er war gegen den Faschismus eingestellt – als Großbourgeois wie Meinecke. Über 1933 berichtet er: „Mit dem Jahr 1933 begannen meine Verwicklungen in öffentliche Kämpfe. Ich konnte die Hochschulpolitik der nazionalsozialistischen Regierung nicht mit meinem Gewissen vereinigen. Im April reichte ich mein Rücktrittsgesuch ein. Die Erwartung, daß eine große Zahl von Hochschullehrern folgen würde, erfüllte sich nicht. Sollte ich allein über den richtigen Weg im Irrtum sein? Die Presse war bereits geknebelt. Es kam zu einem schlechten Kompromiß. Publizieren konnte ich fortan eigentlich nur in den Schriften der Akademie.“ Er wirkte später in Japan. Darauf: „Bald nach meiner Rückkehr brach der Krieg aus. Ich wurde als Heerespsychologe eingezogen und dadurch gegen politische Anfechtungen sicherer gestellt. 1940 hielt ich in meiner Einsegnungskirche den viel beachteten Vortrag über ‚Weltfrömmigkeit‘. Im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 wurde ich im September verhaftet, besonders wegen meiner Zugehörigkeit zu der Berliner Mittwochsgesellschaft, in der u. a. der Generaloberst Beck, Minister Popitz, Botschafter von Hassell, Prof. Jessen und Sauerbruch Mitglieder waren. Über 10 Wochen saß ich im Gefängnis Moabit.“⁹⁴ Nach 1945 wurde Spranger kommissarischer Rektor der Berliner Universität, 1946 ging er nach Tübingen.

Spranger war wie Meinecke ein durchschnittlicher bürgerlicher Wissenschaftler, tief beeinflusst jedoch von der deutschen Klassik und menschlich wohl von einiger Größe – sonst hätte Albert Schweitzer nicht am 8. September 1963 dem achtzigjährigen Spranger schreiben können:

„Diese Zeilen sollen Dir sagen, daß ich bei Dir in Gedanken bin. Daß Du leidest, erschüttert mich. Nie kann ich vergessen, was Du für mich getan hast. Du hast die Idee der Ehrfurcht vor dem Leben auf den Leuchter gestellt, daß sie der Welt offen-[232]bar würde. Ich wußte durch Deine Werke, daß auch Du die Vollendung des Menschen als das wahre geistige Ziel ansahst und daß dies das Wesen Deines Wirkens war. Der Verlauf meines Lebens brachte es mit, daß

* Eine Tochter Meineckes – J. K.

⁹³ Werke, Bd. VI, S. 495 f.

⁹⁴ Eduard Spranger, Sein Werk und sein Leben, Heidelberg 1964, S. 18 f.

wir erst spät persönlich miteinander bekannt wurden. Es war für uns beide ein herrliches Ereignis. Miteinander haben wir die Stimme erhoben, um die Menschen zur Menschlichkeit zu erziehen. Das mußte ich Dir noch einmal sagen. Waffenbrüderschaft herrschte zwischen uns. Was das Bekanntwerden mit Dir für eine Bedeutung hatte, kann ich Dir nicht sagen.

Nun denke ich Deiner, wo Du leidest. Es ist mir, als ob ich bei Dir sein könnte und Dir alles sagen, was Du für mich bedeutest, und wie ich Dich schätze und geliebt habe ... Ach könntest Du die großen Palmen vor meinem Fenster im Glanze der Sonne sehen. Meine Hoffnung ist, daß Dir die Wohltat des Schlafes nicht versagt bleibt und ich Dir noch manches liebe Blatt senden darf.⁹⁵ –Jacob Grimm sprach davon, wie man im Alter der Natur näher kommen kann, sie intensiver genießt – und genau das beobachteten wir bei Meinecke, der sich in seinen Briefen an Kaehler so oft der wärmenden Sonne im Garten erinnert und am 16. August 1943 aus Oberschreiberhau an Spranger schreibt: „Oft summt es mir im Kopfe: ‚Bösen Felsweg auf und nieder trösten, Hafis, deine Lieder‘. Man freut sich noch über jeden Sonnenschein über dem Gebirge, über jede schöne Blume im Garten als Symbol dessen, was vergänglich und unvergänglich zugleich ist.“⁹⁶ und am 2. September des gleichen Jahres wieder an Spranger: „Das Wetter ist recht ungleich wieder, aber jeder Sonnenstrahl, wie heute, weckt auch gleich den unsterblichen Optimismus – den ‚verruchten‘, sagte ja Schopenhauer – wieder.“⁹⁷

Wir sehen, wie jeder Sonnenstrahl auch Meineckes Optimismus stärkt. Und da die Sonne nicht selten strahlt, findet der greise Meinecke immer wieder die Kraft, die Freunde aufzurichten. Am 26. Oktober 1945 konnte Meinecke erstmals nach Ende des Krieges wieder an Spranger schreiben. Dieser antwortet am 11. November tief deprimiert: „So gehen wir aus einer Dunkelheit in die andere; es bleiben nur jene religiösen Tröstungen, von denen wir oft gesprochen haben.“⁹⁸ Meinecke gibt Tröstung, religiöse wie andere und antwortet, der Dreiundachtzigjährige dem Dreiundsechzigjährigen:

„Lieber, bester Freund,

Freude und Schmerz zugleich empfand ich bei Ihrem lieben Schreiben von 11. dieses Monats, – Freude, endlich von Ihnen wieder ein eigen Wort zu hören, Schmerz über Ihre tief erschütterte seelische Lage, Ihre schweren Enttäuschungen über alles Unglück, das Sie nur eben andeuten. Wir stehen alle im Wirbelwinde, behaupten uns mühsam aufrecht, – und sehnen uns alle nach einem Gespräch, um uns alles zu sagen, und können es doch brieflich nur so unvollkommen. Mit umnebeltem Auge und mit klammen Fingern lassen sich keine richtigen Briefe eben mehr schreiben. Verzeihen Sie also meine Kürze und meine Konfusion.

Und doch kommt für uns beide jetzt alles darauf an, ob die religiösen Leitgedanken, [233] die wir bisher bekannten, jetzt wirklich Stich halten, wo wir ‚noch so tief in Schmerz und Qual verloren‘ sind. Ich glaube: Ja, sie halten Stich, und wir und unser Volk sind nicht ewig nur der Sisyphus, der schmerzverzerrt sinnlose Arbeit leistet.

Nur ganz kurz kann ich über uns selbst berichten. Mühselig und peinvoll, und doch nie ganz ohne kleine Lichtblicke, ohne freundliche Berührung mit guten Menschen geht es weiter bei uns ...

Meine Schrift über die deutsche Katastrophe ist jetzt ungefähr druckfertig, und Oldenbourg, der davon hörte, möchte sie verlegen. Aber die Zensurfrage ist noch völlig ungelöst.“⁹⁹

14 Tage später (11. Dezember 1945) antwortet Spranger wieder recht deprimiert: „Für politische Gedankengänge bedarf es der Anknüpfung an eine Realität, die zu retten es sich lohnt. Im Augenblick, der lange dauern kann, sind die Reste allzu dürftig, und auch davon wird hier ein

⁹⁵ Ebendort, S. 136 f.

⁹⁶ Werke, Bd. VI, S. 571.

⁹⁷ Ebendort, S. 573.

⁹⁸ Ebendort, S. 577.

⁹⁹ Ebendort, S. 578.

Stück nach dem andern zerstört. Auf die ‚Broschüre‘ bin ich um so mehr begierig: denn der Historiker, wenn er sagt, wie alles gekommen ist, will zugleich auch sagen, wie alles hätte kommen *sollen*. Ohne einen politischen Bautrieb wäre die Geschichte nur eine verzweifelte Klage auf den Ruinen von Karthago. Also Glückauf für den Druck! ... Zum 200. Geburtstag Pestalozzis am 12.1. soll ich in Hamburg in großem Rahmen reden. Aber wie komme ich dahin? Die Kräfte sind doch sehr zurückgegangen. Es fehlt das Vitamin Hoffnung ... Wir sind hier ein kleines, versprengtes Häuflein. ‚Gespenstisch‘ nannte Baethgen neulich unsere Sitzungen.“¹⁰⁰

Und wieder ist es Meinecke, der ihn aufzurichten sucht: „Wie oft habe ich Ihnen schon in Gedanken auf Ihren letzten lieben Brief vom 11.XII. zu Weihnachten gedankt, aber vor lauter Klemmungen und Hemmungen des täglichen Lebens kam es nicht dazu. Jetzt werden Sie nun gerade aufbrechen zu Ihrem Pestalozzivortrag in Hamburg, – möchte er Ihnen in der Resonanz, die er finden wird, doch auch wieder neuen Lebensmut und Hoffnung geben! In der heutigen Jugend ist doch, trotz aller Verwirrung ihrer Begriffe und ihrer Ratlosigkeit über die einzuschlagenden Wege, immer noch ein gewaltiges Kapital von Energie und Aufbauwillen, eine wunderlich zerstörte und dennoch noch bewohnte und ausbaufähige Ruine, wie unser armes Deutschland überhaupt.“¹⁰¹

Immer wieder ist es die Jugend, auf die der Greis hinweist. Am 17. April 1946 schreibt Meinecke an Spranger: „In dem Urteil über die inneren Ursachen unserer Katastrophe würden wir uns mündlich sicher bald verständigen! Eine chronische seelische Kreislaufstörung hat seit Jahrzehnten das deutsche Menschentum vorbereitet auf das Dritte Reich. Das habe ich auch, nur unvollkommen und fragmentarisch, in meiner Schrift, die jetzt umgebrochen wird, auszuführen versucht. Und wie finden wir uns nun wieder aus ihr zurück? Da bin ich nicht *ganz* hoffnungslos, wenn ich soviel Sehnsucht bei den Jüngeren nach echtem Geiste wahrnehme, – freilich zugleich neben vieler wilder Verzweiflung an allem.“¹⁰²

[234] Und als Spranger in das achte Lebensjahrzehnt tritt, schreibt ihm Meinecke, der in wenigen Monaten in das zehnte treten wird (22. Juni 1952): „Aus vollem Herzen begrüße ich Sie zu Ihrem 70. Geburtstage und zu Ihrem Eintritt in das höhere Greisenalter. Es läßt sich in diesem eine ganze Weile lang noch recht wohl und schaffensfroh leben! Vor allem muß ich Ihnen heute danken für das große Geschenk der Freundschaft, die uns im Laufe der Jahre einander immer näher gebracht hat. Die Freundschaft mit Ihnen gehört zu den Werten, die mir in den letzten schrecklichen zwei Jahrzehnten das Leben lebenswert gemacht haben! ... Ein Universum, das aus seinem Schoße einen Sokrates und Jesus, einen Homer und Shakespeare, einen Goethe und Beethoven hervorgebracht hat, das in unzähligen Menschen den Trieb, das Gute um des Guten willen zu tun erzeugt, kann nicht von Gott verlassen sein. Gott existiert. Das ist die erste überwältigende und beglückende Einsicht, zu der wir immer wieder zurückkehren dürfen, um sie leidenschaftlich zu umklammern, wenn uns die Tatsache, daß auch Satan existiert, erschüttert. Das sind die Gedanken, in denen ich mich heute Ihnen nahefühle!“¹⁰³

Wie schön formuliert Spranger in einem Brief zum 89. Geburtstag von Meinecke das ständige Reifen dieses erstaunlichen Greises und möchte es, mit gewissem Recht, verallgemeinern: „Möge uns auch ihre irdische Gegenwart noch lange geschenkt bleiben. Denn sie richtet uns auf und gibt uns in bedrängter Zeit ein Maß für das, was deutscher Charakter ist. Das hohe Alter ist mit mancher schmerzlichen Verengung der Kräfte und des Wirkens verbunden. Aber die Substanz des persönlichen Wesens reift als ein *perdurabile* [Fortdauer, Beharrlichkeit] weiter und strahlt noch weit in die umgebende Welt aus, durch ihr Dasein und Sosein.“¹⁰⁴

¹⁰⁰ Ebendort, S. 580.

¹⁰¹ Ebendort, S. 581.

¹⁰² Ebendort, S. 589.

¹⁰³ Ebendort, S. 634.

¹⁰⁴ Ebendort, S. 625.

Solches Reifen ist natürlich nur möglich, wenn der Geist ständig rege bleibt. Hören wie den 85jährigen (am 18. Dezember 1947) an Spranger:

„Herzlichen Dank für alles, und herzliche Weihnachtswünsche! Beneidenswert, wie von Ihrem Baume immer wieder neue Früchte fallen, – nicht beneiden aber soll man, sondern sich freuen über alles, was der Eine noch kann und der Andere nicht mehr, – es sind doch alles Zeichen eines ungebrochenen Lebenswillens im deutschen Volke, und Sie sind einer derer, die ihn in erster Linie verkörpern. Ein kleines Fünkchen glüht wohl auch in mir, aber die Krankheit hat mich doch etwas schwächer gemacht. Da ist mir jetzt die Beschäftigung mit W. v. Humboldt, für mein Kolloquium, auch eine große Herzstärkung geworden. Sogar die ‚Briefe an eine Freundin‘, die man mit Unrecht im Werte jetzt etwas herabdrückt, helfen mir, mich hoch zu halten. Wie wenig hat Kaehler das innere Zentrum Humboldts zu sehen vermocht, wie sehr dafür Sie!

Der Magistrat von Berlin forderte mich aus Anlaß der bevorstehenden Gedenkfeier des 18. März auf, ein Wort als Historiker dazu zu sagen. Das habe ich noch im Herbst, vor meiner Erkrankung, tun können und dabei doch, wie ich glaube, unter dem Eindruck unserer Erlebnisse einige neue Gesichtspunkte gefunden, die mich selbst überraschten. Der Satz *Historia vitae magistra* [Geschichte (ist) Lehrmeisterin des Lebens.] muß heute eigentlich [235] umgekehrt werden! *Historiae vita magistra*. Daß man auch dabei auf Klippen stößt, ist klar, aber mit wachsender Selbstkritik kommt man vielleicht daran vorbei.

Hätte man doch einmal wieder ein Gespräch mit Ihnen! Mein Leben wird einsamer, aber immer wieder plötzlich erhellt durch ein gutes Gespräch, so vor ein paar Tagen mit Vierkandt, mit dessen Naivetät eigentlich gut zu plaudern ist selbst über tiefste Fragen.“¹⁰⁵

„Ein kleines Fünkchen glüht wohl auch in mir“ – er hält ein Colloquium ab, liest so manches von neuem dafür, schreibt über 1848, hat neue Gesichtspunkte gefunden, arbeitet mit „wachsender Selbstkritik“ – was für eine wissenschaftliche Lebenskraft, was für eine großartige Haltung: Kraft begleitet durch Selbstkritik!

Die Schrift über 1848 kann uns wissenschaftlich-politisch nichts geben. Aber welcher Historiker konnte solche einleitenden Worte damals schreiben?:

„Am 18. März dieses Jahres wird man, nach einem Jahrhundert ungeheuren Schicksalswandels, hinausziehen in den Friedrichshain und die Gräber der Märzgefallenen von 1848 reich mit Blumen und Kränzen schmücken. Ich kenne diesen Friedhof recht genau. Als Knabe kam ich 1871 mit meinen Eltern nach Berlin und wir wohnten nahe dem Friedrichshain. Zwei Erlebnisse hatte ich damals, die mir heute symbolisch geworden sind. Ich sah von den Fenstern der Universität den Einzug der siegreichen Truppen und in ihrem Gefolge ein kleines Häuflein alter Herren – das waren die Veteranen von 1813, die noch lebten und diesen Triumphzug nun mit schmücken konnten. Und das andere Erlebnis, das war eben ein häufiger Spaziergang in den Friedrichshain, wo uns der Friedhof der Märzkämpfer wie ein unheimliches Überbleibsel einer überwundenen, schlechten und bösen Welt damals erschien. Hellster Sonnenschein dort, tiefdunkler Schatten hier. In diesem Kontrast bin ich aufgewachsen und mußte es nun im Lauf von sieben Jahrzehnten an mir erfahren, wie das, was früher Licht war, sich langsam, schließlich aber immer schneller umschattete, und das, was früher finster war, sich langsam aufzuhellen begann. Viele Gemütswerte, deren ein gesundes politisches Denken im tiefsten Grunde doch immer bedarf, gingen dabei in die Brüche, viel Resignation war nötig. Heute, in der unglücklichsten Lage unseres Volkes, folge ich mit nicht leichtem Herzen der ehrenvollen Aufforderung des Berliner Magistrats, als Historiker ein Wort der Säkularbesinnung nicht nur über das Ereignis des 18. März in Berlin, sondern über das ganze große deutsche Ereignis von 1848 zu sagen – und lege damit in Gedanken auch meinen schlichten Kranz an den Gräbern im Friedrichshain nieder.“¹⁰⁶

¹⁰⁵ Ebendort, S. 608.

¹⁰⁶ Fr. Meinecke, 1848. Eine Säkularbetrachtung, Berlin 1948, S. 7.

Meinecke erinnert auch an Rudolf Virchow in dieser Zeit: „Er war acht Tage vor dem 18. März aus Oberschlesien zurückgekehrt, wo er als Arzt die Epidemie des Hungertyphus zu beobachten Auftrag gehabt hatte. Er war entrüstet über die Unfähigkeit der Behörden, wirksame Hilfe zu schaffen und schon lange überzeugt von der Unhaltbarkeit des absolutistischen Regierungssystems. Er half am 18. März Barrikaden bauen und stellte sich selbst mit einer Pistole bewaffnet an die Barrikade, [236] die die Friedrichstraße von der Taubenstraße sperrte. Sechs Tage später schon mußte er seinem Vater schreiben: ‚Schon beginnt unter der Bürgerschaft (Bourgeoisie) die Reaktion gegen die Arbeiter (das Volk). Schon spricht man wieder von Pöbel, schon denkt man daran, die politischen Rechte ungleichmäßig unter die einzelnen Glieder der Nation zu verteilen.‘ Aber die Volkspartei sei wach und mächtig und werde dahin sehen, ‚daß nicht eine Bourgeoisie die Früchte eines Kampfes genießt, den sie nicht geschlagen hat.‘ Man sieht, wie nahe man damals in Berlin die Verwandtschaft mit den Vorgängen der beiden französischen Revolutionen von 1830 und 1848 empfand. Aber die Probleme der deutschen Revolution waren doch viel komplizierter als die der französischen.“¹⁰⁷

Noch einmal sieht er die ganze Problematik der deutschen Geschichte vom Standpunkt des durch unerhörte Erlebnisse und Wandlungen gegangenen Großbourgeois im, wie Jacob Grimm sagen würde, „schräge fallenden“ Licht der letzten Sonnenstrahlen des Lebens, und die, die seinen Klassenstandpunkt teilen, die zugleich auch Verständnis für diese letzte Frucht eines so überaus regen wissenschaftlichen Lebens haben, sehen voll Bewunderung auf diese Leistung. Kaehler schreibt ihm am 17. April 1948: „Da meine Kräfte nicht ausreichen, um eine vierstündige Vorlesung zu halten, das heißt im besonderen den täglichen Hin- und Rückweg zu bewältigen, da es keine Fahrgelegenheiten hier gibt, so werde ich mich wohl darauf beschränken müssen, ein Publikum über 1848 zu halten und ebenso eine Seminarübung. Und für dieses Publikum entnehme ich Ihrer Säkularbetrachtung, für die ich Ihnen noch gar nicht ausführlich gedankt habe, manche Anregung und manchen Gesichtspunkt zur Beurteilung. Ich darf Ihnen doch wohl, ohne in ein falsches Licht zu geraten, offen sagen, wie sehr ich es bewundert habe, daß Ihnen dieser zwar nur skizzierte, aber doch so inhaltsreiche Essay zu einem so einheitlichen Bildentwurf sich gestaltet hat: ich staune wie Ihnen die Fülle der Problematik des Revolutionsjahres ganz gegenwärtig gewesen sein muß – um den abgebrauchten Vergleich anzuwenden: wie ein Füllhorn, das Sie nur auszuschütten brauchten. Denn irgendwelche ‚Studien‘ zu diesem Behuf konnten Sie und haben Sie gewiß nicht getrieben; die Vergangenheit muß Ihnen wirklich in einer Weise lebendig geblieben sein, die ich nur, um es wieder offen zu sagen, nicht nur bewundern, sondern auch beneiden muß. Was ist das für ein unvergleichliches Geschenk, daß Ihnen in Ihren hohen Jahren diese geistige Spannkraft erhalten geblieben ist und der Forschungsertrag jahrzehntelangen Umganges mit der geschichtlichen Welt sozusagen *ad nutum* * [auf Weisung] zur Verfügung steht! Als historisches Bild schlechthin möchte ich die Säkularbetrachtung, um wieder von der mir so oft zugestandenen Offenheit Gebrauch zu machen, höher stellen als Ihr Buch über die Deutsche Katastrophe, obwohl ich weiß, wie viel mehr von Ihrem historisch-politischen Herzblut in jener Schrift pulsiert. Die Säkularbetrachtung gibt sich dem Leser als eine am Baum jahrzehntelanger Erfahrung mühelos gereifte Frucht, in welche die ganze Summe zahlloser Beobachtungen und Überlegungen am geschichtlichen Stoff einverleibt ist.“¹⁰⁸

[237] Merkwürdig diese schräg fallenden Sonnenstrahlen. Kommen sie nicht auch in einer Anfrage Sprangers an Meinecke zum Ausdruck? (7. April 1953):

„Es würde mich interessieren wie Sie, der Historiker, jetzt über die Zeit als Medium unserer Existenz denken. Mir geht es so, daß sich das Gefühl des Nacheinandererlebthabens immer mehr auflöst in eine Betrachtung eines Nebeneinander. Da ‚wird alle Ferne nah‘ – wenn sie nur

¹⁰⁷ Ebendort, S. 19 f.

* Übertragung einer Leitungsaufgabe bis auf Widerruf

¹⁰⁸ Werke, Bd. VI, S. 521 f.

überhaupt Gehalt gehabt hat. Jugend, Manneszeit, Greisentum erscheinen mir als Gestalten, die in der Tiefe ganz identisch sind. Der Historiker ist bemüht, den kausalen Faden zu finden, der durch die Folge der Ereignisse hindurchgeht. Dahinter aber liegt ein X, das konstant bleibt. Wäre der Historiker davon nicht auch überzeugt, weshalb würde er dann jenen Faden suchen, der allerdings nur dem Reich der Bilder und Erscheinungen angehört?

Und doch: der Historiker kann auch wieder nicht satt werden, die Erscheinungen zu betrachten. Sie sind die Gleichnisse, die Gott vor uns hingestellt hat, damit wir in ihren tiefen Grund hinabschauen und an ihnen weise werden.“¹⁰⁹

Und der über neunzigjährige Meinecke antwortet Spranger in seinem letzten Brief an ihn: „Lieber, teurer Freund! Haben Sie innigsten Dank für den schönen gedankenreichen Brief vom 7.4. Ich denke zwar auch gern über die Wunder und Rätsel der menschlichen Seele nach, bin aber in meiner tief gesunkenen körperlichen Schwäche völlig außer Stande, daraus Mitteilungen zu machen. Ich möchte nur sagen, daß die Ablösung eines Nacheinander unserer Erlebnisse durch ein Nebeneinander auch mir wohl bekannt ist und mir manche schöne, aber auch schmerzliche Stunde bereitet hat.“¹¹⁰

Ganz alt ist Meinecke geworden. Nicht mehr fähig zu Mitteilungen, wohl aber bis zum letzten aufnehmend und in sich verarbeitend – bisweilen mit ganz neuen Begleiterscheinungen, denn noch wenige Monate zuvor, am 6. Februar 1953, hatte er dem Freund geschrieben: „Ich ließ mir jetzt Ihren Beitrag zum Festheft der H. Z. zum zweiten Male vorlesen, um seine tiefen Gedanken mir besser zu Eigen zu machen. Beim Vorlesen kann ich ihnen wohl noch leidlich folgen, aber hinterher entgleiten sie mir nur zu rasch. Dafür habe ich dies Mal etwas Besonderes empfunden, was einen Reiz Ihres ganzen Schrifttums bildet, nämlich die Musikalität, das unwillkürliche Singen und Klingen Ihrer Sätze.“¹¹¹

Wie merkwürdig, gleichzeitig an den großen und fortschrittlichen Wissenschaftler Jacob Grimm und den so durchschnittlichen, wahrlich nicht fortschrittlichen Wissenschaftler Friedrich Meinecke denken zu müssen – aber wir gedachten ihrer hier nicht in Bezug auf ihre Leistungen als Wissenschaftler, sondern in Bezug auf ihre Haltung als Wissenschaftler – und da waren sie beide groß, können uns beide ein Beispiel sein.

¹⁰⁹ Ebendort, S. 637.

¹¹⁰ Ebendort, S. 638.

¹¹¹ Ebendort, S. 636.